

HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt **2019**

Jahrgang 23

**Herausgegeben vom
Heidelberger Geschichtsverein**

Redaktion:
Norbert Giovannini, Carola Hoécker,
Ingrid Moraw, Petra Nellen, Reinhard Riese

Für den Vorstand:
Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1. 1996
Jg. 1. 1996–

2018

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:
Heidelberger Geschichtsverein e.V.

c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther
Klingentorstraße 6
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag – Heidelberg
Gestaltung und Herstellung: Claudia Rink, Heidelberg
Umschlag: Bettina Bank, Heidelberg
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-69-2

ISSN 1432-6116

Inhalt

- 9 **Vorwort**
- 11 **Tabula gratulatoria. 25 Jahre Heidelberger Geschichtsverein**
- 19 **Gedenkjahre aus der Heidelberger Geschichte**
- I. Aufsätze zur Stadtgeschichte**
- 21 **Stefan Bröhl**
Die „Ingram“ und ihr Wappen. Überlegungen zur Frühzeit des Handschuhsheimer Adels
- 33 **Hans Oskar Koch**
Johann Joseph Bode (1730–1807). Ein unbekannter Heidelberger Komponist der Mozart-Zeit
- 47 **Jo-Hannes Bauer**
Die Auflösung der wallonischen Gemeinde in Heidelberg unter Conrad Christian Kilian, Pasteur 1782–1819
- 63 **Ewald Keßler**
Gemeinschaftsschule oder Konfessionsschule. Die Abstimmung für die Gemeinschaftsschule 1869 in Heidelberg
- 85 **Matthias Wermke**
Alt-Heidelberger Originale. Gelebt, geschmäht, vergessen
- 99 **Michael Buselmeier**
Man macht alles nur mit Fanatismus! Stefan Georges Freundeskreis in und um Heidelberg. Ein Essay
- 117 **Hans-Martin Mumm**
Theodor Haubach und Emil Henk. Zwei Georgeaner im Widerstand gegen Hitler
- 137 **Reinhard Riese**
Dreipfeil gegen Hakenkreuz. Von der Erfindung eines Freiheitssymbols in Heidelberg
- 153 **Roland Schäffer**
Schulverweis. Das Jahr 1968 am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium
- II. Topografie, Baugeschichte und Denkmalschutz**
- 173 **Debora Pape**
Viele Wege führen nach Schönau. Die Transportverbindungen zwischen Heidelberg und dem Kloster Schönau
- 187 **Hans-Martin Mumm**
Ein unbeachteter Porträtgrabstein auf dem Bergfriedhof. August Stöpel: Verbindungsstudent und Opfer eines Pistolenduell
- 191 **Christmut Präger**
Helios in Heidelberg – Der Sonnengott im Hauptbahnhof

III. **Miszellen**

- 199 Ingo Runde**
Heidelberg und die Deutsche Nationalversammlung 1848/49
- 209 Gabriele Geibig-Wagner**
„... die Stadt, welche uns recht artig und sauber dünkt“. Richard Wagner in Heidelberg
- 221 Eva Bernhard**
Erinnern und Gedenken – Zum Projekt „Gedenktafel auf dem Kirchheimer Friedhof“ der Elisabeth-von-Thadden-Schule

IV. **Quellen und Berichte**

- 229 Bernd Braun**
„Ein Auferwecker der Nation wie keiner!“ Die neu erworbene Büste von Ferdinand Lassalle im Friedrich-Ebert-Haus
- 239 Walter Petschan**
1250 Jahre Wieblingen: Ein Rückblick auf das Jubiläumsjahr 2017
- 247 Dietrich Dancker**
35 Jahre Heidelberg-Rehovot – Entstehung und Verlauf einer Partnerschaft
- 259 Felix Pawlowski, Jasmin Elsner-Huber, Nadine Povoden, Verena Meier**
Heidelberg im Nationalsozialismus unter die Lupe genommen. Projektbericht der Heidelberger Lupe e.V.
- 263 Michael Braum**
Peter Anselm Riedl und sein Engagement für die Stadt Heidelberg. Oder: Wie hält es die Kunstgeschichte mit ihrer Alltagsrelevanz?

V. **Rezensionen**

- 273 Lisa Rademacher:** Archäologieführer Baden-Württemberg. 62 Ausflüge in die Ur- und Frühgeschichte (Reinhard Riese)
- 274 Francisca Feraudi-Gruénais, Renate Ludwig:** Die Heidelberger Römersteine. Bildwerke, Architekturteile und Inschriften im Kurpfälzischen Museum Heidelberg (Reinhard Riese)
- 275 Evangelische Pflege Stiftung Schönau (Hg.):** Protestantische Räume im Wandel der Zeit. 12 Kirchen in Baden (Enno Krüger)
- 277 Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.):** Päpste – Kurfürsten – Professoren – Reformatoren. Heidelberg und der Heilige Stuhl. Von den Reformkonzilien des Mittelalters zur Reformation. (Carola Hoécker)
- 278 Lukas Ruprecht Herbert:** Die akademische Gerichtsbarkeit der Universität Heidelberg: Rechtsprechung, Statuten und Gerichtsorganisation von der Gründung der Universität 1386 bis zum Ende der eigenständigen Gerichtsbarkeit 1867 (Hansjoachim Rätther)
- 281 Ulrich Wagner:** Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Hans-Martin Mumm)
- 281 Jörg Kreutz, Benno Müller (Hgg.):** Die Rhein-Neckar-Region in alten Landkarten (Debora Pape)

- 282 Klaus-Peter Baumer:** Die Freiherren von Hundheim. Ortsherren in Ilvesheim im Dienste von Kurtrier, Speyer, Kurpfalz und Baden (Hansjoachim Rätther)
- 284 Werner Becker:** Mein Vetter, der Räuber. Das Leben des Friedrich Philipp Schütz, genannt Mannefriedrich, 1780–1812 (Renate Marzolff)
- 286 Udo Bürger:** Die spektakulärsten Kriminalfälle in Baden. Von Giftmischern, Amokläufern und Auftragsmördern (Enno Krüger)
- 287 Klaus-Peter Schroeder:** Jurisprudenz und Poesie. Die Heidelberger Semester Joseph von Eichendorffs, Karl Gottfried Nadlers und Joseph Victor von Scheffels (Hans-Martin Mumm)
- 288 Ingo Runde (Hg.):** Die Universität Heidelberg und ihre Professoren während des Ersten Weltkrieges (Reinhard Riese)
- 290 Dietrich Heither:** Ich wusste, was ich tat. Emil Julius Gumbel und der rechte Terror der Weimarer Republik. **Harald Maier-Metz:** Entlassungsgrund: Pazifismus. Albrecht Götzte, der Fall Gumbel und die Marburger Universität 1930 bis 1946. (Christian Jansen)
- 292 Wolfgang Proske (Hg.):** Täter, Helfer, Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus Nordbaden und Nordschwarzwald (Norbert Giovannini)
- 293 Heinrich Hoffmann:** Der Heiligenberg bei Heidelberg in Bildern des Malers Heinrich Hoffmann (Hansjoachim Rätther)
- 294 Henry Keazor (Hg.): Film Plakat Kunst.** Dietrich Lehmann und der Heidelberger Filmclub der 50er Jahre (Florian Schmidgall)
- 295 Christmut Präger:** Heidelberg einst und jetzt (Claudia Rink)
- 296 Der „Wieblinger Tisch“ (Hg.):** Wieblinger Erinnerungen. Überliefertes, Erzähltes, Erlebtes. Aus Anlass der 1250-Jahr-Feier 2017 (Hansjoachim Rätther)
- 297 Ijoma Mangold:** Das deutsche Krokodil. Meine Geschichte (Ingrid Moraw)
- 299 Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 310 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 312 Über den Heidelberger Geschichtsverein**

Vorwort

Als im November 1993 der Heidelberger Geschichtsverein nach zweijähriger Diskussion gegründet wurde, hatte niemand eine Vorstellung davon, was daraus nach 25 Jahren geworden sein könnte. Jetzt ist der Verein ein Vierteljahrhundert alt und blickt nicht ohne Stolz auf eine erstaunliche Entwicklung zurück. Heidelberg bietet mit seiner Vielfalt mehrere Kristallisationspunkte für historische Vereinsbildungen, zwischen denen wir uns gut behauptet haben: Das Flaggschiff ist das Jahrbuch; die Internetseite „haidelberg.de“ wird weitaus öfter benutzt, als sich das in der Publizistik niederschlägt; unsere Veranstaltungen – Vorträge, Buchvorstellungen, Ausstellungen und Stadtführungen – setzen hohe Standards; mit dem Ebert-Haus, dem Historischen Seminar der Universität, dem Verein Alt-Heidelberg, dem Kurpfälzischen Museum, dem Kulturamt, mit „Natürlich Heidelberg“ des Umweltamts, der Stadtbücherei, dem Universitätsarchiv, der Volkshochschule und dem Literaturhaus Heidelberg haben wir Partner gefunden, die uns mit wechselseitigem Gewinn unterstützen.

Vorangestellt ist diesem Jahrbuch eine Tabula gratulatoria, eine Sammlung von Glückwünschen. Um dem üblichen Schema zu entgehen, haben wir sie nicht nach dem ersten, sondern nach dem dritten Buchstaben alphabetisiert. Herausgekommen ist eine bunte Mischung aus klugen, begeisterten, gelegentlich auch kritischen Reaktionen, die uns ermutigen, die nächsten 25 Jahre anzusteuern. Die anschließende Liste der Gedenkjahre relativiert unser Jubiläum und ordnet es in eine lange Geschichte ein.

Im vergangenen Jahr haben wir zwei Mitglieder verloren, die auch im öffentlichen Leben präsent waren. Reinhard Düchting hat Generationen von Studierenden der Geschichte und der Philologie mittelalterliches Latein gelehrt; er war lange Vorsitzender des Freundeskreises für Archiv und Museum der Universität; mehrfach hat er Beiträge in unserem Jahrbuch veröffentlicht. Wassili Lepanto war Kunstmaler und Stadtrat der Liste „Heidelberg pflegen und erhalten“; sein Engagement galt stets der Unantastbarkeit der Schönheit Heidelbergs. Wir werden beide in ehrender Erinnerung behalten.

Das vorliegende Jahrbuch versammelt wieder Beiträge aus möglichst vielen Abschnitten der Heidelberger Stadtgeschichte. Unser Bemühen, neben erfahrenen auch jüngere Autorinnen und Autoren zu präsentieren, war wieder erfolgreich. Zum Mittelalter haben wir Beiträge zum Handschuhsheimer Adel und zu den Wegeverbindungen zwischen Heidelberg und Schönau. In das 18. Jahrhundert führen die Untersuchungen zu dem Komponisten Johann Joseph Bode und zum Ende der wallonischen Gemeinde. Das 19. Jahrhundert behandeln Beiträge zur Schulgeschichte, zur Nationalversammlung 1848/49 und zu Richard Wagners Beziehungen nach Heidelberg. Den Übergang zum 20. Jahrhundert trifft der Beitrag zu den Heidelberger Originalen. Die Zeit vor 100 Jahren behandeln Aufsätze zur neu erworbenen Lassalle-Büste im Ebert-Haus und zum Grabstein eines Verbindungsstudenten auf dem Bergfriedhof. Die Auftritte zum 150. Geburtstag von Stefan George werden mit Michael Buselmeiers Beitrag zur Vortragsreihe des Germanistischen Seminars und mit

einer Spurensuche zu den Widerstandskämpfern Theodor Haubach und Emil Henk dokumentiert.

Von der Zeit des Nationalsozialismus handeln die Aufsätze zur Dreipfeilkampagne vor 1933, zu dem Schulprojekt einer Gedenktafel auf dem Kirchheimer Friedhof und zur Präsentation des Vereins „Die Lupe“. Die Zeit nach 1945 haben Untersuchungen über die künstlerische Gestaltung des neuen Hauptbahnhofs, über die Ereignisse 1968 am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium und über die Entwicklung der Städtepartnerschaft mit dem israelischen Rehovot zum Inhalt. Ein Bericht über das Wieblinger 1250-Jahre-Jubiläum und eine Würdigung des Kunsthistorikers Peter Anselm Riedl im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um die Altstadtanierung schließen sich an. Rezensionen und Listen neu erschienener Heidelberg-Literatur bilden den Schluss.

Viele Menschen haben unseren Weg in 25 Jahren begleitet. Ohne diese langjährige Unterstützung wären unsere Projekte nicht zu realisieren gewesen. Unser Dank richtet sich an die Autorinnen und Autoren, an die Mitglieder der Redaktion, an die Anzeigenkunden, an die Herstellerin und Verlegerin, an den Vertrieb durch Hansjoachim Räther, an den Buchhandel, an die Mitglieder des Geschichtsvereins und – wie immer zuletzt – an die wichtigste Gruppe, nämlich an die Leserinnen und Leser des Jahrbuchs.

Heidelberg, im Oktober 2018

Hans-Martin Mumm

Claudia Rink

Tabula gratulatoria

25 Jahre Heidelberger Geschichtsverein

Wir vom Verein Heidelberger Gästeführer gratulieren dem Heidelberger Geschichtsverein herzlichst zum 25-jährigen Bestehen. Seit seiner Gründung sind zahlreiche Gästeführer Mitglied im Geschichtsverein und fühlen sich beiden Vereinen aufgrund des gemeinsamen Interesses an der regionalen Historie verbunden. Das jährlich erscheinende Jahrbuch, die Website mit seiner unglaublich reichhaltigen Enzyklopädie, die regelmäßigen Terminankündigungen und die legendären Mumm-Buselmeier-Stadtführungen sind eine unerschöpfliche Quelle für unsere eigenen Stadtführungen. Wir wünschen für die kommenden 25 Jahre viel Erfolg!

Dino Quaas, Heidelberger Gästeführer e.V.

Was ich an der Arbeit und an der Publizistik des Geschichtsvereins besonders schätze: In den Jahrbüchern zur Geschichte der Stadt findet man Dinge, die sonst nirgends zu lesen sind. Sie halten Heidelberger Geschehnisse aus guten wie aus schlechten Zeiten wach, zuweilen betont sachlich, manchmal eher berührend, aber immer historisch genau und zuverlässig. Sie sind Aufklärung im besten Sinne des Wortes.

Prof. Dr. med. Dr. med. dent. **Hans Jörg Staehle**, Direktor der Poliklinik für Zahn-erhaltungskunde

Seit Gründung des Heidelberger Geschichtsvereins e.V. im Jahr 1993 freue ich mich sehr auf den Zugang des Jahrbuchs und lese es mit großer Aufmerksamkeit und Freude. Die Vielzahl der sehr interessanten Beiträge ist informativ, aufschlussreich, unterhaltsam und lehrreich. Zum 25-jährigen Jubiläum wünsche ich dem Verein noch viele erfolgreiche Jahre.

Gustav Knauber, Beiratsmitglied im Stadtteilverein Heidelberg-Rohrbach und Leiter des Heimatmuseums Rohrbach

Eine Stadt lernt sich selbst kennen.

Angelika Andruchowicz, Rechtsanwältin, Verlegerin, Verlag „Das Wunderhorn“

Der Heidelberger Geschichtsverein hat sich zum unverzichtbaren geschichtlichen und erinnerungspolitischen Gewissen der Stadt entwickelt. Auf einem starken Fundament, erwachsen aus einem bürgerschaftlichen Engagement, setzt er in seinen Veranstaltungen und Publikationen immer wieder Marksteine in der Erforschung der Geschichte von Stadt und Region. Damit strahlt er als Leuchtturm unter den historischen Vereinen weit über die Kurpfalz hinaus.

Prof. Dr. phil. **Walter Mühlhausen**, Historiker, Geschäftsführer und Vorstandsmitglied der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, apl. Professor TU Darmstadt

Der Heidelberger Geschichtsverein und sein Jahrbuch bieten eine wichtige Plattform für Forschungen zur Geschichte der Stadt. Aus meiner Perspektive sind vor allem zwei Aspekte von besonderer Bedeutung: Zum einen wird am Beispiel Heidelbergs der Blick auf die Mikroebene ermöglicht, wo sich häufig die Konsequenzen menschlichen Handelns am besten erfassen lassen. Zum anderen ermöglicht es der Geschichtsverein in seinem Periodikum Geschichtsinteressierten hierarchieunabhängig ihre Untersuchungen zu publizieren. Beides ist nicht selbstverständlich.

Dr. phil. **Benjamin Müsegades**, Geschäftsführer des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte

Bereits seit 25 Jahren versorgt der Heidelberger Geschichtsverein alle lokalgeschichtlich Interessierten mit spannenden Beiträgen über historische Ereignisse und Orte aus sämtlichen Epochen der Stadt. Insbesondere das Jahrbuch bietet seinen Lesern stets aufs Neue ein Angebot aus Information, Bildung, Gedenken und Vergnügen. Vielfältige Artikel von Jung und Alt, Historikern, Nachwuchswissenschaftlern, Hobbyforschern und stadtbekannten Persönlichkeiten ermöglichen nicht nur eine vertiefte Beschäftigung mit der kommunalen Geschichte, sondern können darüber hinaus auch einen wertvollen Beitrag zum Verständnis gesamthistorischer Prozesse über den Heidelberger Rahmen hinaus leisten. So macht die lokale Perspektive Geschichte erlebbarer und ermöglicht zugleich eine tiefgehende Analyse von Strukturen und Praktiken, ohne die Rolle der Menschen innerhalb vergangener Entwicklungen in den Hintergrund treten zu lassen.

Daniela Gress, Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle Antiziganismus am Historischen Seminar der Universität Heidelberg

Wenn mich meine Erinnerung nicht narrt, bin ich Gründungsmitglied des HGV, aber ganz sicher das passivste, das es gibt. Noch nie war ich bei einer HGV-Versammlung oder -Veranstaltung. Aber jedes Jahr, wenn das Jahrbuch kommt, verordne ich mir einen Heidelberg-Tag, schmökere durch die Artikel, verbinde Geschichten und Nostalgie und fühle Heimat.

Reinhard Bütikofer, MdEP, Berlin

„Wer die Enge seiner Heimat ermessen will, reise. Wer die Enge seiner Zeit ermessen will, studiere Geschichte“, schrieb Kurt Tucholsky und vergaß dabei, dass das Studium der Geschichte auch die Dimensionen von Heimat erschließen kann. Der Heidelberger Geschichtsverein leistet hierzu seit 25 Jahren wichtige Beiträge, und sein Jubiläum gibt Anlass zu der Hoffnung, dass er die Enge und Weite von Heimat und Zeit auch für künftige Generationen ausloten wird, um ihnen Orientierung zu bieten. Dieser allgemeine Wunsch sei mit einem persönlichen verbunden: Möge sich der Heidelberger Geschichtsverein auch weiterhin neben den „Siegern“ der Geschichte ihren „Opfern“ widmen, wie er dies von Anfang seiner Tätigkeit an mit der lokalen Erinnerung an Repression und Verfolgung während der nationalsozialistischen Herrschaft getan hat.

Prof. Dr. phil. **Frank Engehausen**, Historisches Seminar der Universität Heidelberg

Jede Stadt braucht ein Gedächtnis. Unter diesem Diktum legte vor 25 Jahren der 1993 gegründete Heidelberger Geschichtsverein im Herbst 1996, rechtzeitig zum 800-jährigen Jubiläum der Stadt, sein erstes Jahrbuch vor. Bis heute sind unter der Regie von Hans-Martin Mumm bereits 22 Bände erschienen. Fokussiert auf die Stadt- und Landesgeschichte werden hier von Archäologie bis Zeitgeschichte vielfältige Forschungsergebnisse präsentiert, Rezensionsteil und Liste der Neuveröffentlichungen fördern die fachliche Diskussion. Trotz des Verlustes der städtischen Archivbestände in den Stadtbränden von 1689 und 1693 konnten dank der Untersuchungen von Hans-Martin Mumm und KollegInnen völlig neue Erkenntnisse zur ereignisreichen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte erzielt werden. Das Jahrbuch hat sich als überregional anerkanntes historisches Veröffentlichungsorgan etabliert. Vorstand und Redaktion des Heidelberger Geschichtsvereins ist für diese Leistung Dank und Anerkennung auszusprechen. Ad multos annos!

Dr. phil. **Ulrich Wagner**, Ltd. Archivdirektor a.D., Würzburg

Als durch das Studium nach Heidelberg gekommener Büchermensch schätzte ich besonders das – leider beendete – Format „Erlebte Geschichte erzählt“ und erfreue mich noch immer an der unterhaltsamen und zugleich lehrreichen „Stadtgeschichte im Gehen“ ebenso wie am Überblick über die Neuerscheinungen des Jahres, „Erlesenes Heidelberg“. Neben dem Rezensionsteil und der Bibliographie lese ich im Jahrbuch des Geschichtsvereins bevorzugt Literaturgeschichtliches und Beiträge, die sich mit dem Dritten Reich und dessen Aufarbeitung beschäftigen.

Regina Wehrle, Anglistin und Germanistin, Lektorin im Mattes Verlag

Loben möchte ich das Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins: Einmal wegen der Leidenschaft seiner Autoren, immer etwas Neues zur Geschichte der Stadt und dem Umland publik zu machen. Zum anderen wegen des Engagements der Autoren, Rezensionen zu schreiben. Für den „Kurpfälzer an sich“ ist das Jahrbuch Pflichtlektüre.

Wolfgang Schröck-Schmidt, Kunsthistoriker, Gästeführer

Der Heidelberger Geschichtsverein ist für den studentischen Verein Heidelberger Lupe e.V. von großer Bedeutung, da er uns mit der Expertise der Vereinsmitglieder in der lokalgeschichtlichen Aufarbeitung und Erinnerungsarbeit von Anfang an zur Seite stand. Beiträge des Geschichtsvereins zur Geschichte der Stadt, die u.a. im Jahrbuch veröffentlicht wurden, stellten nicht nur eine wichtige wissenschaftliche Ressource für die Projekte der Lupe dar, sondern gehörten auch studienbegleitend zur Fachliteratur der Studierenden. Einige Mitglieder unseres Vereins erhielten bereits die Chance, eigene wissenschaftliche Arbeiten in Jahrbüchern des Geschichtsvereins einzubringen. Ausgehend von diesen positiven Erfahrungen würde es uns freuen, wenn der Geschichtsverein die Vernetzung mit der universitären Lehre und dem wissenschaftlichen Nachwuchs noch verstärken würde.

Heidelberger Lupe - Verein für Historische Forschung und Geschichtsvermittlung,
Verena Meier (1. Vorsitzende)

Wenn wir entscheiden wollen, wohin wir gehen sollen, müssen wir wissen und verstehen, woher wir kommen. Dies gilt auch für die Entwicklung einer Stadt. Der Heidelberger Geschichtsverein eröffnet durch eine Vielzahl von Untersuchungen und Veröffentlichungen Einblick in einzelne Bereiche der Stadtgeschichte und trägt hierzu bei.

Dr. med. **Arnulf Weiler-Lorentz**, Stadtrat der Bunten Linken

Heidelberg musste 800 Jahre auf seinen Geschichtsverein warten. Zum Glück gibt es ihn nun, einmal jährlich kommt er in Person bei mir vorbei und wirft eine sehr anregende Flugschrift in meinen Postkasten, die ich dann sofort lese. Wer sie abonniert, erweitert den Parcours des Heidelberger Geschichtsvereins.

Hans Thill, Lyriker, Übersetzer, Leiter des Künstlerhauses Edenkoben

Das Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins – ein zuverlässig wiederkehrendes Weihnachtsgeschenk! Herzlichen Dank an die engagierten Autorinnen und Autoren, die akribisch und mit viel Herzblut die Heidelberger Geschichte ausgraben und für die Bürgerschaft facettenreich sichtbar machen. Zum 25 Jahre-Jubiläum meine Anerkennung, ich bewundere diesen Einsatz, die gelungene Arbeit, das gedruckte Ergebnis und auch die engagierte Kontaktpflege über das gedruckte Ergebnis hinaus, die Begegnung der Bürgerschaft ermöglicht und verantwortungsbewusst die lokale Identitätsbildung im Quartier und darüber hinaus fördert.

Irmtraud Spinnler, Stadträtin der SPD

„Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!“, so hat die sozialpolitisch engagierte und historisch interessierte Bettina von Arnim (1785–1859) einmal gedichtet und damit ihrer Vorstellung von Heimat Ausdruck verliehen. Heimat ist Grundrecht eines jeden Menschen und zugleich Verpflichtung. Wenn wir nicht wollen, dass uns Begriff und empfundene Wirklichkeit von Heimat durch politische Scharlatane streitig gemacht werden, dann müssen wir uns für ihre Geschichte interessieren, sie zu erfassen versuchen, auch wenn die Befunde, die dabei zutage treten, bisweilen irritierend sind oder gar bedrückend. Der Heidelberger Geschichtsverein und sein Jahrbuch ermöglichen eine solch unvoreingenommene und zugleich kritische Annäherung an die Geschichte von Stadt und Region. Er trägt auf diese Weise mit dazu bei, Begriff und empfundene Wirklichkeit von Heimat historisch zu konstituieren und beide so auch vor missbräuchlicher Inanspruchnahme zu schützen.

Prof. em. Dr. med. **Wolfgang U. Eckart**, Medizinhistoriker

Für mich lässt sich die Bedeutung des Heidelberger Geschichtsvereins in einem Satz zusammenfassen: Wenn es ihn nicht gäbe, müsste man ihn gründen.

Prof. Dr. phil. **Jörg Peltzer**, Historisches Seminar der Universität Heidelberg

Der Geschichtsverein Heidelberg wird 2018 fünfundzwanzig Jahre alt. Zum Festakt und Jubiläumsdruck möchte ich nachdrücklich gratulieren. Wenn mir Beruf und Politik mal Zeit ließen, griff ich gerne zu den Jahrbüchern. Gerne las ich mehrmals Berichte von Hans-Martin Mumm oder Hansjoachim Räther und vieles andere mehr. Auch die Rezensionen im Anhang und die Berichte über die Verlegungen der Stolpersteine waren mir wichtig. Ich kann nur sagen: weiter so!

Ernst Gund, Oberstudiendirektor a.D., Altstadtrat der CDU

Mit dem Heidelberger Geschichtsverein verbinde ich vor allem das Jahrbuch. Auf vorbildliche Weise sichert es die historische Grundversorgung der Stadt und erzeugt – Band für Band – eine sich ständig erweiternde Geschichte Heidelbergs. Die jeden Herbst von mir mit Spannung erwartete Lektüre bereitet mir viel Freude und bietet Jahr für Jahr neue Entdeckungen.

Dr. phil. **Oliver Fink**, Redakteur

Als freiberuflicher Forscherin fehlt mir die Zeit für Teilnahme an Sitzungen und Veranstaltungen, leider auch meistens, einen Artikel zu schreiben. Aber Jahrbuch und online-Enzyklopädie sind absolut unentbehrlich – Themen, Niveau, Bebilderung: alles großartig. Ich ziehe den Hut vor dem enormen Arbeitseinsatz aller Beteiligten. Herzlichen Glückwunsch!

Sigrid Gensichen M.A., Kunsthistorikerin

Für die hervorragende Arbeit des Heidelberger Geschichtsvereines e.V. – in 2018 25 Jahre alt! – möchte ich mich bedanken. Seit 1998 bin ich Mitglied und bin regelrecht süchtig auf das Jahrbuch geworden. Die Homepage des Vereines schenkt auch u.a. eine außerordentliche und immer aktualisierte Enzyklopädie über Heidelberg und Umgebung. Großartig! MERCI.

Françoise Kloepfer-Chomard, Romanistin

Der Heidelberger Geschichtsverein hat sich in den 25 Jahren seines Bestehens zu einem unverzichtbaren Forum für alle Fragen entwickelt, welche die Geschichte der Stadt Heidelberg betreffen. Dazu tragen zum einen viele kompetente Mitglieder bei, die durch ihre Anregungen, ihre kundigen Führungen, durch spannende Vorträge und informative Veranstaltungen, oftmals in Kooperation mit wichtigen Institutionen und Einrichtungen in der Stadt, Heidelbergs facettenreiche Vergangenheit beleuchten. Vor allem ist es aber das in schöner Regelmäßigkeit von dem Verein herausgegebene Jahrbuch, das als veritabler Thesaurus Historiae Heidelbergensis in keinem Bücherschrank fehlen sollte!

Prof. Dr. phil. **Frieder Hepp**, Direktor des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg

Sich mit Geschichte zu beschäftigen, ist spannend und macht Spaß, gleichzeitig bietet Geschichte Orientierungswissen für die Gegenwart. Für all das legen die vielfältigen Aktivitäten und Veranstaltungen des HGV vor Ort die Basis. Das Jahrbuch eröffnet stets überraschende Perspektiven auf Altvertrautes und erschließt thematisches Neuland – und das völlig ehrenamtlich. So kann man nur hoffen, dass die historische Kompetenz des HGV in Fachwelt und Öffentlichkeit stets gebührend Beachtung finden mag!

Prof. Dr. phil. **Marcus Popplow**, Karlsruher Institut für Technikgeschichte

In der Anfangszeit begeisterten mich die Vorträge des HGV in der Volkshochschule zu stadthistorischen Themen. Da ich Veranstaltungen wegen anderer Termine aber leider oft versäume, schätze ich das Jahrbuch umso mehr und freue mich auf jede Ausgabe. Und besonders wertvoll finde ich die Rezensionen und die Übersicht der Veröffentlichungen zur Heidelberger Stadtgeschichte. Vielen herzlichen Dank für diese aufwändige, aber sehr verdienstvolle Arbeit!

Dr. phil. **Luitgard Nipp-Stolzenburg**, Direktorin der Volkshochschule i.R., Stadträtin von Bündnis 90 / Die Grünen

Einer, dessen Familiengeschichte seit 18 Generationen eng mit derjenigen der Stadt verbunden ist, hat besonderen Grund, der Arbeit des Heidelberger Geschichtsvereins Respekt zu zollen. Mit seinen Veranstaltungen und dem von ihm herausgegebenen „Jahrbuch“ leistet der Geschichtsverein nicht nur einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der Geschichte Heidelbergs und seiner Bürgerinnen und Bürger. Er hält auch das Interesse daran und die Erinnerung an viele, die vielleicht längst schon in Vergessenheit geraten wären, wach. Und das ist in unseren schnelllebigen, so zukunftsorientierten Zeiten ein ganz besonderes Verdienst.

Dr. phil. **Matthias Wermke**, Germanist

Der Schülerin war „Geschichte“ immer ein Haufen abgelebtes Zeug. In einer der ersten Vorlesungen begriff ich dann, dass dies der Kompost war, aus dem alles wuchs, was mich interessierte: Kunst, Literatur, soziale Bewegung – alles. Als ich viel später, in Heidelberg berufstätig, einer hiesigen Lebensgeschichte nachging, war mir die Homepage des Heidelberger Geschichtsvereins unvermutet eine reiche Fundgrube: Was hatte ich alles nicht gewusst! Ich empfehle sie allen Suchenden. Danach wurde mir das „Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ zu einer jeweils im Spätherbst mit Spannung erwarteten vielseitigen Lektüre; in den ersten, nachgekauften Nummern mache ich immer noch Entdeckungen. Hilfreich hinzugekommen ist der vom Geschichtsverein herausgegebene Leitfaden durch die „Heidelberger Straßennamen“. Inzwischen wird mir die Stadt durchsichtig; jetzt bin ich hier zu Hause.

Dr. phil. **Renate Marzloff**, Oberstudienrätin i.R.

Die Initiatoren des Geschichtsvereins wie des Jahrbuchs zur Geschichte der Stadt entstammten der linken Bewegung von 1968, besaßen jedoch die Fähigkeit, sich

gegenüber Personen, Ideen und Themen der bürgerlichen Welt zu öffnen, auch konservative Positionen zu respektieren. Aus dieser Verbindung entstand etwas für Heidelberg Neues; hier wurzelt auch der Erfolg des Jahrbuchs. Dessen besondere Qualität war von Anfang an erkennbar. Bereits der erste Band von 1996 enthält grundlegende Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, bauhistorische Untersuchungen zu den Anfängen Heidelbergs, aber auch Aufsätze zur Architektur des Rathauses, zum Industriestandort Heidelberg um 1900 und zur Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg, dazu stadtgeschichtliche Besprechungen – spannende und lehrreiche Texte, die ich gerade wieder mit Gewinn gelesen habe.

Michael Buselmeier, Schriftsteller

Seit 1996 lese ich die Jahrbücher des Heidelberger Geschichtsvereins. Es entwickelte sich zu einer sehr anspruchsvollen Lektüre. Leider vermisste ich in den letzten Jahren die volksnahen Beiträge der Anfangsjahre.

Ludwig Haßlinger, Geschichtswerkstatt Handschuhsheim

Die Tätigkeit des HGV schätze ich deshalb, weil er mit großer Regelmäßigkeit interessante lokale und regionale, zugleich wissenschaftlich fundierte Forschungsergebnisse veröffentlicht. Er hat hier eine zuvor vorhandene Lücke gefüllt. Auch typographisch und vom Lay-out her gut gemacht, ist das Lesen ein Genuss. Besonders gefallen mir die Miscellen, die auch vielen „kleinen Ergebnissen“ Raum geben. Die Rezensionen verschaffen jedes Jahr einen guten Überblick über die Neuerscheinungen, und man kann sich bei dem ständigen Zeitmangel seine Lektüre gezielt auswählen. Außerdem genieße ich es sehr, bei Fragen, die sich bei meiner eigenen ortsgeschichtlichen Tätigkeit ergeben, im HGV-Vorstand immer kompetente Ansprechpartner zu haben. Weiterhin freue ich mich über die Gespräche beim zweimonatlichen Stammtisch. Vielen Dank an den Vorstand und die Redaktion für ihre Mühe! Dem Heidelberger Geschichtsverein herzliche Gratulation und eine gute Zukunft!

Walter Petschan, Oberstudienrat a.D., langjähriges Vorstandsmitglied im Stadtteilverein Wieblingen

Der Heidelberger Geschichtsverein steht für mich für wissenschaftlich fundierte regionalgeschichtliche Forschung und ein gutes Netzwerk an historisch Interessierten und Forschenden. Die Beiträge des Jahrbuches des Vereins haben mir für mein Studium sowohl als Einstieg als auch zur Vertiefung einer Thematik schon mehrmals weitergeholfen, da sie bislang vernachlässigte stadt- bzw. regionalgeschichtliche Fragen ins Zentrum ihrer Betrachtungen rücken. Ich durfte bereits mit dem Verein zusammenarbeiten und war beide Male begeistert von der Unterstützung, die ich, besonders von Claudia Rink und Dr. Norbert Giovannini, in Form von Beratung, Ratschlägen und lektorischer Arbeit erhalten habe.

Jaqueline Dotzer B.A., Wissenschaftliche Hilfskraft am Historischen Seminar der Universität Heidelberg

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. bietet und fördert historische Informationen zu unterschiedlichen lokalthistorischen Themen. Seine Homepage als auch die seit 1996 herausgegebenen Jahrbücher richten sich gleichermaßen an fachwissenschaftlich und historisch interessierte Laien. Und die Themen für die kommenden 25 Jahre werden gewiss nicht ausgehen ...

Dr. phil. **Peter Blum**, Direktor des Stadtarchivs Heidelberg

Als gebürtige Altstädterin bin ich seit vielen Jahren Mitglied des Vereins. Die zahlreichen informativen Aktivitäten, Vorträge und nicht zuletzt unser Jahrbuch bereiten mir sehr viel Freude. Was gibt es Schöneres als sich mit der Historie und den Traditionen der eigenen Stadt zu beschäftigen? Eine Intensivierung der Kooperation mit dem Historischen Seminar und vergleichbaren Institutionen würde ich mir wünschen. Zum 25-jährigen Jubiläum gilt mein großes Dankeschön dem Vorstand und der Redaktion des Jahrbuchs für die engagierte Arbeit!

Gabriele Faust-Exarchos, Soziologin und Altstadträtin der GAL

Der Geschichtsverein Heidelberg ist eine Bereicherung und aus dem kulturellen Angebot der Stadt nicht wegzudenken. Ich schätze neben dem Jahrbuch insbesondere die Veranstaltung „Erlesenes Heidelberg“, in der Neuerscheinungen eines jeden Jahres in so informativer und amüsanter Art und Weise präsentiert werden. Auch die Spaziergänge zur Stadtgeschichte im Gehen sind ein gutes Beispiel für lebendige Geschichte vor Ort. Außerdem schätzen wir als Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität die Kooperationsbereitschaft untereinander. Ich wünsche dem Heidelberger Geschichtsverein, dass er noch viele Geburtstage feiert und weiterhin die reiche Historie dieser schönen Stadt den Menschen erfolgreich näher bringt!

Dr. phil. **Heike Hawicks**, Lehrbeauftragte am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, Vorsitzende des Freundeskreises für Archiv und Museum der Universität Heidelberg

Ende der 1980er Jahre begann ich, damals Lehrkraft an der Thaddenschule, die Renovierung der sogenannten Schlosskapelle zu befördern und dafür die Lokalgeschichte zu studieren. Dabei kam ich in Kontakt mit Mitgliedern des Heidelberger Geschichtsvereins. Wohnhaft in Handschuhsheim, interessiere ich mich natürlich ebenso für dessen besondere Vergangenheit. Seit der aufschlussreichen Veröffentlichung „Die Heidelberger Straßennamen“ weiß ich nun auch, wie die Amselgasse zu ihrem Namen kam! Heute bedauere ich, dass ich, weil zeitlich und kräftemäßig gebunden, nicht früher in direkten Kontakt mit dem Heidelberger Geschichtsverein gekommen bin und mir so viel entgangen ist, was mich grundsätzlich interessiert.

Dr. phil. **Almut Meyer**, Oberstudienrätin i.R.

2018 – Gedenkjahre aus der Heidelberger Geschichte

vor 500 Jahren	1518 , 26. April	Luthers Disputation vor dem Generalkapitel der Augustinerermönche in Heidelberg
vor 400 Jahren	1618 , 23. Mai	Beginn des 30-jährigen Krieges: Aufstand der böhmischen Stände und Wahl Friedrichs V. von der Pfalz zum König von Böhmen (September 1619)
vor 370 Jahren	Sept. bis Nov. 1648 , 24. Okt.	Komet über Heidelberg Die Pfalz erhält im Westfälischen Frieden die achte Kurwürde.
vor 330 Jahren	1688 , 24. Okt.	Kapitulation Heidelbergs vor den französischen Belagerern im Pfälzischen Erbfolgekrieg
vor 320 Jahren	1698	Der Wiederaufbau der zerstörten Stadt beginnt.
vor 230 Jahren	1788 , 3. Juni	Erster Besuch Friedrich Hölderlins (Heidelberg Ode 1790)
vor 210 Jahren	1808 , Sept.	Achim von Arnim und Clemens Brentano veröffentlichen die letzten beiden Bände der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ bei Mohr und Zimmer.
vor 200 Jahren	1818 , 22. Aug.	Verkündung der Badischen Verfassung
vor 170 Jahren	1848 , Febr./März 5. März	Beginn der Revolution von 1848/49 Versammlung von 51 Politikern im „Badischen Hof“ zur Vorbereitung einer Nationalversammlung
	Dez.	Ludwig Feuerbach hält Vorlesungen über Philosophie im Rathaus.
vor 100 Jahren	1918 , 9.–11. Nov.	Novemberrevolution: Sturz der deutschen Monarchen, Friedrich Ebert wird Reichskanzler, Arbeiter- und Soldatenrat in Heidelberg, Waffenstillstand in Compiègne
vor 80 Jahren	1938 , 9./10. Nov.	Pogromnacht, Zerstörung der Heidelberger Synagogen
vor 70 Jahren	1948 , 20. Juni	Währungsreform
vor 50 Jahren	1968	Erster Höhepunkt der „Studentenunruhen“ in Heidelberg
vor 40 Jahren	1978 , 30. Sept.	Die Hauptstraße wird Fußgängerzone.
vor 25 Jahren	1993 , 12. Nov.	Gründung des Heidelberger Geschichtsvereins

Erneut Preisträger!



BÜCHERSTUBE AN DER TIEFBURG



Dossenheimer Landstr. 2 • 69121 HD-Handschuhsheim
Telefon 06221/475510 • rk@buecherstube-hd.de

www.buecherstube-handschuhsheim.de

Wir bieten

- Kompetente fachkundige Beratung
- Besorgung jedes lieferbaren Buches, auch ausländische Titel
- Antiquarische Suche
- Bestellungen zur Ansicht
- Heute bei unseren Großhändlern bestellen – morgen abholen
- Lieferung bequem nach Hause
- Problemloser Umtausch
- Geschenkverpackung
- Geschenkgutscheine
- Bücherscheck
- Geburtstags- und Weihnachtstisten
- Monatskonto

BE BUCHHANDLUNG AM EICHENDORFFPLATZ

Karlsruher Str. 50
69126 Heidelberg

Telefon: 06221 373837
Fax: 06221 315439
Email: info@buchhandlung-eichendorffplatz.de
Internet: www.buchhandlung-eichendorffplatz.de

Öffnungszeiten: Mo – Fr 9:00 – 13:00 Uhr
14:00 – 18:30 Uhr
Sa 9:00 – 13:00 Uhr



Stefan Bröhl

Die „Ingram“ und ihr Wappen

Überlegungen zur Frühzeit des Handschuhsheimer Adels

Seit den Forschungen des Genealogen Walther Möller gilt als Konsens, dass es zwei Ministerialenfamilien gab, die sich „von Handschuhsheim“ nannten und in keinerlei Verbindung zueinander standen.¹ Tatsächlich sind für die Rumhart/Ingram und die Swicker²/Morhart – so benannt nach den jeweils bei ihnen dominierenden Leitnamen – im 12. und 13. Jahrhundert quellentechnisch keine aussagekräftigen Anknüpfungspunkte nachweisbar. Die Ingram, wie ich sie im Folgenden nennen werde – denn der Name Rumhard verschwindet doch recht rasch aus der Familie – sind die ältere der beiden Sippen. Familienmitglieder nannten sich gesichert ab den 1160er Jahren „von Handschuhsheim“ und tauchen in den Quellen damit rund 40 Jahre vor den Swicker/Morhard auf. Die Ingram orientierten und benannten sich schon ab dem frühen 13. Jahrhundert nach Orten südlich des Neckars. Mehrere Ingram sind mit der Benennung „von Heidelberg“, „von Bergheim“ und „von Wieblingen“ in der Folgezeit nachzuweisen. Ihr Wappen wurde, wenn ich das richtig überblicke, bisher in der Forschung entweder übergangen, falsch rezipiert oder stillschweigend für einen Handschuh gehalten. Zweck dieses Beitrags soll sein, das bzw. ein Wappen der Ingram zu zeigen. Sicher geglaubte Thesen sollen einer Prüfung unterzogen werden. Anschließend soll ein kurzer Überblick über die fast unerforschte Familie selbst folgen.

Das Wappen der Ingram und seine Datierung

Ein Ingram von Wieblingen stellte im Jahr 1395 eine Urkunde aus, die den Tausch seines Burghauses mit dem des Landschreibers Werner Winter von Albig betraf.³ Es handelt sich bei Ingram um den Sohn des 1363 erwähnten Alzeyer Burggrafen gleichen Namens, der 1379 als verstorben belegt ist.⁴ Das Siegelbild der Urkunde von 1395 ist gut erhalten und zeigt einen einfachen, schräggestellten Handschuh.

Dadurch hat man erst einmal Gewissheit, dass es sich bei den Ingram um 1400 tatsächlich um die Nachkommen jener Lorscher Ministerialenfamilie handelt, deren Angehörige sich schon im 12. Jahrhundert „von Handschuhsheim“ nannten. Aufschlussreicher ist aber die Struktur des Wappenbildes: Die Innenseite des Handschuhs ist zum Betrachter gedreht, die einzelnen Fingerglieder sind erkennbar, der Daumen anliegend oder leicht nach oben gestreckt. Das ist weniger banal als es klingt, wenn man sich die zahlreichen möglichen Darstellungsformen einer heraldischen Hand oder eines Handschuhs vor Augen führt. Die „jüngeren“ Handschuhsheimer wählten für ihr Wappenbild offenbar genau dieselbe Darstellungsform, die das bis heute bekannte Wappen des Stadtteils Heidelberg-Handschuhsheim ist. Die Formel „Benennung nach dem Ort = redendes Wappen der Familie“ stellt sich nun bei den Ingram als Treffer heraus, ist aber keinesfalls selbstverständlich oder not-

wendig, wie noch zu sehen sein wird. Anhand der Identität des Wappens der beiden ältesten belegten Handschuhheimer Adelssippen darf die von Möller vorgeschlagene strikte Trennung in zwei nicht stammverwandte Familien zumindest mit



Rundsiegel aus ungefärbtem Wachs, Siegelumschrift beschädigt, unsichere Lesart: + S[igillum] [Ingr]AMI ARM[iger] ... (Vorlage und Aufnahme: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, A 13 Nr. 742)

einem Fragezeichen versehen werden.

Über die Frage, wie weit das Wappen zurückreicht, lassen sich ohne ältere Funde nur Vermutungen anstellen. Bei einem Rechtsgeschäft im Jahr 1261 zwischen der Elisabeth von Rietburg und den Brüdern Ingram und Ingram, Söhnen des miles Ingram de Heidelberg, wurde unter anderem das Siegel der Bürgerschaft von Heidelberg zur Bekräftigung herangezogen, da die beiden Ingrame ihrer eigenen Siegel ermangeten (*fratres Ingramus et Ingramus propriis sigillis carentes*).⁵ Das Phänomen des Vorkommens gleicher Geschwisternamen, was in der Praxis ja

für Verwirrung gesorgt haben dürfte, konnte von der mediävistischen Forschung bislang übrigens nicht zufriedenstellend geklärt werden.⁶ In den Urkunden werden sie mit den Beinamen „der Ältere“ (*senior*) und „der Jüngere“ (*iunior*) auseinandergehalten.

Im Jahr 1268 schenkten diese beiden Ingrame aufgrund eines Sühnevertrages dem Kloster Maulbronn alle ihre Güter und Rechte zu Brühl; hier wird nun ein (gemeinsames?) Siegel der Adligen erwähnt (*sigillo reverendi patris Heinricus episcopi Spirensis et domini Cunradi de Wissenloch dicti Wissenfry nec non civium in Heidelberg atque nostro volumus communiri*).⁷

Die Siegelkarenz der beiden Ingrame im Jahr 1261 muss nicht zwangsweise so verstanden werden, dass das Führen eines Siegels innerhalb der Familie noch nicht üblich war und Mitglieder der Familie erst im Zeitraum zwischen 1261 und 1268 ein Wappenbild wählten. So konnte es beispielsweise vorkommen, dass der Siegelstempel zum Ort des Rechtsaktes nicht mitgeführt werden konnte, da er verloren oder zerbrochen war oder dass lediglich der Senior der Familie ein eigenes Siegel besaß.⁸ Selbst wenn jener Ingram miles zum Jahr 1261 schon verstorben war, mutet es denkbar an, dass seine Söhne dessen Siegel nicht verwenden konnten, da sie selbst

die persönliche Ritterwürde noch nicht erlangt hatten. Bekannt sind einfache Wappensiegel bei Ministerialen schon im ausgehenden 12. Jahrhundert.⁹

Für eine Frühdatierung des Wappens der Ingram, vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, spricht meines Erachtens nach die Wahl des redenden Wappenbildes. Denn warum sollten Angehörige der Familie dieses, den Handschuh, erst dann wählen, als sie sich nach Heidelberg und vor allem nach Wieblingen benannten und in Handschuhsheim schon andere Adlige tonangebend geworden waren? Die einfache, reduziert anmutende Form des Handschuhs deutet womöglich darauf hin, dass es sich hier tatsächlich um das ältere Wappenbild handelt, zumindest, wenn man jenes der sogenannten „jüngeren Handschuhsheimer“ in Vergleich setzt, das häufiger – aber nicht immer – eine recht markante Quaste zeigt.¹⁰

Eher kurios mutet es an, dass Burggraf Ingram um 1363 noch einmal, anscheinend singulär, „von Handschuhsheim“ genannt wurde. Denn Besitz und Rechte der Ingram in oder um Handschuhsheim sind zu diesem Zeitpunkt nicht mehr zu greifen, über ihren vermuteten dortigen Wohnsitz gibt es keine schriftlichen oder archäologischen Befunde.¹¹ 1223 übergaben die Witwe eines Ingram und ihr gleichnamiger Sohn dem Kloster Schönau einen Weinberg zu Handschuhsheim, den sie vom Grafen von Katzenelnbogen als Lehen erhalten hatten.¹² Dies ist die bislang letzte bekannte urkundliche Notiz von Besitz der Familie in Handschuhsheim. Als der jüngere der bereits oben erwähnten Brüder (Ingram iunior) 1262 zu einer Pilgerreise aufbrach, vermachte er dem Kloster Schönau für den Fall seines Ablebens seinen Besitz, nämlich, was er durch Kauf- wie durch Erbrecht besaß, „in Wieblingen und in Eppelheim, und sonst wo auch immer“ (*possideo proprietatis iure, vel hereditario tam apud Wibelingen quam in Epelnheim vel alios ubicumque*).¹³ Der Besitz der Familie in Handschuhsheim kann zu diesem Zeitpunkt also nicht mehr nennenswert gewesen sein; in der Folgezeit sind weder Allodialbesitz noch Pfälzer oder Mainzer Lehen dort belegbar. Auch als Anrainer oder in Form von Gewannnamen scheinen die Ingram in Handschuhsheim nicht mehr anzutreffen zu sein.¹⁴

Einer in der Literatur übrigens häufiger wiederholten Annahme, dass ein Schlussstein in der alten Pfarrkirche von Wieblingen das Wappen der Ingram zeigt, sind selbst erfahrene Landeshistoriker auf den Leim gegangen.¹⁵ Dieser Schlussstein zeigt eine Schwurhand im blauen Feld. Es handelt sich hierbei jedoch um eine Darstellung, die in zahlreichen sakralen Bauten des Mittelalters anzutreffen ist. Als willkürlich herausgegriffene Beispiele seien hier die Marienkapelle Büdingen und die Stephanskirche Mähringen-Immenhausen genannt, die ebenfalls Schlußsteine mit Schwurhänden besitzen.¹⁶ Im profanen Bereich findet sich beispielsweise eine Schwurhand über dem Eingangstor der Burg Friedberg, die als Mahnmal zur Wahrung des Burgfriedens gedeutet wurde.¹⁷ Das Wappen der Ingram zeigt, wie die Urkunde nahelegt, den schräggestellten Fingerhandschuh.

Bei nüchterner Betrachtung liegt mit dem Siegel von 1395 nur ein einzelner Beleg aus dem späteren Mittelalter für das Wappen eines Mitglieds der Familie vor; dass die früheren Wappen der Ingram ebenso den Handschuh zeigten, ist dadurch nicht bewiesen. Es gibt aber anhand der Verortung der Familie wenig Grund, das Wappenbild als Neuannahme beispielsweise des 14. Jahrhunderts anzunehmen. In der zweiten Hälfte dieses saeculums waren spätestens mit den Nachkommen des

kaiserlichen Hofmeisters Dieter II. von Handschuhsheim (gest. um 1353) und dessen Gemahlin Elisabeth (von Werberg, genannt „Hofmeisterin“, gest. 1382) selbstbewusste Adlige in Handschuhsheim vor Ort, die ihren Ranganspruch als „Herren von Handschuhsheim“ – der Begriff taucht in dieser Zeit beispielsweise als Anrainerbezeichnung auf (geforcht ye widdersiit die herren von Hentschuszheim)¹⁸ – durch ihr redendes Wappen jedermann vor Augen führen konnten. Dass die Ingram zu dieser Zeit selbst noch einmal einen solchen plakativen Versuch unternahmen, halte ich für wenig wahrscheinlich. Plausibler mutet es an, dass sich die ältesten Lorsche Ministerialen, die sich „von Handschuhsheim“ nannten, auch erstmals den schräggestellten Handschuh als Wappenbild erwählten und beibehielten, nachdem sie in Handschuhsheim rechtstätig und besitztechnisch nicht mehr nachzuweisen sind. Die Tingierung, also die farbliche Gestaltung ihres Wappens, bleibt vorerst unbekannt.

Überall Ingram: Die Verwandtschaftsverhältnisse der Ministerialenfamilie

In der Forschung wird bisweilen angenommen, dass sich die Ingram von Handschuhsheim nach Heidelberg wandten und dort eine Art Stadtpatriziat bildeten.¹⁹ In den 1230er und 1260er Jahre nennen sich zwei Generationen der Ministerialenfamilie „von Heidelberg“. Einer von Ihnen, Ingram der Jüngere, der als Pilger schon erwähnt war, wird 1286 aber wieder „von Wieblingen“ bezeichnet. Über die städtischen Ingram ist insgesamt so wenig greifbar, dass bei mehreren danach urkundlich erwähnten Personen in und um Heidelberg eine sichere Zuordnung zu der Ministerialensippe aber unsicher bleibt. Mehrere Ingram sind von den 1360er bis in die 1390er Jahre als Bürgermeister und Stadträte von Heidelberg belegt²⁰; ein Ingram, Sohn des Ingram Zwitzk, besaß 1368 einen Weinberg zu Rohrbach²¹; die Ingramszgasse in Heidelberg ist erstmals 1389 erwähnt²²; die Erben eines Wiegel Ingram hatten für 12 Malter Korn ein Gut zu Bergheim gepachtet, welches Katzenelnbogener Lehen war²³; zuletzt gab ein Hans Ingeram in der Heidelberger Steuerliste von 1439 den Minimalbetrag von einem Gulden.²⁴

Es hat etwas für sich, hier einen eher städtisch geprägten Zweig der Sippe zu sehen, die vorwiegend im ländlichen Umfeld vor der Residenzstadt Heidelberg anzutreffen ist. Die relative Seltenheit des Namens Ingram spräche dafür, und es ist leicht vorstellbar, wie Familienmitglieder ihr ehemaliges soziales und materielles Startkapital als einflussreiche Lorsche Ministerialensippe nutzten, um in der Folgezeit Ratsstellen in Heidelberg zu besetzen.

In vielen Fällen bleibt ein Zusammenhang aber vorerst unbelegbar oder scheint, wie beispielsweise im Falle Hans Ingeram 1439 eher unwahrscheinlich: Städtische Adelshöfe genossen in der Regel Abgabefreiheit, Adlige kamen in der Steuerliste von 1439 gar nicht vor und bei einem geschätzten Vermögen von 20 Gulden – es handelte sich um eine 5%-ige Vermögenssteuer – befand sich dieser Hans Ingeram an der Armutsgrenze. Auch bezüglich der Vermutung, dass der wohl in Heidelberg tätige Herold und Erschaffer des berühmten „Ingeram-Codex“ Hans Ingeram der Ministerialenfamilie zuzuordnen ist, kommt man durch das Siegel von 1395 keinen Schritt weiter: Das Wappen des Hans Ingeram im Codex zeigt keinerlei Ähnlichkeiten zum Handschuh.²⁵ In jedem Falle spräche vieles dafür, dass die städtischen In-

gram sich Ende des 14. Jahrhunderts klar von ihrer ministerialen Herkunft entfernt hatten und gänzlich „bürgerlich“ geworden waren. Dass der Bürgermeister Ingram in den 1360er Jahren mit dem umständlichen Beinamen „der Gerharten tochtermann“ benannt wird, deutet ebenfalls in diese Richtung, denn wäre sonst nicht vielleicht eine einprägsamere Herkunftsbezeichnung verwendet worden?

Der letzte sicher der Familie zuzuordnende „adlige“ Ingram bleibt aber zunächst der Sohn des Alzeyer Burggrafen: Er taucht noch in mehreren Urkunden auf²⁶: 1396 ist er Zeuge in einer Urkunde des Abtes von Limburg (bei Bad Dürkheim), 1403 leiht er mit seiner Frau Katherina dem Philipp und dem Henne von Morschheim (LK Donnersbergkreis) jeweils 15 Gulden, in diesem Jahr ist er als Anrainer von Gütern zu Wieblingen genannt, 1405 siegelt er zu Erbes-Büdesheim (LK Alzey-Worms), 1407 ist er Zeuge für Hans Kämmerer von Worms; auch besaß er als Burglehen das eingangs erwähnte Burghaus zu Alzey, wie im ältesten Lehnbuch der Pfalz vermerkt ist. Da dieses Erbburglehen (ewiglich zu rechten borglehen) eingezogen wurde – im Folgenden sind keine Mitglieder der Familie mehr als Burgmannen von Alzey verzeichnet²⁷ – darf davon ausgegangen werden, dass sein Geschlecht mit ihm im Mannesstamm erlosch.

Den Handschuh (nicht) im Wappen: Adelsfamilien in Handschuhsheim

Bekanntlich führten die „jüngeren Handschuhsheimer“ ebenso einen schräggestellten Handschuh in ihrem Wappen. Nachdem in den letzten Jahren, so von Rainer Kunze und Christian Burkhart, immer wieder Zweifel an der Möllerschen These von zwei getrennten Adelsfamilien geäußert wurde²⁸, ist die Ähnlichkeit bzw. Identität der Wappen der älteren und jüngeren Handschuhsheimer nun ein durchaus ernstzunehmendes Indiz, wenn auch kein ein Beweis für eine Stammesverwandtschaft. Handelt es sich bei den Swicker/Morhard vielleicht doch um einen Familienzweig der älteren Ingram? Wie schon gesagt, ist der schräggestellte Fingerhandschuh ja nicht die einzige denkbare Form der Darstellung, um die Verbundenheit mit dem Ort Handschuhsheim sichtbar zu machen. Die von Kunze gezeichnete Skizze eines großen Familienverbandes der Handschuhsheimer, welcher von der Lorscher in die pfalzgräfliche Ministerialität übergang und dessen Mitglieder sich nach Familienzweigen (Leitnamen) und nach „Dienstorten“ (Bergheim, Handschuhsheim, Wieblingen) benannten, gewänne somit an Kontur, muss aber ohne die Existenz belastbarer Quellenzeugnisse weiterhin eine Überlegung bleiben. Nur einige Beobachtungen – es sind nicht einmal Indizien – mögen noch für die Idee von Kunze in Augenschein genommen werden:

Im Lorscher Codex ist um 1200 ein *Heinricus filius Ingrams* verzeichnet, der zu Hemsbach dem Kloster zinst²⁹; ein – aber erst später gebräuchlicher – Leitname bei den „jüngeren Handschuhsheimern“ taucht also auch innerhalb des Familienverbandes der Ingram auf, wenn man davon ausgehen darf, dass dieser Ingram der Ministerialsippe zuzurechnen ist. Dies darf angesichts der schon erwähnten Seltenheit des Namen Ingram in der Region und der engen Verbindungen zum Kloster Lorsch in dieser Zeit aber zumindest eine gewisse Plausibilität beanspruchen. Im Lorscher Necrolog-Anniversar, einem zum Totengedenken angelegten Verzeichnis, ist zudem

ein Swiker armiger de castro Heydelberc verzeichnet.³⁰ Sollte man ihn den seit ihrer Ersterwähnung als pfalzgräflichen Vasallen belegten Handschuhsheimer Adligen zuschreiben, so überwiegt hier noch in einer relativ frühen Zeit die Benennung nach dem „Dienstort“. Ob die Wehre am Neckar und die 45 Morgen Ackerland zu Wieblingen, die die jüngeren Handschuhsheimer spätestens ab 1400 als pfälzisches Burglehen trugen, auf Rechte der Ingram in Wieblingen zurückgehen könnten, mag noch zu prüfen sein.³¹

Es gab in Handschuhsheim noch andere lokale Führungsschichten, die nicht den Handschuh in ihrem Wappen führten. So erscheint in den Quellen im 14. und 15. Jahrhundert beispielsweise vor Ort die Familie der Morhart, der Name war hier nun Familienname und kein Leitname mehr. Sie pflegten enge (Heirats-)Verbindungen zu den ortsadligen Handschuhsheimern: Um 1400 hielt Dieter IV. von Handschuhsheim pfälzische Lehen zu Neckarau, die vom Sohne Swicker Morharts „anerstorben“ waren.³² Im Pfarrbuch von Handschuhsheim und Dossenheim ist die Jahrzeit (der jährlich zu feiernde Gedenktag zum Seelenheil) von „Schwicker Morhart und sin vatter her Conrat ritter und frau Angriesz siner mutter“ verzeichnet.³³ Dies ist insofern bemerkenswert, als dass der Initiator des Buches, Dieter V. von Handschuhsheim (gest. 1487) bat, dass seine „erben und nachkommen und sunderlich die von stam von Hentschuszheim geborn sin“, zu sammeln und in das Buch schreiben, was die „altten, gestiftt, geordent, gesatz und gemacht haben“, damit die Stiftungen nicht in Vergessenheit gerieten. Daneben befand sich direkt an der Niederungsburg in Handschuhsheim, dem Stammsitz der ortsadligen Familie, der „Morhartin Hof“.³⁴ Dass es sich bei den Morhart um keine völlig unbedeutende Familie handelte, belegt ihr Konnubium, also die Verwandtschaft durch Eheschließung mit den Handschuhsheimern und der Familie der Fetzer von Rimbach, einer an der Bergstraße und im Odenwald begüterten Adelsfamilie.³⁵ Trotz dieser Verbindungen kann eine Stammesverwandtschaft der Morhart mit den ortsadligen Handschuhsheimern aber quasi ausgeschlossen werden, da jene ein gänzlich anderes Wappen führten: geschachte Balken.

Zur Geschichte der Ingram, ca. 1200–1400

Was für ein Erkenntnisgewinn ergäbe sich aus einer Stammverwandtschaft der ältesten Handschuhsheimer Ministerialenfamilien, der Ingram und der Swicker/Morhard? Hätte man mehr Quellen zur Hand, ließe sich ein interessanter Vergleich anstellen, was den „Erfolg“ einer Niederadelssippe im Mittelalter ausmachte. Während der jüngere Zweig der Familie, beflügelt durch Dienst am König, dem Erzbischof von Mainz und dem Pfalzgrafen, zu einer gewissen Prominenz gelangte und spätestens um 1400 fest in der Elite des kurpfälzischen Klienteladels verankert war – Heiratsverbindungen mit den Familien Gemmingen, Helmstatt, Hirschhorn u. ä. zeugen davon – scheint der Geschichte der älteren Ingram kein allzu großer Erfolg beschieden.

So lassen sich die Gründe für ihren Bedeutungsverlust nur erahnen. In den Jahrzehnten um 1200 herum scheint ein Wechsel der Ingram von der Lorscher in die pfalzgräfliche Ministerialität stattgefunden zu haben; ein Vorgang, der zu dieser

Zeit für zahlreiche Ministerialenfamilien festzustellen ist, aber nicht genauer präzisiert werden kann. Wie man sich diese „Doppelministerialitäten“ oder den Wechsel von unfreien Dienstleuten von einem Fürsten zum anderen vorzustellen hat, ist zum größeren Teil noch Forschungsdesiderat.³⁶ Bereits in einer 1184 ausgestellten Urkunde des staufischen Pfalzgrafen finden sich (wahrscheinlich) zwei Mitglieder der Familie – Ingram und Gottfried – in der Zeugenliste, die nur solche Adligen enthält, die zur engeren Klientel des Pfalzgrafen zählen.³⁷ Noch 1195 wird ein Ingram unter die Ministerialen des Klosters Lorsch gezählt, ab den 1220er Jahren sind sie nur noch in pfalzgräflichen Zeugenlisten zu finden.

Obwohl die Ingram zu den ältesten und – anhand der Häufigkeit ihrer Nennungen in Zeugenlisten – zu den wichtigeren Lorsch Ministerialenfamilien zählen und recht früh die Anbindung an das vornehmste weltliche Fürstentum der Region suchen, gelang ihnen in Folge eben keine enge Anbindung an dieses. Im ältesten Lehnbuch der Pfalzgrafschaft von 1401 haben sie nur den „Minimalbesitz“ eines Burghauses zu Alzey, der zur Wahrnehmung des burggräflichen Amtes dort freilich unabdingbar war.³⁸ Nur in einigen wenigen Rechtsgeschäften des frühen 13. Jahrhunderts treten sie als Zeugen auf; von Ämtern, Mann- oder Burglehen ist nichts zu erfahren. Die Vogtei über Wieblingen, die die Ingram 1261 expressis verbis innehatten, war womöglich pfalzgräflicher Provenienz: 1147 befand sie sich in königlicher Hand, danach liest man nur von vereinzelt Güterübertragungen an die Pfalzgrafen in Wieblingen (1270, 1276, 1286)³⁹, nicht aber von den Vogteirechten.

Nach dem Übergang des Klosters Lorsch an Mainz trifft man die Ingram als Vasallen der edelfreien Familien Sporn von Weinheim und von Wiesloch an.⁴⁰ In diesen turbulenten Zeiten, die vom Kampf um die Vorherrschaft an der Bergstraße zwischen dem Pfalzgrafen und dem Erzbischof von Mainz sowie vom Interregnum geprägt waren, gerieten die beiden Brüder Ingram der Ältere und der Jüngere in Konflikt mit den Klöstern von Maulbronn und Schönau, aus denen sie letzten Endes als Verlierer hervorgingen.

Ein Streitpunkt war dabei die Vogtei über einen Gutskomplex des Klosters Maulbronn zu Ketsch. Im Jahr 1253 hatte der Speyerer Bischof diesen von den Herren von Wiesloch zurückgekauft und als zukünftig unveräußerlich deklariert (*quod numquam per nos vel per nostros successores ab ipsa ecclesia debeat alienari aut infeodari*). Die Herren von Wiesloch hatten zuvor die Vogteirechte – ohne Zustimmung des Bischofs – an die Ingram weiterverpfändet. Der Speyerer Bischof zwang diese im Jahr 1254 nämlich durch Schiedsspruch dazu, auf die Rechte zu verzichten. In der Urkunde heißt es dazu:

„So erkennen wir ihm [Ingram d. Ä.] durch richterlichen Spruch das Vogteirecht gänzlich ab, das er behauptet, über den benannten Hof zu Ketsch oder den dazugehörigen Güter innezuhaben, sodass ihm keinerlei Dienste oder Rechte oder andere Gewohnheitsrechte oder was man sonst benennen mag, unter dem Vorwand der Vogtei schuldig sind“⁴¹

Zufrieden gaben sich die beiden Brüder damit wohl nicht. Im März 1268 hören wir, dass die beiden Ingram zur Sühne alle ihre Güter und Rechte zu Brühl an das Kloster Maulbronn übergaben.⁴² In der Urkunde, die sie darüber ausstellten, wird als Anlass dafür etwas undeutlich von der „Wiedergutmachung unserer Gewalttaten und Beschwerden“ (*in emendam offensarum violenciarum gravaminum a nobis*)

geschrieben. In demselben Rechtstext mussten die Ingram dem Konrad von Wiesloch für dessen Zustimmung Eigengut, nämlich einen Hof (*curia*) zu Wieblingen, als Lehen auftragen, woraufhin dieser beschwor, dass seine Familie die Schenkung nicht anfechten würde.

Zuletzt waren sie auch in Auseinandersetzungen mit dem Kloster Schönau und dessen mächtigen Patron geraten. Wie schon zu hören war, hatte der jüngere Ingram 1262 seinen Besitz dem Kloster vermacht, falls er nicht von seiner Pilgerreise zurückkehren sollte (*ita videlicet ... me in mea presenti peregrinatione contigerit vitam finire, nec vivum ad propria remeare*)⁴³, welche dieser jedoch überlebte. Im Jahre 1286 lesen wir von mehreren Höfen zu Wieblingen, Neuenheim, Mauer und Hege (Wüstung nördlich von Lützelsachsen), die dem Kloster von diesem Ingram überantwortet worden waren.⁴⁴ Es handelte sich hierbei wohl nicht um dieselben Güter aus seinem Testament, denn der früher genannte Hof zu Eppelheim fehlt beispielsweise bei dieser Übergabe. Wahrscheinlicher handelt es sich auch hier um Sühneleistungen, denn Übergriffe Ingrams des Älteren hatten den Pfalzgrafen Ludwig II. als Klostervogt auf den Plan gerufen. Die Mönche von Schönau übergaben im Jahr 1286 die oben genannten und ihnen zuvor überantworteten Höfe an den Wittelsbacher Fürsten und verzichteten auf eine Wiedergutmachung der Schäden Ingrams des Älteren; beides wegen der dem Kloster von Ludwig erwiesenen Wohltaten, wie es heißt. Eine erneute Belehnung dieser Güter durch den Pfalzgrafen an die Ingram, wie Meinrad Schaab vermutete, schien nicht stattgefunden zu haben, denn im ältesten Lehnbuch der Pfalz hielten sie, wie gesagt, einzig das Burghaus zu Alzey von diesem als Lehen.⁴⁵

Die immer wieder vor Heidelberger Bürgern beschworenen Sühnehandlungen führten vielleicht dazu, – aber das strapaziert die Quellenlage letztendlich über Gebühr und kann nur Vermutung sein – dass die mit einem Ruf als Störer der klösterlichen Freiheiten gebrandtmarkten Brüder sich aus Heidelberg heraus wieder auf ihre Güter zu Wieblingen zurückzogen. Wurden sie in den Urkunden der 1250er und 1260er Jahre als „von Heidelberg“ oder Sohn des „Ingram von Heidelberg“ bezeichnet, wird der jüngere Ingram in dieser Urkunde von 1286 wieder „von Wieblingen“ genannt. Auch wenn persönliche Frömmigkeit und die Sorge um das Seelenheil von einzelnen Familienmitgliedern sicher eine Rolle gespielt haben, dürften die „Schenkungen“ an die Klöster Maulbronn und Schönau weniger konsensual gewesen sein, als dass sie im Zuge von Sühnehandlungen und der Beendigung von Rechtsstreitigkeiten und gewalttätigen Konflikten gesehen werden sollten.

Ein Ausbau ihrer Stellung an Bergstraße und im unteren Neckarraum gelang den Ingram, wohl maßgeblich durch die Geschehnisse der 1260er bis 1280er Jahre beeinflusst, dauerhaft nicht mehr. Sie hatten das versucht, was andere aufstrebende Führungsschichten zur selben Zeit mit großem Erfolg betrieben: der Erwerb von Landbesitz und der Gebrauch von Herrschafts-Rechten, wie der Vogtei oder Jagd-rechten, war für den sozialen Aufstieg bzw. die Zugehörigkeit zum Adel unabdingbar, bewiesen sie doch die Herren-Stellung des Innehabenden.⁴⁶ Die Akkumulation und Aneignung von Besitzrechten aus der „Konkursmasse“ des Klosters Lorsch und anderen Konventen missglückte dieser ehemaligen Lorschener Ministerialensippe hingegen gründlich. In ihrem Besitzstand deutlich geschmälert, verschwinden die In-

gram von Wieblingen jedenfalls für fast 100 Jahre aus der Überlieferung. Handelt es sich um Überlieferungszufall oder gab es nur noch wenig zu beurkunden? Da sich ansonsten keine Belege über Belehnungen, Besitzverhältnisse, ja nicht einmal Zeugendienste finden lassen, kann man wohl davon ausgehen, dass die Familie einen gesellschaftlichen Abstieg erlebt hatte und im Folgenden auf ihre verbliebenen Besitztümer um Wieblingen beschränkt blieb, der bäuerlichen Oberschicht gar nicht unähnlich wurde. Erst mit dem Alzeier Burggrafen von 1363 und seinem Sohn erheben sich die Ingram noch einmal für kurze Zeit aus dem Dunkel der Überlieferung, die Gründe dafür bleiben uns verschlossen. Trotz des Burggrafenamtes gelang den Ingram keine dichte Verschränkung von Dienst, Amt und Lehen seitens der Pfalzgrafschaft mehr, wie andere Adelsfamilien sie erfuhren, was ein weiteres Indiz für ihre zu diesem Zeitpunkt wenig bedeutende Stellung im Gefüge der regionalen Niederadelssippen ist.

Vieles muss bei der Beschäftigung mit den Ingram Skizze bleiben. Das Siegel des Ingram von Wieblingen aus dem Jahr 1395 scheint mehr Fragen über ihre Verwandtschaftsverhältnisse aufzuwerfen, als dass es Antworten gibt. Die Gründe für den Bedeutungsverlust der Familie im 13. Jahrhundert konnten etwas klarer beleuchtet werden, der Zusammenhang mit den städtischen Ingram und den bedeutenden „jüngeren“ Handschuhheimern bleibt hingegen weiter verschwommen. Man darf die Augen nach weiteren Indizien für engere Beziehungen zwischen den Familien offenhalten.

Anmerkungen

- 1 Walther Möller: Stammtafeln westdeutscher Adelsgeschlechter im Mittelalter, Bd. I, Darmstadt 1922, Tafel 28.
- 2 Zur Schreibweise Swicker/Swigger: Der Name taucht in den Quellen in beiden Schreibweisen auf (Swiggerus, Swickerus), später sind die Form Schweickert und ähnliche Varianten weitverbreitet. Möller (wie Anm. 1) hat sich für Swicker entschieden, und da man an ihm bei der Beschäftigung mit der Familie nicht vorbeikommt und er lange Zeit die relevante Literatur zum Thema geliefert hat, habe ich mich für seine Variante entschieden.
- 3 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt A 13 Nr. 742.
- 4 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt A 2 Nr. 4/24.
- 5 Valentin Ferdinand Gudenus: Sylloge I. Variorum Diplomatariorum Monumentorumque Veterum Ineditorum Adhuc Et Res Germanicas In Primis Vero Moguntinas Illustrantium, Nr. 123, S. 235.
- 6 Hans Eberhard Mayer: Gleichnamige Geschwister im Mittelalter, in: Archiv für Kulturgeschichte 89, Heft 1, 1989, S. 1–18.
- 7 Stephan Alexander Würdtwein: Subsidia Diplomatica Ad Selecta Iuris Ecclesiastici Germaniae Et Historiarum Capita Elucidanda, Bd. 5, Heidelberg 1775, Nr. 130, S. 325.
- 8 Otto Posse: Die Lehre von den Privaturkunden, Leipzig 1887, ND 1974, S. 130ff.
- 9 Erich Kittel: Siegel (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde XI), Braunschweig 1970, S. 285; Andrea Stieldorf: Siegelkunde, Hannover 2004, S. 84.
- 10 Thomas F. Mertel: Die Tiefburg in Handschuhheim im Wandel der Zeit, Heidelberg u.a. 2015, S. 21; Hessisches Staatsarchiv Darmstadt A 1 Nr. 161/19; B 15 Nr. 281, 303.
- 11 Fritz Frey: Das rote Bürgel am Westabhang des Heiligenberges, in: Badische Heimat 39, 1959, Heft 4, S. 384.
- 12 Franz Joseph Mone: Urkunden zur Geschichte des Klosters Schönau bei Heidelberg, von 1200 bis 1392, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 7, 1856, S. 33.
- 13 Gudenus (wie Anm. 5), Nr. 127, S. 243.
- 14 Fritz Frey: Die Flurnamen von Handschuhheim (Oberrheinische Badische Flurnamen Band III, Heft 4), Heidelberg 1944.

- 15 Frey (wie Anm. 11); Heinrich Neu: Aus der Vergangenheit von Wieblingen, Heidelberg 1929, Tafel 1; Meinrad Schaab: Die Entstehung des pfälzischen Territoriums am unteren Neckar und die Anfänge der Stadt Heidelberg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 106, NF 67, 1958, S. 265.
- 16 <https://ev-kirche-immenhausen.de/wir-uber-uns-2/kirchen/kirche-mahringen/> (abg. 22.03.2018); Heinrich Wagner: Kunstdenkmäler im Grossherzogthum Hessen: Inventarisierung und beschreibende Darstellung der Werke der Architektur, Plastik, Malerei und des Kunstgewerbes bis zum Schluss des XVIII. Jahrhunderts: Provinz Oberhessen: Kreis Büdingen, Darmstadt 1890, S. 41.
- 17 Hermann Roth: Schwurhände in Friedberg, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 32, 1974, S. 203–228.
- 18 Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts 112, fol. 6v.
- 19 Schaab (wie Anm. 15), S. 265; Ulrich Wagner: Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg 10), Heidelberg 2017, Anm. 186, S. 56.
- 20 Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1508, Band 1: 1214–1400, ed. Adolf Koch und Jakob Wille: Innsbruck 1894, Nr. 3497, 3530; Wagner (wie Anm. 19), S. 55–58.
- 21 GLA 43 Nr. 4712.
- 22 Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen / Plätze / Feld / Wald (Badische Flurnamen Band II, Heft 5), Heidelberg 1940, Nr. 369, S. 164.
- 23 Regesten der Grafen von Katzenelnbogen 1060–1486, ed. Karl E. Demandt, (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 11), Wiesbaden 1953–1957, Nr. 2049, 2706, 4233, 4649, 5538.
- 24 Karl Christ: Das Steuerwesen von Kurpfalz im Mittelalter, in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz 3, 1898, S. 221.
- 25 Die Wappenbücher Herzog Albrechts VI. von Österreich. Ingeram-Codex der ehem. Bibliothek Cotta, ed. Charlotte Becher und Ortwin Gamber (Jahrbuch der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft Adler, Folge 3, Band 12, 1984/85), Böhlau u.a. 1986, S. 127.
- 26 Stadtarchiv Worms 001A / Abt. 1 A Nr. 294, (1396); Landesarchiv Speyer A 1 Nr. 527 und Nr. 528; Wagner (wie Anm. 19), S. 47 (1403); Landesarchiv Speyer F7 Gatter-Apparat Nr. 1020 (1405); Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden Bestand 145 Nr. U 10 (1407).
- 27 GLA 67 Nr. 1057, fol. 10.
- 28 Christian Burkhart: „Swigger von Handschuhheim“ (um 1150). Ist er der erste nach Heidelbergs nördlichstem Stadtteil zubenannte Ritter? Oder: Warum das Studium der Quellen durch nichts zu ersetzen ist, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 22, 2017, S. 20; Rainer Kunze: Unterer Neckarraum. Ein Versuch zur historisch-burgenkundlichen Strukturierung, in: Mannheimer Geschichtsblätter NF 10, 2003, S. 47f.
- 29 Codex Laureshamensis (Band 1): Einleitung, Regesten, Chronik, ed. Karl Glöckner, Darmstadt 1929, Nr. 3818.
- 30 Das Lorscher Necrolog-Anniversar. Totengedenken im Kloster Lorsch, Band 2: Prosopographische Untersuchung, ed. Monika Schmatz (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission Neue Folge Band 27/2), S. 231.
- 31 Das älteste Lehnbuch der Pfalzgrafen bei Rhein vom Jahr 1401. Edition und Erläuterungen, ed. Karl-Heinz Spieß (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A / 30), Stuttgart 1981, Nr. 58, S. 25f.
- 32 Ebd.
- 33 Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts 112, fol. 13v.
- 34 Die Stadt und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung, hg. von der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit den Städten und den Landkreisen Heidelberg und Mannheim (Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg), Band 2, Karlsruhe 1968, S. 101.
- 35 Die Inschriften des Rhein-Neckar-Kreises. Teil 2: Ehemaliger Landkreis Mannheim, ehemaliger Landkreis Sinsheim (nördlicher Teil), ed. Renate Neumüllers-Klauser, Anneliese Seeliger-Zeiss, Nr. 35, S. 26.
- 36 Uli Steiger: Die Schenken und Herren von Erbach. Eine Familie zwischen Reichsministerialität und Reichsstandschaft (1165/70 bis 1422), Heidelberg 2007, S. 39, 197.
- 37 Steiger (wie Anm. 36), S. 36.
- 38 Regesten der Pfalzgrafen (wie Anm. 20), I Nr. 6316.

- 39 Regesten der Pfalzgrafen (wie Anm. 20), I Nr. 967; Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe I, ed. Johann Friedrich Böhrer, Innsbruck 1877, Nr. 69, S. 332; Steiger (wie Anm. 36), S. 197; Johann Goswin Widder: Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine, Bd 1, Frankfurt, Leipzig 1786, S. 222.
- 40 Christian Burkhart: Die Bergsträßer Edelfreien Sporn („Sporo“) von Weinheim. Ein – fast – vergessenes Adelsgeschlecht des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften Bd. 8, 2013, S. 103; Würdtwein (wie Anm. 7), Nr. 129, S. 323; Nr. 130, S. 325.
- 41 Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe von Speyer, ed. Franz Xaver Remling, Bd. 1, Nr. 278, S. 256ff.
- 42 Würdtwein (wie Anm. 7), Bd. 5, Nr. 130, S. 325.
- 43 Gudenus (wie Anm. 5), Nr. 127, S. 243.
- 44 Regesten der Pfalzgrafen (wie Anm. 20), I Nr. 1145.
- 45 Schaab (wie Anm. 15), S. 265f.
- 46 Karl-Heinz Spiess: Aufstieg in den Adel und Kriterien der Adelszugehörigkeit im Spätmittelalter, in: Kurt Andermann, Peter Johanek (Hgg.): Zwischen Nicht-Adel und Adel, Stuttgart 2001, S. 11f.



Pergamenturkunde vom 23. Juni 1395, beschädigt (Vorlage und Aufnahme: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, A 13 Nr. 742)

Ingram von Wieblingen bekennt, sein Burghaus zu Alzey mit dem des Landschreibers Werner von Albig getauscht und dieses als Burglehen dem Pfalzgrafen aufgetragen zu haben.

Ich Ingrame vin Wybelingen bekennen und dun kunt offenbar mit diesem briefe, als ich mit willen und [wissen] des durchluchtigen hochgeborn fursten und herren, herrn Ruprechts des eltern pfalzgraven bij Rin des heiligen Rom[ischen Reichs] oberster druchseße und hertzog in Beyern, myns lieben gnedigen herren, myn hus und hoffreid in der stad [Alzey] hinder der Ayylwelden selige hús bij sant Anthis gelegen, daz ich fur zu borglehen hatte von dem selb[en] gnedigen herren dem hertzogen, verwehsselt han mit Wernher von Albich lantschriber umb sin hus und [...] auch zú Alczey an her Heinrich Winters seligen hus gelegen. Dasselbe hús und hoffreide daz Wernhers [...] fur was, sal ich und myn libes lehens erben nú furbaß von dem obgenannten mym gnedigen herren dem hercz[og]en und sinen erben, pfalzgraven bij Rin, eweclich zu rechten borglehen emphaen haben und tragen und y[me] verbüntlich sin mit guten truwen glubden und eyden als ein borgman sinem herren von recht [ge]wonheid billich dún sal ane alle geverde. Des zu urkund han ich fur mich und myne erben geschriben stet myn eigen ingesigel an diesen brieff gehangen. Datum in vigilia nativitatis baptiste anno domini mo ccco nonagesimoquinto est.

Hans Oskar Koch

Johann Joseph Bode (1730–1807). Ein unbekannter Heidelberger Komponist der Mozart-Zeit

In memoriam Dr. Siegfried Hermelink (10. Mai 1914 – 9. August 1975),
Universitätsmusikdirektor und Professor für Musikwissenschaft
der Ruperto-Carola Heidelberg

Schlagen wir in den musikalischen Lexika der vergangenen 250 Jahre nach, dann finden wir unter Bode nur einen Vertreter dieses Namens: Johann Joachim Christoph Bode (1730–1797), Hautboist in einem kurhannovrischen Regiment in Celle, dann Redakteur, Buchdrucker und zeitweise gemeinsam mit Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) Buchhändler in Hamburg. Hier betätigte er sich auch als Übersetzer von Opern- und Oratorientexten. 1773 brachte er die deutsche Ausgabe von Charles Burney's bedeutender Schrift „Tagebuch einer musikalischen Reise“ heraus. Ab 1778 lebte er als Geschäftsführer und Gesellschafter der Witwe des dänischen Staatsministers von Bernstorff in Weimar. Geehrt mit Hofrat- und Geheimrattiteln der Höfe von Sachsen-Meiningen, Sachsen-Gotha und Hessen-Darmstadt war Bode Zeit seines Lebens mit bekannten Persönlichkeiten wie dem Reformpädagogen Johann Bernhard Basedow (1724–1790), den Dichtern Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737–1823), Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) sowie Lessing befreundet und pflegte außerdem Kontakt zu den Weimarer Größen Herder, Goethe und Schiller. Als engagierter Freimaurer bekleidete er in der Hierarchie des Ordens hohe Ämter und stand den Illuminaten nahe. Neben seinen schriftstellerischen Tätigkeiten widmete er sich auch der Komposition und veröffentlichte 1754 und 1757 in Leipzig „Zärtliche und schertzhaffte Lieder mit ihren Melodijn“.

So lag es auf der Hand, ihm, der sich während seiner Hamburger Zeit auch als Virtuose auf dem Violoncello und dem Fagott profiliert hatte, sämtliche unter Bode bekannten Werke zuzuschreiben, ganz gleich, ob Instrumentalwerke oder Lateinische Kirchenmusik, wobei sich die Frage stellt, welche Beweggründe der Lutheraner Johann Joachim Christoph Bode, der sich zeitlebens im lutherisch geprägten Umfeld in Hamburg und Weimar bewegte, gehabt haben sollte, lateinische Kirchenmusik (Messen, Miserere, Motetten) zu komponieren.

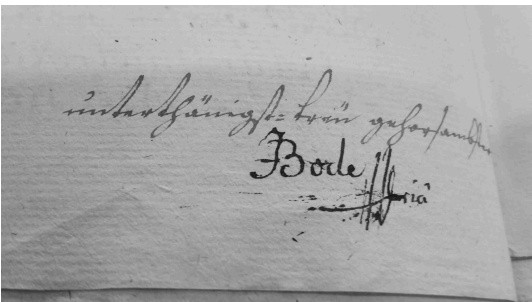
Die falsche Zuordnung der Instrumentalwerke scheint auf Gerber¹ zurückzugehen und wurde dann in allen nachfolgenden Enzyklopädien (Choron-Fayolle,² Schilling,³ Fétis,⁴ Mendel-Reissmann⁵ bis hin zu MGG 1⁶ und MGG 2⁷) übernommen. Eitner⁸ sind die Instrumentalwerke bis auf „Drei Märsche für Bläser“, die jedoch aus der Feder des Hornisten der Schweriner Hofkapelle Carl Friedrich Bode (1781–1832)⁹ stammen dürften, nicht bekannt. Er verzeichnet aber unter Johann Joseph Bode eine Sinfonia ex G für 2 Oboen, 2 Hörner und Streicher, die in Dresden aufbewahrt wurde. RISM¹⁰ nennt drei Namensträger Bode: Johann Joachim Christoph mit dem bereits oben genannten Druck „Zärtliche und schertzhaffte Lieder“, Bodé (ohne Vornamen) mit „Six trios à deux violons et basse ... oeuvre I“ und „Six sim-

phonies à dix parties ... oeuvre IIⁿ sowie Johann Joseph Bodé mit einer „Simphonie périodique a piu stromenti“.

Bleiben wir noch kurz bei Johann Joachim Christoph Bode. Während seines Pariser Aufenthaltes im Jahr 1787 hatte der engagierte Freimaurer auch mehrfach Kontakt mit dem aus Mainfranken stammenden, erfolgreichen Pariser Musikverleger Jean-Georges Sieber (1738–1822), der nicht nur Zollangelegenheiten für Bode erledigte,¹¹ sondern bei dem er auch mehrfach zum Privatkonzert eingeladen war, wo er berühmte Virtuosen wie den Cellisten Jean-Louis Duport (1749–1819),¹² der zeitweise im Orchester der Berliner Hofoper wirkte, oder den ehemals am kurerzbischöflichen Hof in Mainz engagierten Hornisten Giovanni Punto – alias Wenzel Stich – (1746–1803) erlebte und auch Musikdrucke für die Weimarer Herzogin Anna Amalie einkaufte.¹³ Besagter Sieber – von Haus aus Hornist an der Académie royale de Musique und im Concert spirituel, außerdem Lehrer für die in Mode gekommene Harfe – betätigte sich seit 1771 auch als Musikverleger und hatte mit seinem Compagnon Fischer den Musikverlag von Huberty (siehe unten) übernommen, in dem einige Jahre zuvor die Trios und Sinfonien von Bodé erschienen waren.¹⁴ Ob Sieber seinen Gast auf die Namensgleichheit angesprochen hat? In den Reiseaufzeichnungen ist jedenfalls nichts vermerkt. Auch hat sich unseres Wissens Johann Joachim Christoph Bode nicht von der Fehlzuzuweisung dieser Werke durch Gerber distanziert, obwohl er das 1790 – also sieben Jahre vor seinem Ableben – erschienene Musiklexikon mit Sicherheit gekannt haben dürfte.

Herkunft und Ausbildung

Den ersten Hinweis auf einen Chorregent Bode – jedoch ohne Vornamen – der ab 1775 als Leiter der Katholischen Kirchenmusik im seit Beginn des 18. Jahrhunderts abgetrennten Chorraum der Heiliggeistkirche in Heidelberg wirkte, finden wir in der 1912 erschienenen Dissertation von Fritz Stein.¹⁵ Wie seine Vorgänger in diesem Amt war auch Bode als Verwaltungsbeamter – zunächst als Kanzlist, später als Sekretär – in der Kurpfälzischen Geistlichen Administration angestellt. Eduard Schmitt, dem wir die verdienstvolle Erforschung der Kirchenmusik der Mannheimer Schule verdanken, nennt ihn Joseph Rudolf mit Vornamen, was nur partiell richtig ist, und weist in den Pfarrchorverzeichnissen von Heidelberg und Mannheim zahlreiche, leider verloren gegangene lateinische Kirchenmusikwerke (Messen, Miserere, Motetten, Te Deum etc.) sowie drei



Unterschrift (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe)

noch vorhandene Orchester-Sinfonien nach.¹⁶ Der korrekte Vorname, wie wir ihn aus den Heidelberger katholischen Kirchenbüchern,¹⁷ aus den Kurpfälzischen Hofkalendern¹⁸ sowie aus noch vorhandenen Schriftstücken kennen, ist jedoch Johann Joseph bzw. nur Joseph.

Geboren und getauft wurde Johann Joseph Bode am 30. April 1730 im damals zum Bistum Würzburg gehörenden Amtsstädtchen Schlüsselfeld als Sohn des fürstbischöflichen Mundkochs Johann Anton Bode und der Maria Barbara Rosina, geborene Düchtel, Tochter des fürstbischöflichen Verwalters (Cellarius) in Schlüsselfeld, Johann Joseph Düchtel, der auch als Taufpate fungierte.¹⁹ Geheiratet hatte das Paar am 4. November 1729 in der Bamberger St. Martinskirche, wobei wir erfahren, dass der Bräutigam – er wird hier Anton Maximilian genannt – aus Wien stammt und ehelicher Sohn des kaiserlichen Kammerkanzlisten Emanuel Bode ist.²⁰

Nach Franken gekommen war Johann Anton Bode mit seinem Dienstherrn Friedrich Carl von Schönborn (1674–1746), der seit 1705 als Reichsvizekanzler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation am Kaiserhof in Wien die Interessen des Deutschen Reiches vertreten hatte, am 30. Januar 1729 zum Fürstbischof von Bamberg und zusätzlich am 18. Mai des gleichen Jahres zum Fürstbischof von Würzburg gewählt worden war. Aufschlussreich ist das in vorbildlicher Kanzleischrift verfasste Anstellungsdekret vom 1. Februar 1730 für den Mundkoch Anton Bode,²¹ in dem minutiös die Kostenverteilung der jährlichen Besoldung von 250 fl. (Gulden) auf die beiden Hofkammern Bamberg und Würzburg festgelegt wurde, und dem wir entnehmen können, dass Anton Bode bereits in Wien in Diensten des Reichsvizekanzlers Graf Friedrich Carl von Schönborn stand.

Nach Johann Joseph wurden dem Ehepaar Bode/Düchtel weitere Kinder in Gerolzhofen²² und Bamberg²³ geboren, wobei beim am 20. Januar 1739 geborenen und am gleichen Tag verstorbenen Söhnlein Anton der Vater als ‚Musicus Aulicus‘ – also als Hofmusiker – bezeichnet wird, was dafür spricht, dass Johann Anton Bode neben seinem Hauptberuf als Erster Mundkoch²⁴ bei Bedarf auch zur Verstärkung der Hofmusik herangezogen wurde – eine Praxis, die damals nicht nur bei den Schönborner Grafen üblich war!

Immerhin haben wir damit einen ersten Hinweis auf die späteren musikalischen Aktivitäten von Sohn Johann Joseph, wobei davon ausgegangen werden darf, dass er die erste Unterweisung von seinem Vater erhalten haben dürfte und dann bei einem der Musiker der fürstbischöflichen Hofkapelle. Infrage kommen der Venezianer Giovanni Platti (1697–1763), hochdotierter Oboenvirtuose und Violinist, der zwar eigentlich zur Würzburger Hofmusik zählte, aber Ende der 1730er und Anfang der 1740er Jahre nachweislich vorwiegend in Bamberg eingesetzt wurde,²⁵ der aus Klingenberg am Main stammende Violinist und spätere Kapellmeister Georg Franz Waßmuth (1707–1766) oder auch Johann Jacob Schnell (1687–1754), der neueren Forschungen zufolge nicht Mitglied der Hofmusik war, sondern vermutlich als „Hautboisten-Meister“ in der fürstbischöflichen Militärmusik diente.²⁶

Naheliegender ist, dass der junge Johann Joseph Bode das Jesuiten-Gymnasium in Bamberg besuchte, bevor er 1743/44 als „Syntaxista“ in der Matrikel der Bamberger Universität auftaucht, dann die folgenden Gymnasialklassen „Rhetor“ und „Logicus“ absolviert, um am 8. Juli 1748 zum „Baccalaureus Philosophiae“ promoviert zu werden mit dem Hinweis „factus Jurista“.²⁷

Heidelberg

Dies sollte – warum auch immer – Wunschvorstellung bleiben, denn seit 1749 ist der damals 19-jährige als Chormusiker in der Katholischen Kirchenmusik in Heidelberg nachweisbar.²⁸ Nicht bekannt sind die Beweggründe, die ihn von Bamberg nach Heidelberg in die Kurpfalz führten. Wollte er hier Jura studieren? In der Matrikel der Heidelberger Universität²⁹ ist er jedenfalls nicht verzeichnet; hier finden wir später seine Söhne Joseph Aloys,³⁰ Georg Joseph³¹ und Benedict Anton.³²

Stattdessen scheint er schnell eine Anstellung als Kanzlist in der Kurpfälzischen Geistlichen Administration gefunden zu haben, wobei seine besonderen musikalischen Fähigkeiten ausschlaggebend gewesen sein dürften, wurden doch seit der Errichtung der Katholischen Kirchenmusik zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Chor der Heiligeistkirche befähigte Leute gebraucht. Und hier war Johann Joseph Bode mit seinem Hauptinstrument Violine sehr willkommen, da der damalige Chorregent Johann Martin Stumpf – im Hauptberuf ebenfalls Kanzlist in der Kurpfälzischen Geistlichen Administration – „an dem Gehör ziemlichermaßen abgenommen, daß dahero von solchem, einem Musik=Directorio zuwiderlaufenden Defekt die öfftere bishero sich ereignete confusiones entsprungen zu sein, kein Zweifel getragen werden mag“.³³ Zwar ist uns kein Anstellungsdekret überliefert, da im Gegensatz zu den anderen Instrumentalisten und Vocalisten der Katholischen Kirchenmusik der Aktenband „Violinisten betr.“³⁴ nach 1747 verloren ging. Aber im eigenhändigen Bewerbungsschreiben Johann Joseph Bodes vom 24. Februar 1775³⁵ um die Nachfolge des verstorbenen Chorregenten Franz Joseph Sourd – auch er hatte als Registrator in Diensten der Kurpfälzischen Geistlichen Administration gestanden – ist zu lesen, dass er „mit 26jähriger Frist dem Chor so wohl nützlich= als ersprießliche Diensten geleistet habe“, womit jeglicher Zweifel an seinem Dienstbeginn in Heidelberg im Jahre 1749 ausgeräumt ist! Er sollte dann bis zur Auflösung der Katholischen Kirchenmusik an Heiligeist im Jahre 1801 das Amt des Chorregenten ausüben.³⁶

Ob er schon wesentlich früher auf dieses Amt reflektiert hatte, sei dahin gestellt. Immerhin könnten seine 1760 bzw. 1762 und 1764 in Paris erschienenen Orchestersinfonien als Visitenkarte bzw. als Empfehlung für die Position als Chordirektor verstanden werden, war doch sein Vorgänger im Amt Johann Martin Stumpf im Dezember 1762 verstorben. Allerdings scheint es Bode an persönlicher Protektion gefehlt zu haben, sonst hätte er – wie damals üblich – das eine oder andere Druckwerk einem Gönner gewidmet. So aber musste er sich noch Jahre gedulden, da ihm zunächst ein älterer Kollege, Registrator Franz Joseph Sourd, vorgezogen wurde.

Die Besoldung für die im Kirchendienst an sämtlichen Sonn- und Feiertagen zu erbringenden Leistungen war alles andere als üppig und muss als Zubrot zum Hauptberuf verstanden werden. Sourd erhielt beim Ableben seines Amtsvorgängers Stumpf im Jahre 1762 dessen Jahresbesoldung von 60 fl. (Gulden) sowie 6 Malter Korn und 8 Ohm Wein.³⁷ Allerdings darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, dass sämtliche Mitglieder der Katholischen Chormusik – auch solche, die keine Planstelle inne hatten und folglich ohne Bezahlung mitwirkten – in den nicht zu verachtenden Genuss der „Personalfreiheit“ kamen,³⁸ was soviel wie Steuerbefreiung bedeutet. Bode und Sourd scheinen gut miteinander ausgekommen zu sein. Jedenfalls

sind in den Akten – im Gegensatz zu anderen Chormusikern – keine Streitschriften vorhanden. Im Gegenteil: Sourd hat u.a. bei der Neubesetzung einer Bassistenstelle im Dezember 1769 seinem jüngeren Kollegen Bode die Beurteilung der vier Kandidaten überlassen,³⁹ ebenso im Dezember 1774 das Gutachten für die erst zehnjährige Sopranistin Magdalena Schroth aus Philippsburg, Tochter des dortigen Schulmeisters Matthäus Schroth.⁴⁰

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt für den Kanzlisten der Kurpfälzischen Geistlichen Administration Johann Joseph Bode „oriundus e territoris Bambergensis“ am 19. Juni 1758, als er seine Kollegin in der Katholischen Kirchenmusik, die Altistin Maria Catharina Wirich ehelicht.⁴¹ Sie war die Tochter des Mannheimer Lazarettverwalters Wolfgang Wilhelm Wirich und Schwägerin des Schulmeisters und Bassisten in der Katholischen Kirchenmusik Franz Joseph Haedener, der auch als Trauzeuge fungierte. Haedener hatte im Oktober 1753 seine Schwägerin für eine vacante Altisten-Stelle empfohlen, die ihr dann mit Dekret vom 7. November zugesprochen wurde.⁴² Dass die Fürsorge für seine ledige Schwägerin, die mit in seinem Haushalt lebte, ausüben konnte, zeigt ein Vorfall vom Juni 1755, der nicht nur die Gemüter erhitze, sondern auch aktenkundig wurde. Da die Jungfer Wirichin trotz mehrfacher Ermahnung, den ungebührlichen Umgang mit einem Studenten zu unterlassen, nicht befolgen wollte, ließ Haedener handgreifliche Taten folgen, die jedoch so kräftig ausgefallen sein müssen, dass sein Schwiegervater, der Mannheimer Lazarettverwalter Wirich, bei der Geistlichen Administration Beschwerde einlegte. Der detaillierte Bericht samt Stellungnahme des damals amtierenden Chorrektors Sourd ist bei Stein abgedruckt.⁴³ Doch über diese Affäre scheint bald Gras gewachsen zu sein, sonst wäre es drei Jahre später nicht zur Verhehlung mit Johann Joseph Bode gekommen.

Dem Ehepaar Bode wurden im Laufe der Jahre zehn Kinder geboren, fünf Buben und fünf Mädchen,⁴⁴ wobei die bereits oben genannten Söhne Aloysius und Benedict als Cellist bzw. Kontrabassist unter den besoldeten Mitgliedern der Katholischen Kirchenmusik aufgeführt werden,⁴⁵ was aber nicht ausschließt, dass bei Bedarf zeitweise weitere Töchter und Söhne als unbesoldete Mitglieder hinzugezogen wurden, wie das auch bei den „Expectantisten“ der Fall war, die oft Jahre lang auf eine freiwerdende Planstelle warteten oder auch entsprechend befähigte Schüler des Jesuiten-Gymnasiums.⁴⁶ Ende der 1750er bzw. Anfang der 1760er Jahre dürfte auch ein gewisser Sigismund Ranqué ohne Besoldung mitgewirkt haben, der dann ab 1772 nach dem Heidelberger Vorbild die Katholisch Privilegierte Kirchenmusik an der Dreifaltigkeitskirche in Frankenthal, der „Dritten Hauptstadt der Kurpfalz“ aufbaute.⁴⁷ Am 25. Juli 1763 ist – wie wir dank der Aufzeichnungen Leopold Mozarts wissen⁴⁸ – neben dem „Statt Director Jeger“ und dem „Statt Decanus“ auch Bode mit dabei, als das siebenjährige Wunderkind Wolfgang Amadeus Mozart im Katholischen Teil der Heiliggeistkirche „die Orgel mit solcher Bewunderung gespielt, daß, zum ewigen Angedencken sein Nahme allda auf ordre des Herrn Statt=Decani an der Orgel mit umständen angeschrieben worden“.⁴⁹

Ansonsten scheint das Leben in der Familie Bode ruhig und sittsam verlaufen zu sein – zumindest sind uns keine gegenteiligen Nachrichten bekannt, sehen wir einmal von einem Vorfall ab, der unter Studentenunfug einzuordnen ist. Im Februar

1783 wurden sieben „Juris Candidati“ – darunter auch ein Bode (vermutlich der 1762 geborene Joseph Aloys) u.a. wegen „pflicht- und christwidrigen Betragens in der Kapuzinerkirche und sonstigen groben Unfugs zu Carcerstrafe, Verweis etc. verurtheilet“.⁵⁰ Des Weiteren hat sich aus dem Jahr 1797 das Gesuch des Kanzlisten Johann Joseph Bode um Übertragung seiner Dienststelle bei der Geistlichen Administration auf seinen 1774 geborenen Sohn Benedict Anton erhalten,⁵¹ ein Beispiel väterlicher Fürsorge.

Der Einmarsch der französischen Revolutionstruppen im linksrheinischen Teil der Kurpfalz 1793/94 und der damit einhergehende Verlust der dortigen Einnahmen der Geistlichen Administration verursachten letztendlich auch den Niedergang der Katholischen Kirchenmusik in Heidelberg zum Ende des 18. Jahrhunderts. Mit Datum vom 22. August 1801 wurde die Musik an der Katholischen Heiliggeistkirche endgültig aufgelöst und damit entfiel auch die Besoldung der Mitglieder des Chores, wodurch vor allem die älteren Chormusiker, die zum Teil seit vielen Jahrzehnten treu gedient hatten, in bittere Not gerieten. Immerhin wurde dem Chorrekтор Johann Joseph Bode, „ein tief gebeugter 75jähriger Greis“ im April 1802 aufgrund einer Eingabe seines Sohnes sein rückständiges Gehalt ausbezahlt!⁵² Es muss für den betagten Chorrekтор bitter gewesen sein, sein musikalisches Lebenswerk, dem er immerhin 52 Jahre seines Lebens und seiner Schaffenskraft gewidmet hatte, dahin schwinden zu sehen. Denn wie wir weiter unten erfahren, hatte sich sein Engagement nicht allein auf seine aktive Mitwirkung als erster Geiger respective Konzertmeister beschränkt, sondern er hatte darüber hinaus als Komponist zahlreicher geistlicher Werke sowie von Instrumentalmusik wesentliche Beiträge zur musikalischen Gestaltung der Gottesdienste geleistet. Verstorben ist Johann Joseph Bode dann fünf Jahre später am 5. November 1807 in Heidelberg.⁵³

Werke

a) Instrumentalmusik

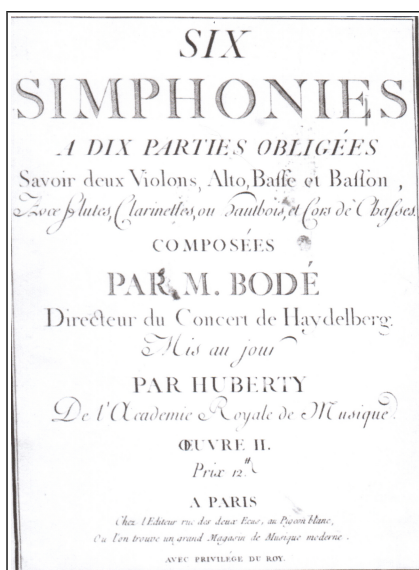
Wir kommen jetzt zum Ausgangspunkt unserer Studie zurück, zur Zuordnung der unter Bode erhaltenen Werke. Die nachfolgenden Abbildungen der Titelseiten der in Paris veröffentlichten Instrumentalwerke sprechen für sich und lassen bezüglich der Autorschaft keine weiteren Zweifel mehr zu. Nicht Johann Joachim Christian Bode, sondern Johann Joseph Bode ist der Komponist der Sinfonien und Trios, die zu Beginn der 1760er Jahre in Paris im Druck veröffentlicht wurden. Dank der verdienstvollen Arbeit von Anik Devriès-Lesure, die die Pariser Zeitungen des 18. Jahrhunderts nach Anzeigen neu erschienener musikalischer Werke durchforstet hat, wissen wir, dass Bodes Kompositionen zwischen August 1760 und Mai 1764 erschienen sind.⁵⁴ Die französisierte Schreibweise Bodé (mit accent aigu auf dem e) scheint eine Erfindung des später in Wien tätigen Verlegers Antoine Huberty (1722–1791) zu sein und der französischen Aussprache geschuldet, um einer verbalen Verunstaltung des Namens Bode zu Bott vorzubeugen! Johann Joseph Bode hat auf sämtlichen von ihm erhaltenen Schriftstücken niemals diese Version benutzt (siehe vorstehende Abbildung).

Bodes Kontakte zu den Pariser Verlegern Antoine Huberty und Louis-Balthazard de La Chevardière (1730–1812) gibt uns Rätsel auf. Die beiden Herren waren verschwägert und auch um 1760 geschäftlich kurzzeitig assoziiert, vor allem aber scheinen sie gute Verbindungen mit den führenden Musikern des Mannheimer Hoforchesters von Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz (1724–1799) gehabt zu haben. Deren Neuerungen erregten weltweit großes Aufsehen, und sie hatten natürlich allergrößtes Interesse an der Veröffentlichung ihrer Instrumentalwerke, gab es doch um 1760 noch keine Musikverleger in Südwestdeutschland. Dies ist umso erstaunlicher, da Mannheim ab etwa 1750 in puncto Innovation auf dem Instrumentalsektor das führende Musikzentrum Europas war, dessen Neuerungen in alle Welt ausstrahlten. Johann Michael Götz (1740–1810) in Mannheim,⁵⁵ Wolfgang Nicolaus Hauelsen (1740–1804) in Frankfurt am Main,⁵⁶ Johann André (1741–1799) in Offenbach am Main⁵⁷ und Philipp Heinrich Bossler (1744–1812) in Speyer⁵⁸ kommen jedoch erst zehn bis zwanzig Jahre später.

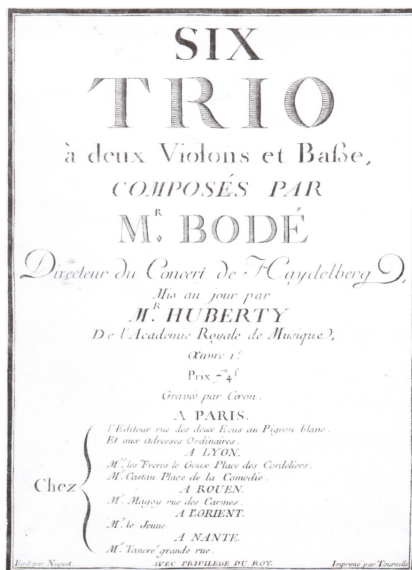
So ist es kein Wunder, dass in der von de La Chevardière 1760 neu aufgelegten Reihe „*Simphonie Périodique*“, in der laut Angabe des Verlegers jede Woche eine neue Orchester-Sinfonie auf den Markt gebracht wurde, „*pour faciliter le Choix de Mrs. les Amateurs de Musique* (um den Herren Musikliebhabern die Auswahl zu erleichtern)“, in den ersten acht Nummern ausschließlich Komponisten der „Mannheimer Schule“ publiziert wurden: Hofkapellmeister Ignaz Jacob Holzbauer (1711–1783), die Konzertmeister Christian Cannabich (1731–1798) und Carlo Giuseppe Toseschi (1731–1788) sowie der Solocellist Anton Fils (1733–1760) gleich mit vier Werken. Als Nummer 12 erschien posthum ein Werk von Johann Stamitz (1717–1757), dem Begründer der „Mannheimer Schule“, und dann als Nummer 15 in dieser prominenten Serie im August 1760 eine Sinfonie in g-moll von Johann Joseph Bode.

Dass der führende Instrumentalist der Heidelberger Katholischen Kirchenmusik Kontakte nach Mannheim und speziell zu den Musikern des Mannheimer Hoforchesters hatte, steht außer Zweifel. Trotzdem stellt sich die Frage, wer von den oben angeführten Komponisten den Kontakt zu den Pariser Verlegern vermittelt hatte? Immerhin müssen sowohl die musikalische Qualität als auch der Geschäftserfolg dieses Werkes so überzeugend gewesen sein, dass de La Chevardières Schwager Huberty zwei weitere Opera Johann Joseph Bodes im Januar bzw. im Mai 1764 in Paris auf den Markt brachte: „*Six trio à deux violons et basse ... oeuvre Ie*“ und „*Six simphonies à dix parties ... oeuvre II*“⁵⁹. Huberty bezeichnet ihn als „*Directeur du Concert de Haydelberg*“, was Bode zwar 1764 de facto schon war, aber erst ab 1775 auch de jure.

Sämtliche im Druck erschienenen Kompositionen sind dreisätzig und folgen dem gleichen Schema: Schnell (*Allegro* bzw. *Allegro moderato* oder *Allegro assai*) – Langsam (*Andante* bzw. *Andante un poco Adagio*) – Schnell (*Presto* bzw. *Presto assai*). Da diese Werke in erster Linie für den Eigenbedarf im katholischen Gottesdienst der Heidelberger Heiliggeistkirche komponiert worden sein dürften, wo sie in der Liturgie des Gottesdienstes ihren festen Platz vor dem Evangelium anstelle italienischer Arien hatten,⁶⁰ und je nach Anlass eine kleine bescheidene Instrumentalmusik (Trios) oder eine größere festliche Besetzung mit Bläsern (Sinfonien) angebracht war, fehlt der damals schon in Mannheim eingeführte vierte Satz der Sinfonie.



Titelseite (Quelle: Bibliothèque Nationale Paris)



Titelseite (Quelle: Bibliothèque Nationale Paris)

nie, das Menuett, das als weltlicher Tanzsatz in der Kirchenmusik verständlicher Weise deplatziert gewesen wäre.

Eine ausführliche musikwissenschaftliche Analyse würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Daher möchten wir uns auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Sämtliche zwölf Druckwerke sind in Dur-Tonarten komponiert. Während Bodé auch in den langsamen Sätzen der Trios in den Dur-Tonarten der Subdominante bzw. der Dominante verbleibt, wechselt er dagegen in den langsamen Sätzen der Sinfonien zweimal in eine Moll-Tonart und zwar recht ungewöhnlich von G-Dur nach g-moll (Sinfonia IV) und von B-Dur in die Parallel-Tonart g-moll (Sinfonia VI). Auffallend sind im Vergleich zu anderen Druckwerken der Zeit die präzise gesetzten dynamischen Zeichen „piano“ und „forte“ sowie in den Sinfonien die Angaben für das „crescendo“, das charakteristische Merkmal für die wesentlichste Neuerung, mit der die Mannheimer Komponisten Furore machten, von den Pariser Zeitgenossen „Le Goût de Mannheim“ genannt und heute als „Mannheimer Schule“ bekannt. Ungewöhnlich ist ferner, dass in den Trios die meisten Sätze – ganz gleich ob schneller oder langsamer Satz – im „piano“ – also leise – beginnen, in den langsamen Sätzen der Sinfonien jedoch grundsätzlich.

Die Bläserbesetzung in den sechs Sinfonien sieht grundsätzlich zwei Hörner vor, die jedoch – wie damals üblich – in den lyrisch angelegten langsamen Sätzen pausieren, aber auch zweimal mit kleinen solistischen Partien bedacht wurden (Sinfonia I und Sinfonia III). Bei den Holzbläsern dominieren die Flöten. Sie werden in vier Sinfonien verlangt, während die sonst übliche Besetzung mit zwei Oboen nur ein einziges Mal vorgeschrieben ist (Sinfonia VI). Von der Besetzungsnorm – zumindest für Druckwerke und hier primär aus verkaufstechnischen Gründen – mit zwei Holzblasinstrumenten und zwei Blechblasinstrumenten weicht jedoch die Sinfonia III in Es-Dur ab.

Hier fordert Bode jeweils zwei Klarinetten, zwei Fagotte und zwei Hörner und hat uns mit diesem vor dem Erscheinungsdatum 1764 komponierten Werk eines der frühesten Beispiele für den Einsatz der Klarinette im Orchester geliefert. Die beiden Klarinettenstimmen, obwohl eindeutig für B-Instrumente bestimmt, sind aus verkaufstechnischen Überlegungen in C – also klingend – notiert, so dass sie bei Bedarf auch von Oboen gespielt werden konnten.

Die von dem Nürnberger Instrumentenbauer Jacob Denner (1681–1735) zu Beginn des 18. Jahrhunderts erfundene Klarinette⁶¹ wurde erst etwa fünfzig Jahre später als vollgültiges Instrument eingesetzt.⁶² Die ersten fest angestellten Klarinettenisten, die ausschließlich dieses Instrument spielten, sind ab 1758 im Mannheimer Hoforchester von Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz nachweisbar. Sicher gab es auch in anderen Hofkapellen dieser Zeit Klarinetten, jedoch wurden diese bei Bedarf quasi als „Nebeninstrument“ von den Oboisten gespielt. So auch in der Heidelberger Katholischen Kirchenmusik, wo sie ab 1755 nachweisbar sind.⁶³

Johann Joseph Bode hatte das große Glück, mit den Mitgliedern der Familie Tausch⁶⁴ über hervorragende Musiker zu verfügen, die als wahre Alleskönner als Streicher, Bläser und bei Bedarf auch als Pauker eingesetzt werden konnten, in erster Linie aber vorzügliche Holzbläser waren. Der älteste dieser Familie mit Vornamen Jacob, der eigenen Angaben zufolge sein musikalisches Handwerk bei dem Heidelberger Stadttürmer Wagner gelernt hatte,⁶⁵ welcher wiederum verpflichtet war, mit seinen Gesellen die Katholische Kirchenmusik zu verstärken, erhält bereits 1740 eine Planstelle. Ein jüngerer Bruder, vormals Hautboist in einer Militärkapelle, wird 1758 als erster Oboist in die Katholische Kirchenmusik aufgenommen und ebenso der Sohn Jacob,⁶⁶ der sich besonders auf die Klarinette spezialisiert hatte, und dem im Jahre 1770 zusammen mit seinem damals gerade mal acht Jahre alten Sohn Franz (1762–1817) der Wechsel in die kurpfälzische Hofkapelle nach Mannheim gelang.

Und hier in Mannheim bewunderte sie kein Geringerer als der junge Wolfgang Amadeus Mozart, der jedoch ohne Namen zu nennen 1778 seinem Vater Leopold nach Salzburg schrieb: „ach, wenn wir nur auch clarinetti hätten! – sie glauben nicht was eine sinfonie mit flauten, oboen und clarinetten einen herrlichen Effect macht.“⁶⁷ Vater und Sohn Tausch folgten 1778 dem Hof nach München, von wo aus der junge Franz, mittlerweile ein gefeierter Virtuose, mehrere Konzertreisen unternahm und schließlich 1789 an den preußischen Hof nach Berlin verpflichtet wurde. Hier gründete er 1805 ein Institut für Blasinstrumente, aus dem bedeutende Virtuosen des frühen 19. Jahrhunderts, wie z. B. die Klarinettenisten Heinrich Joseph Baermann (1784–1847) oder Bernhard Henrik Crusell (1775–1838) hervorgingen.⁶⁸

Kommen wir noch einmal auf die Sinfonien zurück. Neben den sechs gedruckten Werken, die auch in Abschriften erhalten sind, hat Eduard Schmitt – wie oben bereits bemerkt⁶⁹ – auf drei weitere, im Manuskript überlieferte Werke hingewiesen. Ob Johann Joseph Bode bekannt war, dass seine „Simphonie périodique a piu strumenti“ in g-moll von seinem Verleger de La Chevardière als Ouverture zum zeitgleich (1762) veröffentlichten französischen Singspiel „Annette et Lubin“ von Adolphe Benoît Blaise (gest. 1772) zu besonderen Ehren kam, wissen wir nicht.

b) Kirchenmusik

Leider ging das einst reichhaltige Notenarchiv der Katholischen Kirchenmusik der Heidelberger Heiliggeistkirche wie viele andere Musiksammlungen dieser Zeit verloren. Wohl rein zufällig blieb ein „Verzeichniß deren auf dem heiligen Geist Kirchen Chor befindlichen Musicalien“ aus dem Jahre 1784 erhalten, das Fritz Stein in seiner „Geschichte der Musik in Heidelberg“ veröffentlicht hat.⁷⁰ Neben den bekannten Komponisten, vorwiegend der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – ganz gleich ob Mannheimer, süddeutscher, böhmischer oder italienischer Provenienz – finden wir auch „zahlreiche Messen und Kirchenstücke des offenbar sehr fruchtbaren letzten Chorrektors Bode“.⁷¹

Sämtliche Werke sind – wie damals üblich – für Vokalsolisten, Chor und Orchester komponiert. Dem Heidelberger Inventar zufolge stammen mindestens acht Messen, sieben Litaneien, drei Miserere, je ein Te Deum und eine Vesper sowie für die Liturgie der Karwoche zwei Passionen, mehrere Responsorien und Motetten aus der Feder von Johann Joseph Bode. Auch im Inventar der ebenfalls verloren gegangenen Musikaliensammlung der Mannheimer Stadtkirche St. Sebastian sind Werke von Johann Joseph Bode verzeichnet.⁷² Erhalten blieb leider vergleichsweise wenig. Derzeit nachweisbar sind nur noch eine Messe, ein Requiem, ein Miserere, ein Alma redemptoris mater sowie eine für die Weihnachtszeit bestimmte einsätzigte Pastorella; die beiden letztgenannten Werke für Solo-Sopran und Streicher bzw. Streicher und zwei Hörner.

Auch hier möchten wir uns auf einige wenige Bemerkungen beschränken, da eine ausführliche musikwissenschaftliche Analyse den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde. Johann Joseph Bode zeigt sich auch in seinen Vokalwerken als einfallsreicher Erfinder wohl klingender Melodien, der es versteht, in den Arien und Duetten das cantable Element in erfrischender Kürze zu gestalten und im Kontrast dazu, wie z. B. im Miserere in den Kernsätzen „Asperges me“ oder im abschließenden „Sicut erat in principio“ mit eingängigen Chorfügen seine Meisterschaft im Kontrapunkt unter Beweis zu stellen, wobei ein ausgeprägter Hang zur Chromatik festzustellen ist.

Bode ist ein würdiger Vertreter der Mannheimer Schule, der neben seinen besser bekannten Zeitgenossen keineswegs zurückstehen muss. Wenn überhaupt, so ist eine gewisse Nähe zu den Kirchenkompositionen von Franz Xaver Richter (1709–1789) zu konstatieren, der ab 1746 als Bass-Sänger und Violinist am kurpfälzischen Hof in Mannheim wirkte – also drei Jahre vor Bode in die Kurpfalz gekommen war – eine handschriftlich überlieferte Kompositionslehre verfasste und 1769 als Kapellmeister am Münster und städtischer Musikdirektor in die elsässische Metropole nach Straßburg berufen wurde.

Neben der korrekten Zuordnung der unter Bode erhaltenen Kompositionen soll dieser Aufsatz nicht nur auf einen zu Unrecht vergessenen Komponisten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufmerksam machen, sondern auch als ein weiteres Mosaiksteinchen zur südwestdeutschen Musikgeschichte dazu beitragen, den enormen Reichtum und die ungeheure Vielfalt unserer musikalischen Vergangenheit zu dokumentieren.

Sinfonia III Es-Dur, [2] Andante

The image displays a page of a musical score for a symphony. The score is written for a full orchestra and is titled "Sinfonia III Es-Dur, [2] Andante". The instruments listed on the left side of the page are: Clarinetto (with a dynamic marking of *mf*), Clarinetto Solo (with a dynamic marking of *f*), Fagotti (with a dynamic marking of *f*), Corni in Dis (with a dynamic marking of *f*), Violino (with a dynamic marking of *f*), Violino Solo (with a dynamic marking of *f*), Viola (with a dynamic marking of *f*), and Basso (with a dynamic marking of *f*). The score consists of eight staves, each with its own clef and key signature. The music is written in a standard notation style, including notes, rests, and dynamic markings. The overall tempo is marked as "Andante".

Anmerkungen

- 1 Ernst Ludwig Gerber: Historisch-biographisches Lexicon der Tonkünstler, Leipzig 1790, Reprint Graz 1977, Sp. 175.
- 2 Alexandre Choron, François Joseph Fayolle: Dictionnaire historique des Musiciens, Paris 1810, Reprint: Hildesheim 1971, Sp. 87f.
- 3 Gustav Schilling: Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften, Stuttgart 1835, Reprint Hildesheim 1974, Bd. I, S. 682f.
- 4 François Joseph Fétis: Biographie universelle des Musiciens, Deuxième Édition, Paris 1873, Reprint Bruxelles 1972, Tome Premier, S. 463–465.
- 5 Hermann Mendel, August Friedrich Wilhelm Reissmann: Musikalisches Conversations-Lexicon, Berlin 1872, Zweiter Band, S. 63f.
- 6 Musik in Geschichte und Gegenwart, Supplement, Bd. 15, Kassel 1973, Sp. 871f.
- 7 Musik in Geschichte und Gegenwart, Personenteil, Bd. 3, neu bearb. Ausg. Kassel 2000, Sp. 184–186.
- 8 Robert Eitner: Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten, Zweiter Band, Leipzig 1900, S. 79.
- 9 Clemens Meyer: Geschichte der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle, Schwerin 1913, S. 169f.
- 10 RISM, Répertoire International des Sources Musicales A/I/1, Einzeldrucke vor 1800, Bd. 1, Kassel 1971, S. 349.
- 11 Johann Joachim Christoph Bode: Journal von einer Reise von Weimar nach Frankreich im Jahr 1787, hg. von Hermann Schüttler, Neuried 1994, S. 249.
- 12 Bode (wie Anm. 11), S. 274.
- 13 Bode (wie Anm. 11), S. 315.
- 14 Anik Devriès und François Lesure: Dictionnaire des éditeurs de musique français, Volume I, Genève 1979, No 191.
- 15 Fritz Stein: Zur Geschichte der Musik in Heidelberg, Heidelberg 1912, S. 127ff.
- 16 Eduard Schmitt: Die kurpfälzische Kirchenmusik im 18. Jahrhundert. Maschinenschriftliche Dissertation Heidelberg 1958, S. 389ff.
- 17 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Kirchenbücher Heidelberg.
- 18 Kurpfälzischer Hof- und Staatskalender auf das Jahr 1777, Nachdruck Mannheim 2000, S. 183.
- 19 Freundliche Mitteilung des Erzbischöflichen Archivs Bamberg vom 30.05.2017.
- 20 Freundliche Mitteilung des Erzbischöflichen Archivs Bamberg vom 30.10.2017.
- 21 Freundliche Mitteilung des Staatsarchivs Bamberg vom 04.09.2017.
- 22 Freundliche Mitteilung des Bischöflichen Archivs Würzburg vom 20.09.2017.
- 23 Freundliche Mitteilung des Erzbischöflichen Archivs Bamberg vom 30.10.2017.
- 24 Staatsarchiv Bamberg, Geheime Kanzlei, Nr. 1613, folio 242–244.
- 25 Dieter Kirsch: Lexikon Würzburger Hofmusiker vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Würzburg 2002, S. 154.
- 26 Gerhard Weinzierl: Bamberger Hofmusik. Von der Gegenreformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Würzburg 2016, S. 143.
- 27 Bernhard Spörlein (Hg.): Die Matrikel der Akademie und Universität Bamberg 1648–1803, Würzburg 2014, S. 1029.
- 28 Stein (wie Anm. 15), S. 127.
- 29 Gustav Toepke: Die Matrikel der Universität Heidelberg, Vierter Theil (1704–1807), Heidelberg 1903.
- 30 Toepke (wie Anm. 29), S. 307.
- 31 Toepke (wie Anm. 29), S. 344.
- 32 Toepke (wie Anm. 29), S. 356.
- 33 Stein (wie Anm. 15), S. 127.
- 34 Generallandesarchiv (GLA) Karlsruhe, Heidelberg Stadt, 204/1362.
- 35 GLA Karlsruhe, Heidelberg Stadt, 204/1368.
- 36 Stein (wie Anm. 15), S. 127.
- 37 Stein (wie Anm. 15), S. 127.
- 38 Stein (wie Anm. 15), S. 124.
- 39 GLA Karlsruhe, Stadt Heidelberg, 204/1366.
- 40 GLA Karlsruhe, Stadt Heidelberg, 204/1373.

- 41 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Kirchenbücher Heidelberg.
- 42 GLA Karlsruhe, Stadt Heidelberg, 204/1366.
- 43 Stein (wie Anm. 15), S. 128f.
- 44 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Kirchenbücher Heidelberg.
- 45 Stein (wie Anm. 15), S. 131f.
- 46 Stein (wie Anm. 15), S. 124.
- 47 Hans Oskar Koch: Artikel Sigismund Ranqué (1743–1795), in: MGG, Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Personenteil, Bd. 13, neu bearb. Ausg. Kassel 2005, Sp. 1271.
- 48 Wilhelm A. Bauer, Otto Erich Deutsch: Mozart, Briefe und Aufzeichnungen, Bd. I, Kassel 2005, S. 81.
- 49 Ebd., S. 83.
- 50 Toepke (wie Anm. 29), S. 316.
- 51 GLA Karlsruhe, Gemeinschaftliche Geistliche Administration, 77/1775.
- 52 Stein (wie Anm. 15), S. 145.
- 53 Schmitt (wie Anm. 16), S. 385.
- 54 Anik Devries-Lesure: L'éditition musicale dans la presse parisienne au XVIIIe siècle. Catalogue des annonces, Paris 2005, S. 60.
- 55 Hans Schneider: Der Musikverleger Johann Michael Götz, Tutzing 1989.
- 56 Wolfgang Matthäus: Der Musikverlag von Wolfgang Nicolaus Hauelsen zu Frankfurt am Main 1771–1789, in: Die Musikforschung XXII. Jg. 1969, Heft 4, S. 421ff.
- 57 Wolfgang Matthäus: Johann André Musikverlag zu Offenbach am Main, Tutzing 1973.
- 58 Hans Schneider: Der Musikverleger Heinrich Philipp Bossler, Tutzing 1985.
- 59 Devries-Lesure (wie Anm. 54), S. 60.
- 60 Stein (wie Anm. 15), S. 138.
- 61 Ekkehard Nickel: Der Holzblasinstrumentenbau in der Freien Reichsstadt Nürnberg, München 1971, S. 249ff.
- 62 Hans Oskar Koch: Sonderformen der Blasinstrumente in der deutschen Musik vom späten 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Dissertation Heidelberg 1980, S. 114ff.
- 63 Stein (wie Anm. 15), S. 125.
- 64 Stein (wie Anm. 15), S. 131ff.
- 65 GLA Karlsruhe, Stadt Heidelberg, 204/1356.
- 66 Stein (wie Anm. 15), S. 132.
- 67 Bauer, Deutsch (wie Anm. 48), Bd. II, Kassel 2005, S. 517.
- 68 Stephan Hörner: Artikel Tausch in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Personenteil, Bd. 16, neu bearb. Ausg. Kassel 2006, Sp. 557f.
- 69 Schmitt (wie Anm. 16), S. 389ff.
- 70 Stein (wie Anm. 15), S. 140ff.
- 71 Stein (wie Anm. 15), S. 139.
- 72 Eduard Schmitt: Kirchenmusik der Mannheimer Schule, in: Denkmäler der Tonkunst in Bayern, Neue Folge, Wiesbaden 1982, S. XXVIII.



**HOTEL ZUM
RITTER
ST. GEORG**

Heidelberg



Wo einst ein französischer Tuchhändler das schönste Gebäude der Stadt erschuf,
wo einst Grafen und Philosophen nächtigten und Victor Hugo jeden Morgen
verzaubert vor der Fassade stehen blieb ...

**... ERWARTET ANSPRUCHSVOLLE GÄSTE HEUTE
MODERNER KOMFORT MIT HERZLICHEM SERVICE**

Hotel zum Ritter St. Georg

Hauptstrasse 178 | 69117 Heidelberg

T. +49 (0) 6221 70505 0 | F. +49 (0) 6221 70505 150

info@hotel-ritter-heidelberg.com

www.hotel-ritter-heidelberg.com

www.castlewood-hotels.com

Die Auflösung der wallonischen Gemeinde in Heidelberg unter Conrad Christian Kilian, Pasteur 1782–1819

2019 jährt sich das Verschwinden der wallonischen Kirche in Heidelberg zum 200. Mal. Dies mag kein Anlass zum Feiern sein, wohl aber zum Gedenken. Grund genug, auf diese Heidelberger Besonderheit zurückzublicken und insbesondere die Schlussphase dieser Einrichtung im Übergang von der Kurpfalz zum badischen Staat zu beleuchten.

Diese Phase ist durch die Tätigkeit des Pfarrers Kilian, der seit dem Tod seines Amtsvorgängers Herzogenrath 1780 mehr oder weniger als Chronist des Niedergangs dieser Kirchengemeinde fungierte, recht gut dokumentiert.¹ Wobei die Tätigkeit Kilians vielmehr ein Beispiel dafür ist, wie man selbst unter widrigen Umständen durch hinhaltenden Widerstand und zähe Selbstbehauptung die angekündigte Liquidierung der eigenen Existenz hinauszögern und den einmal eingeschlagenen Weg mit Mut und Selbstvertrauen zu Ende gehen kann.

Was war die wallonische Kirche?

Es macht die Sache etwas verständlicher, wenn man weiß, dass es sich bei der wallonischen Kirche ursprünglich um eine Gemeinde französischer Hugenotten in der Kurpfalz handelte. Bereits Friedrich III. hatte Hugenotten in Frankenthal 1562 per Capitulationsurkunde ein Aufenthaltsrecht gewährt. In Heidelberg bildete sich zunächst eine Filialgemeinde, die aber 1586 durch landesherrlichen Erlass Johann Casimirs Selbstständigkeit erlangte. Auch wenn die Gründungsurkunde keinen konkreten Anlass benennt, war sie wohl die Antwort auf die erneute Vertreibung der Protestanten aus Frankreich, wie auch auf die vorausgegangene Unterdrückung der Protestanten in den spanischen Niederlanden unter Herzog Alba (1569–73), die nun in die Pfalz kamen und außer der Möglichkeit zur Niederlassung auch ihren Glauben weiter praktizieren wollten.

Selbstredend war die Sprache der Liturgie, der Predigt und des täglichen Umgangs weiterhin das Französische. Im Verlauf zweier Jahrhunderte nahmen die ursprünglich hugenottischen Mitglieder dieser Gemeinde bzw. ihre Nachkommen, immer weiter ab. Sodass bereits 1724 bei einer Kirchenrevision festgestellt wurde, dass von den 15 Familien / 42 Seelen, die zur wallonischen Gemeinde zählten, nur eine einzige wallonischer Herkunft war.² Vier Familien waren Welschschweizer, acht hatten einen französischen Hintergrund, bzw. waren hier verwitwet, und zwei Familien waren deutscher Herkunft.³

Die ursprünglich hugenottische Kirche hatte sich also zu einer Gemeinde der französisch-sprechenden Protestanten gewandelt. Dies konnten Bürger und Bürgerinnen aus den an Deutschland grenzenden Territorien Elsass und Lothringen sein,

sowie aus den Niederlanden oder eben aus der französisch sprechenden Wallonie (etwa das Gebiet des heutigen Belgien). Daher die Bezeichnung „wallonische Kirche“.

Es waren aber auch Händler und Handwerker, Studenten und Arbeiter aus Frankreich, die aus eher ökonomischen Gründen in die Pfalz gekommen waren und sich hier niedergelassen hatten, sowie Calvinisten aus der französisch-sprachigen Schweiz.

Eine Heidelberger Besonderheit darüber hinaus war eine starke Vertretung des Adels, sei dies französischer oder deutscher Provenienz sowie der höheren Schichten der kurpfälzischen Verwaltung, insbesondere des reformierten Kirchenrats. Die Beherrschung des Französischen wurde in diesen Kreisen vorausgesetzt, wenn man „dazugehören“ wollte.

Einen letzten Schub erlebte die französisch sprechende Zuwanderung durch den Zuzug der Waldenser aus Italien und Savoyen in den Jahren 1698/99, in dessen Verlauf Waldenser-Gemeinden in Württemberg (etwa in der Gegend um Pforzheim) und in Hessen (Homburg) neu gegründet wurden.

Die Stiftungsurkunde von 1586

„Demnach der Churpf. Administrator, unser gnädigster Herr, seithero zum oftemal ersucht und unterthänigst gebetten worden, sowohl von denen allhier angesessenen und der französischen Sprach Kundigen Personen, als fremden Studenten und anderen wiederum eine französische Kirche, inmaßen bei Lebzeiten Seiner Exc. Gnaden Herrn Vatter Gedächtnis auch beschehen, zu eröffnen und verstaten...“⁴

Die Stiftungsurkunde von 1586 war weder ein Toleranzedikt noch eine Niederlassungskonzession für Glaubensflüchtlinge. Vielmehr gestattete Johann Casimir, der seine Parteinahme für die französischen und niederländischen Protestanten schon durch mehrere Kriegszüge (1567, 1775/76 und 1778) und für die calvinistische Partei durch die Gründung des Casimirianums 1778 unter Beweis gestellt hatte, lediglich die Durchführung eines Gottesdienstes in französischer Sprache, also „allein nothwendiger unterricht und trost aus Gottes Wort, für die so teutscher Sprache unerfahren ...“.

Konkrete Gruppen von Flüchtlingen werden nicht angesprochen, sondern „sowohl [...] allhier angesessene(n) [...], als fremden Studenten und anderen [...]“, eine schon bestehende Gemeinde angesessener Handwerker und Handelsleute also, dazu kamen Studenten. Flüchtlinge werden im Folgenden nur en passant angesprochen „[...] in Beherzigung der ganz erbärmlichen Verfolgung in Frankreich und Niederlanden [...] viel verzagter Geister allhier unterpflinigt (Unterschlußf ?, JB) suchen [...]“ Eine direkte Ansprache oder gar Niederlassungserlaubnis für einzelne Familien, wie in der Stiftungsurkunde von Pfalzgraf Karl I. Ludwig von 1682⁵ die zur Gründung von Friedrichsfeld führte, findet hier nicht statt.

Die Bildung einer französisch-sprachigen Kirchengemeinde war weder auf Dauer noch auf Wachstum angelegt. Sie war „bis auf Widerruf“ zugelassen, sollte „ohne Geläut“ stattfinden und bis auf das „Nachtmah!“ (Abendmahl) sollten keine Sakramente gewährt werden, insbesondere keine Kindstauen. Bei Neuaufnahmen war auf den guten Leumund der Mitglieder zu achten.

Trotz ihrer Stiftungsurkunde war die wallonische Kirche nicht unabhängig. In Bezug auf die Kirchengliederung, und auch in ihrem finanziellen Gebaren, war sie in die Struktur der reformierten Kirche in der Kurpfalz eingebunden. Das heißt, der deutsch-reformierte Kirchenrat konnte über Personalfragen innerhalb der wallonischen Kirche entscheiden, nach Belieben Gelder bewilligen oder verweigern, und er führte Aufsicht über das Vermögen. Andere Eingriffsrechte kamen hinzu: Zu besonderen Gelegenheiten konnten Predigttexte vorgeschrieben werden; wenn Kollekten und Abgaben seitens des reformierten Oberkirchenrats (OKR) beschlossen wurden, waren diese auch für die wallonische Kirche verbindlich.

In der zeitgenössischen Terminologie unterschied man daher zwischen „deutsch-reformiert“ und „französisch-reformiert“. Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werde ich den Begriff „wallonisch“ und „französisch“ weitgehend synonym verwenden; wobei „französisch“ eher die Kirche (Gebäude) und die Institution selbst (als Teil des reformierten OKR) meint, „wallonisch“ hingegen die Gemeinde mit ihren Mitgliedern und internen Institutionen (Schule, Kirchengemeinderat).

Welche Situation fand Kilian 1780 vor?

Die wallonische Gemeinde in Heidelberg hat eine relativ ruhige und stabile Phase unter der Leitung des Pfarrers Francois Christophe de L'Hôpital (deutsch: Franz Christoph ab Hospital, wallonischer Pfarrer 1746–75,⁶) hinter sich. Die Beziehungen zum OKR scheinen gut gewesen zu sein, es war feste Tradition, dass mindestens ein Mitglied des OKRs oder der kirchlichen „Administration“ auch in der Gemeinde, wenn nicht sogar in gewählter Funktion, tätig war („ancien“ = Ältester; z. B. Johann Wilhelm Weickum oder Johann Friedrich Antz⁷). Am 10. Dezember 1757 wurde L'Hôpital selbst zum kurpfälzischen reformierten Kirchenrat ernannt.⁸

Seinem Nachfolger Herzogenrath (1735–1780) war leider nur eine kurze Wirkungszeit von weniger als fünf Jahren beschieden. Er starb, erst 45-jährig, im November 1780. Kilian muss zu diesem Zeitpunkt schon in der Gemeinde tätig gewesen sein, vielleicht als Unterstützung und Vertretung für den erkrankten Herzogenrath. Von seiner Hand stammt der Eintrag Herzogenraths ins Totenbuch, mit dem Vermerk, der Schriesheimer Pfarrer Becker⁹ habe die Geschäfte vorübergehend kommissarisch übernommen.

Die Neubesetzung der Stelle hat sich wohl etwas länger hingezogen. Jedenfalls fehlen alle Einträge für das Jahr 1781. Erst im Frühjahr 1782, genauer am 1. März 1782, markiert ein „Consistorium“, also die Versammlung des Kirchengemeinderats, das Debüt Kilians als wallonischer Pfarrer.

Er war nun 41 Jahre alt und sollte bald die 18-jährige Susanna Frederica Jolly aus Mannheim (1765–1796), die Tochter seines Amtskollegen bei der Wallonengemeinde, Jean Jolly (1744–1785) heiraten.

Als wichtigstes Organ der Gemeinde war der KGR („Consistorium“, Kirchengemeinderat) der Ort, an dem sich alle für die Gemeinde wesentlichen Vorgänge widerspiegeln. Wir können so in der Verfolgung der Agenda eine Chronik des Endes der wallonischen Gemeinde sehen.

Anfänglich sah es allerdings keineswegs bedrohlich aus. Die Kirche hatte ein, wenn auch geringes, aber stabiles Vermögen, das stetig durch Vergabe von Darlehen und Hypothekengeldern gemehrt wurde. Zuständig für die Verwaltung dieser Gelder war der Kassier oder sog. „receveur“. Er musste, da er Gelder treuhänderisch verwaltete, bei der Stadt sogar eine Kautions hinterlegen. Nicht selten stopfte er auch ein Loch in der Kasse aus eigenem Vermögen („que le caissier tient de monnaie en les mains“).

Eine weitere Einnahmequelle war der Klingelbeutel, bzw. Opferstock. Die Einnahmen aus der wöchentlichen Kollekte wurden vom Diakon („diacre“; Armenpfleger) gesammelt und konnten für milde Gaben („bourse de pauvres“) verwendet werden. Die Beträge waren allerdings nie besonders hoch, und nahmen gegen Ende stetig ab.

Der „ancien“ schließlich war der Sprecher der Gemeinde. Er vertrat sie nach außen und konnte gemeinsam mit dem Pfarrer juristisch bindende Entscheidungen treffen.

Das Konsistorium bestand also aus lediglich vier Personen, die sich die Geschäfte der Gemeinde, so gut es eben ging, aufteilten. Die Funktionsträger waren übrigens von städtischen Abgaben und Steuern freigestellt, die sog. „Personalfreiheit“ oder „franchise“. Diese musste aber erteilt werden, was wiederum die Aufnahme in die Bürgerschaft voraussetzte, welche andererseits nur für eine entsprechende Gebühr zu haben war.

An weiteren Funktionen innerhalb der Gemeinde kamen noch hinzu: Der Lehrer, der nicht nur das komplette Grundschulwissen zu vermitteln hatte – Unterrichtssprache war Französisch –, er musste auch in den beiden wöchentlichen Gottesdiensten (mittwochs und sonntags) als Kantor dienen („chantre et lecteur“) und mit den Gemeindegliedern Choräle, Kirchenlieder und andere Gesänge einüben.

Da dies kaum von einer Person zu bewältigen war, wurde erwartet, dass Frau und Tochter in der Schule mitarbeiteten, bzw. Eigenbeiträge zur Betreuung der Jungen und Mädchen erbrachten. Bei Krankheit sollten sie sogar in der Lage sein, den Lehrer zu vertreten.

Als letztes Glied in der Kette schließlich gab es den „marquillier“ (Kirchendiener bzw. Glöckner). An Festtagen oblag es ihm, die Kirche zu schmücken. Er hatte aber auch sonst für alle hausmeisterlichen Funktionen in der Kirche da zu sein (insbesondere Reinigung und Heizung), und musste beim Gottesdienst (Abendmahl) assistieren.

Als Problem erwies sich immer wieder, dass die als Kirchendiener in Frage kommenden „sujets“ nicht immer Mitglieder der wallonischen Kirche waren, bzw. vorgeschlagene Kandidaten, die auf Grund ihrer französischen Sprachkenntnisse in Frage gekommen wären, beim OKR nicht wohlgekommen waren. Eine erneute Stellenbesetzung war hin und wieder ein kleiner Machtkampf, bei dem der reformierte OKR versuchte, seine Position der Stärke gegen die wallonische Kirche auszuspielen.

Die wallonische Kirche in den achtziger Jahren (1782–1790)

Als erste Amtshandlung erhöhte Kilian die Zahl der „anciens“ von drei auf fünf. Ancien und diacre wurden je mit einem Stellvertreter versehen, sodass der komplette KGR nun aus sechs Personen bestand.¹⁰

Ein weiterer Punkt kam gleich zur Sprache, der wie ein Generalbass die Entwicklung der wallonischen Gemeinde begleiten sollte und mit seiner eigenen Problematik ein Spiegelbild der allgemeinen Situation darstellte: das sogenannte „Kussel-Stipendium“.¹¹

1753 hatte ein Isaac Kussel, Kaufmann in Mannheim, in seinem Testament einen Betrag von 1600 Reichsthalern gestiftet, dessen Erträge bei 5% jeweils den drei wallonischen Gemeinden in Mannheim, Heidelberg und Frankenthal (somit in der gesamten Kurpfalz) zukommen sollten. Mit diesem Geld sollten junge Erwachsene bei dem Erwerb der französischen Sprache unterstützt werden, da diese für die Betätigung in der Gemeinde Voraussetzung war. Es war also eine Art Studienstipendium, die als Ausbildungsbeihilfe gedacht war.

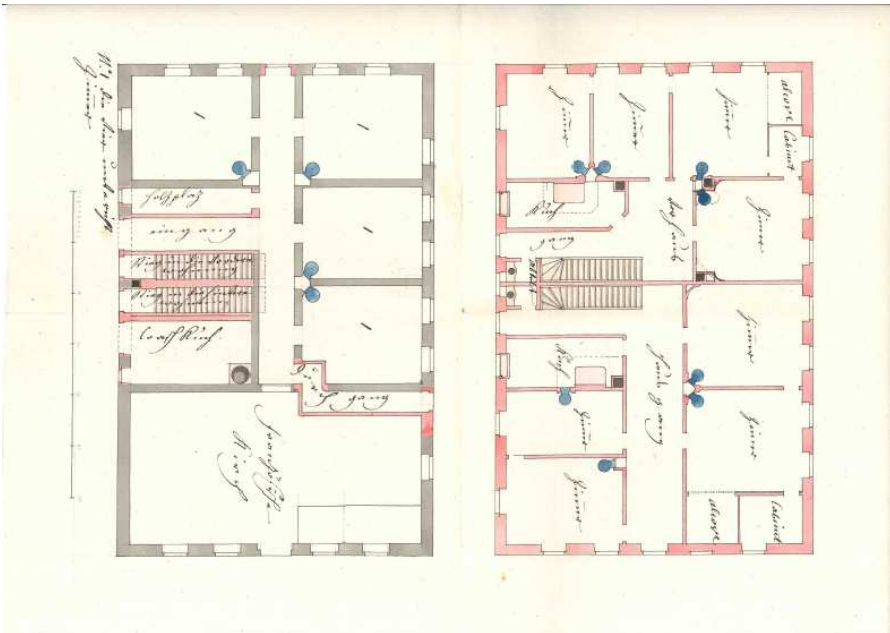
Für Heidelberg kam am Ende ein Betrag von ca. 30 fl zusammen, der jährlich einem bedürftigen Aspiranten zur Verfügung gestellt werden konnte.

Weil der Betrag so gering war, war es schwierig, jemanden zu finden, der ihn auch zweckentsprechend verwenden würde. Zumal man sowohl bei der Absichtserklärung als auch bei der Erfolgskontrolle auf das gute Wort des Bewerbers angewiesen war.

Am 27. Februar 1784 gab es ein Neckar-Hochwasser, das die Kirche überschwemmte und das Inventar (Orgel) beschädigte. Dies war Anlass zu einer Inventarisierung¹² und Sichtung des Kircheneigentums. Wir erhalten hierdurch auch erstmals eine Beschreibung des Inneren der französischen Kirche, bzw. deren Lage und ihres Verhältnisses zum reformierten Kirchenbauamt.

Die Räumlichkeiten der Kirche müssen sich seit 1718 (Bau des reformierten Gymnasiums) auf dem sogenannten Mönchshof befunden haben, also auf dem Grundstück, wo sich heute das Schmitthenerhaus befindet. Gelegentlich ist auch vom Kirchenraum als dem „Auditorium“ des reformierten Gymnasiums die Rede. Ausweislich der im Generallandesarchiv Karlsruhe vorgefundenen Pläne befand sich die „französische Kirch“ im Flügelbau des Schmitthenerhauses (damals: reformiertes Gymnasium). Hier war im Erdgeschoss neben den „vier unterricht zimmer“ auch ein Raum für die „französische Kirche“ eingerichtet.¹³

Ebenfalls 1784 kam es zu einem Konflikt mit dem reformierten Kirchenrat Miege. Johann Friedrich Miege (1744 Lingen – 1819 Heidelberg; seit 1775 Kirchenrat, 1776–1806 i. R., Pfarrer an Heiliggeist) hatte während einer Umbauphase der Heiliggeistkirche ohne Rücksprache seine Gottesdienste in die französische Kirche gelegt. Kilian akzeptierte dies zunächst ohne Widerspruch („um des lieben Friedens willen“), in der Folge stellte er jedoch die Legitimität dieses Vorgehens infrage. Mit der Konsequenz, dass die Schlösser der Kirche ausgetauscht wurden und die Reformierten somit nun nicht mehr einfach auf den Kirchenraum der wallonischen Gemeinde zugreifen konnten.



Grundriss des Flügelbaus des reformierten Gymnasiums im Mönchhof („... die vier unterricht zimmer“, „französische Kirch“) (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 204/1837)

1785 taucht erstmals der Name von Luc Keller als diacre auf. Er wird die Gemeinde bis zu seinem Tod im Juli 1819 begleiten, zuletzt in seiner Funktion als Kassier.

Ab 1788 gibt es Beschwerden über den Schulmeister Ceinturier, er käme seinen Pflichten nicht nach (wahrscheinlich wegen einer fortschreitenden Krankheit). Seine Frau und seine Tochter versuchen, ihn zu vertreten und beanspruchen dessen Stelle auch nach seinem Tod 1789 für sich. Der KGR hält beide jedoch als nicht geeignet für diese Tätigkeit und sieht sich nach einem neuen Kandidaten um. In der Folge wird der gebürtige Ladenburger Jacques Fohr, der zu diesem Zeitpunkt noch als Lehrer in Genf tätig war, mit Wirkung vom 27. April 1790 „chantre et lecteur“. Er wird die Gemeinde ebenfalls bis zu seinem Tod begleiten.

Die persönliche Situation Kilians

Kilian hatte zwischen 1782 und 84 geheiratet und mittlerweile drei Kinder.

Die Gemeinde hatte im Jahr 1752 auf Initiative de l'Hôpitals ein Haus auf dem Kornmarkt als Pfarrhaus gekauft. 1776 zog Herzogenrath dort ein, war aber mit der Situation nicht sehr zufrieden, sodass er die Gemeinde zu einem Verkauf bewegen konnte. Das Haus am Kornmarkt wurde 1779, gegen die Meinung der Gemeinde, öffentlich versteigert.

Die wallonische Gemeinde war also einmal mehr gezwungen, auf die Ressourcen der reformierten Kirche zurückzugreifen. Kirchenrat Miege bot ein Gebäude bei der Dechanei an der Hauptstraße (heute ein Teil des Palais Boisserée) an, das aber

renovierungsbedürftig war und erst gereinigt werden musste. Vorübergehend bot er sein eigenes Pfarrhaus in der Fischergasse an, das durch seinen Umzug leer stand.¹⁴

Kilian zog zunächst in das leer stehende Pfarrhaus in der Fischergasse ein. Als aber 1792 ein junger Pfarrer Böhme aus Frankenthal an die Heiliggeistkirche kam, beanspruchte er das Pfarrhaus für sich. Mit Drohungen und Beschwerden beim OKR versuchte Böhme,

Kilian aus seiner Wohnung zu vertreiben. Kilian konnte mit Mühe einen Aufschub von drei Monaten bis August 1792 erreichen. In dieser Zeit versuchte er, mit dem Erlös aus dem Verkauf von 1779, (2050 fl), aufgestockt um ca. 800 fl aus eigenen Mitteln, ein neues Pfarrhaus zu erwerben. Dies war aber nicht möglich.



Das Haus „hinten an der Dechaney“, Wohnung Kilians 1793–1819 (Foto: Jo-Hannes Bauer)

Also nahm er das Angebot Miegs an und bezog das Haus „hinten bei der Dechaney“, nachdem er es auf eigene Kosten hat umbauen und reinigen lassen. Vorübergehend wohnte er im Kochischen Gasthaus „Zur römischen Kette“ am Mitteltor (Uni-platz) im 2. Stock.

Dieser Vorgang war 1793 so weit abgeschlossen, dass Kilian

eine Rechnung an den OKR stellen konnte. Mit 226 fl entsprach dieser Betrag in etwa 2/3 eines Jahresgehalts (395 fl), was für den Umfang der Arbeiten, die sich über ca. 2 Jahre hingezogen hatten, keinesfalls überhöht war.

Beim Kirchenrat stieß Kilian jedoch mit dieser Forderung auf taube Ohren. Dieser verwies das Schreiben an die kurpfälzische Verwaltung, wo es unerledigt liegen blieb und sogar die Auflösung der alten Kurpfalz überdauerte. Kilian gelang es



Das reformierte Pfarrhaus in der Fischergasse 6, 1782–93 Wohnung Kilians (Foto: Jo-Hannes Bauer)

nicht, eine positive Antwort zu erwirken. Erst 1803, als auch der Konflikt mit dem OKR über Kilians Gehalt auf einen Höhepunkt zutrieb, gelang es ihm, den nun „baldischen“ Staat zu einer Zahlung dieser „Altlasten“ zu bewegen.

Der Streit um die Besetzung der Kirchendienerstelle

Ebenfalls 1792 bahnte sich ein Konflikt an, der das Verhältnis zwischen reformiertem OKR und wallonischer Gemeinde aufs Tiefste erschüttern sollte und bis in die höchsten Spitzen der Verwaltung, ja bis zum Kurfürsten selbst vordringen sollte.

Der Kirchendiener Jacobi war im Februar gestorben und die reformierte Kirchenleitung hatte die Stelle schon im Voraus mit einem Schneidermeister Hoffmann besetzt, ohne die wallonische Gemeinde zu befragen. Die Gemeinde schlug ihrerseits das verdiente Gemeindeglied Dollhopf vor, der schon unter L'Hôpital diacre gewesen und mit der Tochter des früheren Lehrers Bourguoin verheiratet war und sich um die Stelle bewarb. Er wurde als geeignet befunden und dem OKR vorgeschlagen, dessen Kandidat Hoffmann nach wie vor abgelehnt wurde, da er nicht zur Gemeinde gehöre und angeblich kein Französisch verstünde, was aber zur Ausführung seines Amtes notwendig sei.

Postwendend auf diese Ablehnung erhielt die wallonische Gemeinde ein Schreiben des OKRs, in dem Kilian „irrigte Auffassungen“ bezüglich der Besetzung der Stelle und „Ungehorsam“ vorgeworfen wurden. Dies wurde in der wallonischen Gemeinde als Eklat und als Bedrohung ihrer Existenz gesehen; für Kilian war die Situation noch pikanter, da er gerade wegen seiner Wohnung mit dem OKR ebenfalls im Konflikt lag und auf einen glimpflichen Ausgang hoffen musste.

Am 20. März 1792 kam das Schreiben mit der Aufforderung, Hoffmann einzustellen. Der KGR antwortete darauf, „qu' obeir a cet ordre, dans le temps même que nous avons protesté contre le dit Hoffmann, servit tout aussi bizarre et inconsequent que le ordre même.“ („Diesem Auftrag nachzukommen, obwohl wir gleichzeitig gegen den genannten Hoffmann protestiert hatten, erschiene uns genauso bizarr und inkonsequent, wie besagter Auftrag selbst.“ Übersetzung J. B.)

Was als banaler Kompetenzstreit über die Besetzung einer – noch dazu sehr gering bezahlten – Stelle begann, sollte sich zu einem Konflikt auswachsen, der bis zum Kurfürsten vordrang und erst durch Intervention von allerhöchster Stelle beigelegt werden konnte. Der Konflikt endete erst 1795 mit dem Tod des marquiller Dollhopf, der von der Gemeinde gegen den Willen des OKRs eingesetzt worden war.

Der ursprüngliche Kandidat Hoffmann wurde nun von der Gemeinde akzeptiert, wobei jedoch in einem Briefwechsel der wallonischen Gemeinde das Recht zugestanden wurde, ihre Kirchendiener einvernehmlich mit dem OKR selbst zu benennen. Die gütliche Einigung konnte zwar diesen Konflikt beilegen, änderte jedoch nichts an der kritischen bis ablehnenden Haltung eines Teils des OKRs gegenüber der wallonischen Gemeinde.¹⁵

Beschwerdebrief der reformierten Pastoren

Wenig später, Ende des Jahres 1795, kursierte ein von den reformierten Pfarrern Heidelbergs verfasstes Rundschreiben, in dem der wallonischen Gemeinde vorgehalten wurde, sie sei nicht „bloß auf solche Personen eingeschränkt, die mit der deutschen Sprache durchaus unbekannt seyen.“ Vielmehr würden sie „Glieder aus der deutschen Gemeinde bei oft nur sehr dürftiger Kenntnüß der französischen Sprache aufnehmen, wodurch allerdings Unordnung entstehen“ müsse.

Die Stoßrichtung war klar: Die wallonische Gemeinde ist immer weniger das, was sie zu sein vorgibt, nämlich eine Gemeinde der Frankophonen in Heidelberg. Die Vorwürfe gingen noch weiter. Da auf Französisch getauft und „kopuliert“ werde, könne nur ein kleiner Teil der Gemeinde der Rede des Pastors folgen. Ja, in vielen Fällen würde oft das Ehepaar selbst kaum die guten Wünsche und Ermahnungen des Pastors verstehen. Und schließlich würde die Gemeinde jede Gelegenheit nutzen, Gläubige an sich heranzuziehen und so die anderen reformierten Gemeinden vermindern, z. B. indem auch Kinder aufgenommen würden, von denen nur ein Elternteil der Gemeinde angehörte.



Der Flügelbau des Schmitthennerhauses heute (Foto: Jo-Hannes Bauer)

Auch dieses Schreiben hatte keine direkte Wirkung auf die wallonische Gemeinde. Sie nahm zunächst eine abwartende Haltung dazu ein und verweigerte eine angeforderte Stellungnahme des OKRs. Erst 1797, nach dem Tod seiner Frau im März 1796 nahm Kilian dazu Stellung. Er verwies auf das wechselhafte Schicksal der wallonischen Flüchtlinge und ihrer Nachfahren, die mehrfach Flucht und Vertreibung,

auch aus ihrer neuen Heimat, der Kurpfalz erleben mussten. Im Verlauf dieser Ereignisse seien wichtige Papiere und Unterlagen der Gemeinde verloren gegangen, sodass man sich in wichtigen Fragen auf die herkömmlichen Gebräuche und Gepflogenheiten beziehen müsse. Dazu gehöre auch der Gebrauch des Französischen im Gottesdienst. Dies stelle jedoch kein Hindernis in der religiösen Unterrichtung und der Erziehung der Jugendlichen, etwa im Konfirmandenunterricht, dar. Hier komme auch, wenn es nicht anders gehe, das Deutsche zum Einsatz.

„Wenn junge Leute sich bei ihm [Pfarrer Kilian] einfinden, die seinen Religionsunterricht genießen wollen und Lust und Eifer bezeigen ... so gibt er sich mit allem Fleiß mit ihnen ab, um ja seinem Gewissen ein Genüge zu tun ...“.¹⁶

Letztthin käme es auf die Qualität des Unterrichts an. Man müsse die Herzen der jungen Menschen erreichen, und ob dies ausreichend und auf positive Weise geschehe, darüber habe ein anderer zu richten. Und schließlich seien ja auch Familien, darunter die Miegs und die Rigalsche, aus dem Verband der wallonischen Kirche ausgetreten und nun bei den Reformierten. Im Jahrhundert der Aufklärung und der Freiheit sei dies eine Entscheidung, die jeder selbst treffen müsse. Seitens seiner, der wallonischen Kirche würden keine unrechtmäßigen Mittel angewandt, um neue Mitglieder an sich zu ziehen.

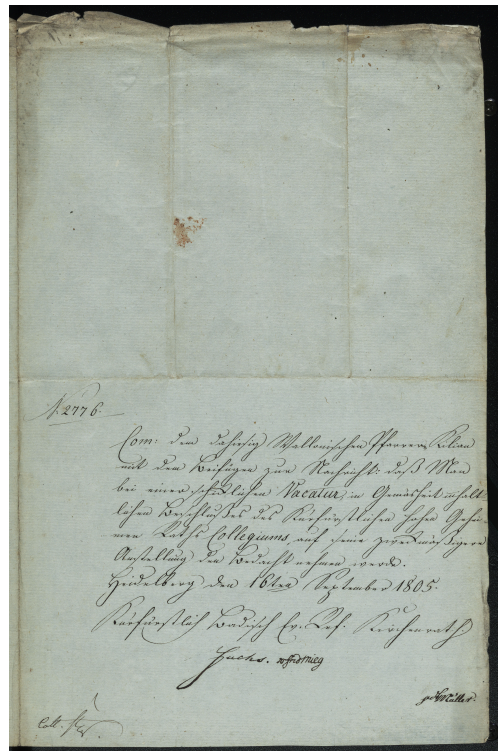
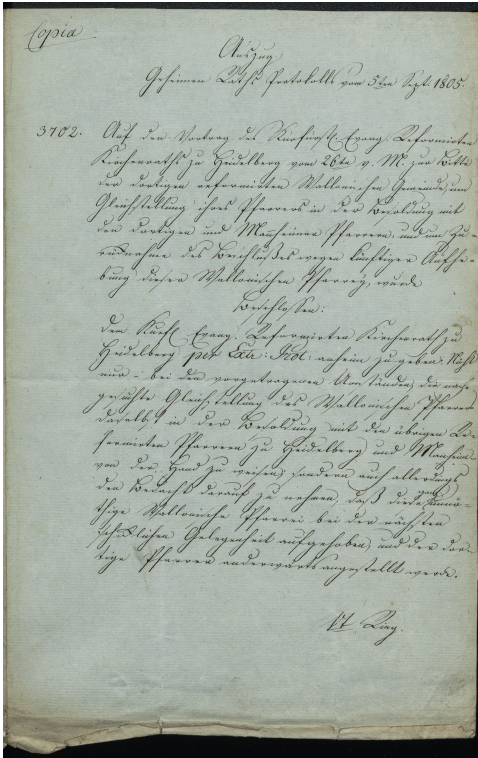
Auch dieser Angriff konnte von Kilian also mit einer christlich-versöhnlichen Geste abgewehrt werden. Es gab jedoch auch andere Signale, die eher bedrohlicher Natur waren. So gab man Kilian, als er wegen des ausbleibenden Anerkennungsschreibens („Personalfreiheit“) des Kassiers Heinlein¹⁷ auf der Kirchenratskanzlei vorstellig wurde, zur Auskunft, man würde sich hinfort nicht mehr mit der wallonischen Kirche beschäftigen und werde sie sich selbst überlassen (Kanzleisekretär Ehrhard). Für Kilian muss dies wie ein fernes Wetterleuchten gewesen sein, das ein schweres Gewitter ankündigt.

Kilians Kampf um Gleichstellung

Jedoch „wie von einem Donnerschlag gerührt“ war Kilian etwa 10 Jahre später. Im Herbst 1800 hatte die damals noch kurpfälzische Kirchenadministration beschlossen, die zweite wallonische Pfarrstelle in Mannheim und ein Pfarrgut in Neckarau aufzuheben und mit den frei werdenden Geldern die Stadtpfarrerstellen in Mannheim und Heidelberg, u. a. auch wegen steigender Belastungen und neuen Aufgabengebieten, aufzubessern. Kilian glaubte sich hier einbezogen, da er von seinem ancien Burckardt DePré,¹⁸ Rat der Administration, den Wink erhalten hatte, es gäbe eine Liste der besserzustellenden Pfarrer, und sein Name sei dabei.¹⁹

Als dies jedoch nicht eintrat, Kilian also schnöde übergangen worden war, er kündigte er sich im Verlauf des Jahres 1802²⁰ nach dem Grund dieser Zurücksetzung, und erfuhr dabei so nebenbei, dass die Auflösung seiner Pfarrstelle beschlossene Sache sei; er solle sich lieber eine besser bezahlte Stelle anderswo suchen. Kilian wollte und konnte es nicht bei dieser Auskunft belassen. Er informierte die Gemeinde und bat sie, ihn bei dem Kampf um seine Gleichstellung zu unterstützen.²¹

In der Folge wurden weitere Schreiben und Schriftsätze verfasst, die nicht nur an den OKR, sondern auch an seine Durchlaucht, den Großherzog, gerichtet waren. Allein, die Auskunft des OKRs blieb dieselbe. Kilian habe keinen Anspruch auf Besserstellung für seine „ganz unnötige“ wallonische Kirche; die Einsetzung der Kirche 1586 sei ein Gnadenakt gewesen und könne also vom Kurfürsten auch wieder entzogen werden, wenn kein Bedarf mehr bestehe; außerdem sei sie als Provisorium gedacht gewesen, bis zur Rückkehr der Flüchtlinge in ihre Heimat; Kilian selbst habe ein bequemes Auskommen und genügend Zuwendungen anderer Art; wenn er nicht irgendwo anders eine „nützlichere Tätigkeit“ anstreben werde, werde sich an seinem Gehalt nichts ändern; und im Falle einer „Vacatur“ werde die Gemeinde ganz abgeschafft, dies sei beschlossene Sache.



Decret des Kirchenrats von 1805, Vorderseite, Rückseite (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

„Kein einziges abstammendes Glied der vormaligen refugiés befinde sich jetzo mehr dabe. Diese nach und nach selbst erfolgte Auflösung der vormaligen wallonischen Gemeinde habe Kirchenrath schon längst bestimmt, auf die Einziehung dieser so ganz unnöthigen und selbst zur Herabwürdigung des öffentlichen Gottesdienstes dienenden Stelle Bedacht zu nehmen, welche auch schon längstens geschehen seyn würde, wenn sich der jetzo Pfarrer Kilian, wie ihm angeboten gewesen um Beförderung auf eine deutsche Stelle gemeldet hätte.“²²

Dieser Bescheid von 1805 wird von Wirth²³ und Cuno²⁴ als „Aufhebung“, also als „Ende“ der Existenz der wallonischen Kirche interpretiert. Faktisch war es das auch, allerdings nur als Androhung.

Es mag einen (verwaltungsinternen) Beschluss des OKRs gegeben haben, Kilians Stelle in eine – modern gesprochen – kw-Stelle (kann wegfallen) umzuwandeln. Ausgeführt wurde dieser Beschluss jedoch nicht, da Kilian sich davon nicht beeindruckt ließ, sondern unbeirrt sein Amt weiterführte. Wenn es das Ziel des OKRs gewesen war, Kilian einzuschüchtern und zur Aufgabe seiner Tätigkeit zu bewegen, so hatte er sein Ziel verfehlt.

Situation der Gemeinde um 1800

Kilian wusste nun, dass es einzig von ihm selbst abhing, wie lange seine Kirche noch weiter existieren würde. Tatsächlich hatte er, gerade erst in den Jahren um 1800, eine ganze Reihe neuer Mitglieder geworben und in die Gemeinde eingebunden, die, ausweislich der Hochzeiten und Taufen, ein reges Gemeindeleben mit durchaus illustren Gästen bewirkten. Neben den beiden bekannten Heidelberger Familien Landfried²⁵, und seinem treuen Lukas Keller, engagierten sich auch die beiden Söhne des Hufschmieds Ludwig Lösch in der wallonischen Kirche. Außerdem der englische Textilfabrikant Pickford, der sich in einer Villa vor dem Karlstor niedergelassen hatte, sowie Graf von Jenison Walworth, der eines der großen Häuser am Klingentor besaß. Ein besonderer Gast war die Erbprinzessin Caroline von Hessen-Philippsthal, sie scheint auch eine der heimlichen „Sponsoren“ der Kirche zu dieser Zeit gewesen zu sein.

Ganz aus der Luft gegriffen waren die Vorwürfe der reformierten Pfarrer, wie auch die (geradezu bössartigen) Unterstellungen des OKRs nicht.

Schon in der Zeit L'Hôpitals waren die Frankophonen langsam aus dem Kreis der Gemeinde verschwunden. Die Mitglieder des KGRs waren entweder höhere Verwaltungsbeamte (Johann Georg Erckenbrecht,²⁶ Johann Friedrich Antz, August Friedrich José) oder Handwerker, die französische Frauen (u. a. aus Straßburg) geheiratet hatten (Dollhopf, Will). Mit den Familien Keller und Kissel, später Lösch, Landfried und Unholz, traten ganze Familienverbände in den Kreis der wallonischen Kirche ein. Zusammen mit deren Schwiegereltern, den Trau- sowie Taufzeugen eröffnet sich ein regelrechtes Panorama des Heidelberger „juste milieu“ jener Zeit.



Hauptstraße 84 am Kornmarkt, seit 1810 Wohn- und Geschäftshaus von P. J. Landfried (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

Zusammen mit deren Schwiegereltern, den Trau- sowie Taufzeugen eröffnet sich ein regelrechtes Panorama des Heidelberger „juste milieu“ jener Zeit.

Waren an Berufen in der Periode zuvor vor allem Hutmacher, Rotgerber, Färber, Hufschmiede, Uhrmacher, Goldschmiede und Zinggießer vertreten, so waren es jetzt v. a. Bäcker und Wirte (beide Landfrieds), der Großherzoglich Badische Tierarzt Lösch, sowie aufstrebende Kaufleute mit gut gehenden Geschäften (Krämer Willé in der Unteren Straße, Philipp Jakob Landfried in der Hauptstraße 84, Strumpfweber Sommer).

Der Gebrauch der französischen Sprache dürfte somit im Alltag weitgehend verschwunden gewesen sein und allenfalls im Got-

tesdienst und bei den Sitzungen des „Consistoriums“ zur Anwendung gekommen sein. Zumal ja auch Kilian und Fohr keine Frankophone, sondern waschechte Kurpfälzer waren (beide sind in Ladenburg geboren). Was Kilian in der Auseinandersetzung mit dem OKR nicht daran hinderte sich als weltläufig und diplomatisch erfahrener Mann darzustellen, indem er immer wieder betont, er habe die Niederlande, seine damalige Heimat, eine gut bezahlte Stellung und gute Karrierechancen, auf Wunsch des OKRs wegen seiner Verdienste um die wallonische Kirche verlassen, und werde nun hier gering geschätzt und „zurückgesetzt“.²⁷

Auch die materielle Not dürfte nicht ganz so schlimm gewesen sein, wie sie von Kilian dargestellt wird. Mit knapp 400 Gulden jährlicher Bezüge, plus einer Teilentlohnung in Naturalien (Weizen, Spelz und Wein) war er zwar „arm“ für seine Lebensverhältnisse, aber nicht völlig mittellos. Er hatte zwei Töchter und vier Söhne, von denen einer, Frederic Isaac 1812 überraschend im Alter von 24 Jahren starb. Dass in dieser Situation sein bescheidenes Gehalt nicht genügt haben dürfte, um den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu sichern, macht Kilians Anspruchshaltung verständlich. Aber er dürfte auch Zuwendungen seiner Klientel erhalten haben, die nicht in den offiziellen Kirchenrechnungen enthalten waren.

Ähnlich, wie Kilian 1805 ging es Lehrer Fohr im Jahre 1806. Die – nunmehr badische – Regierung hatte die allgemeine Schulpflicht angeordnet und als Träger die Religionsgemeinschaften eingesetzt, die ja schon jeweils ihre (konfessionellen) Schulen unterhielten. Wieder saß die wallonische Kirche zwischen den Stühlen: Einerseits gab es einen Erlass über die Klassengröße, unterhalb der eine Schule aufzulösen war, andererseits wurde es Fohr verboten, Kinder aus anderen Gemeinden in seinen Unterricht aufzunehmen. Fohr klagte nun, dass das eh nur geringe Schul-

geld, das gerade für die Heizung und den Unterhalt der Räume benötigt wurde, nun noch weiter eingeschränkt würde. Ihm blieb, letztendlich, nichts anderes übrig, als Privatunterricht in Französisch anzubieten.²⁸

(Unterricht in der Französischen Sprache, wie auch im Deutsch und Französischen Schönschreiben.) Da gegenwärtige Schulordnung der Deutschen Gemeinden dahier, den Zutritt in die Französische Schule dadurch sehr erschweret, weil die Schüler, welche sie gerne besuchten, die vier bestimm-

ten Schulstunden von 10 bis 12 und von 1 bis 3 Uhr nicht ganz benutzen können; so sollen künftig diejenigen, welche täglich nur eine oder zwei davon benutzen, auch nur die Hälfte Schulgeld mit 30 fr. bezahlen. Für den Privat-Unterricht, zu welchem die Stunden von 3 bis 7 Uhr bestimmt sind, bezahlt jeder Schüler für eine Stunde monatlich einen Gulden.
Fohr, Schullehrer.

Tatsächlich war die Situation Fohrs viel dramatischer, als die Kilians. Eine „Kompetenz“ (hier: die Auflistung der stellenbezogenen Einnahmen aus dem Jahre 1808) beläuft sich alles in allem bei Kilian auf 672 fl, die Fohrs auf 182 fl.

Um 1811 gab es noch einmal ein Zwischenspiel, das für Irritationen bis in die höchsten Ebenen des badischen Innenministeriums sorgte. Ein in

Anzeige Fohrs zur Erteilung von Französisch-Unterricht (Heidelberger Wochenzeitung 1812, S. 14)

Pforzheim ansässiger Franzose namens Guiraud dit la Penne, der als Amtsverweser des dortigen Pastors fungierte, bat in einem Brief um Informationen über die wallonischen Gemeinden in Mannheim und Heidelberg. Ohne Arg gab ihm Kilian Auskunft über seine persönliche Situation²⁹ und über die der Gemeinde, ohne etwas schön zu reden oder negativ darzustellen.

Auf irgendeinem Wege kam dieses Schreiben in die Hände des Innenministeriums, wo man in dem umtriebigen La Penne einen französischen Agenten, vielleicht sogar einen Spion vermutete.

Einmal mehr wurde Kilian scharf zurechtgewiesen und mit Konsequenzen bedroht. Als er aber das Ministerium von seiner Ahnungslosigkeit überzeugen konnte, beschied man ihm, man werde die Sache „auf sich beruhen lassen“.

Das Ende der Gemeinde 1819

Das Ende der wallonischen Gemeinde kam nicht mit einem Donnerschlag, oder durch obrigkeitlichen Erlass, sondern mit dem Tod ihrer Mitglieder.

Friedrich Mühlhäuser, 1799 bis 1816 ancien, Großherzogl. Renovator und Pfarrer von Hl. Geist, starb 1817, Jacques Fohr, Lehrer und Kantor seit 1790, starb 1818 und ein Jahr darauf der langjährige caissier Luc Keller.

Der letzte Eintrag des wallonischen Kirchenbuches lautet:

„Am 31. Juli 1819 mittags um viertel auf vier Uhr ist gestorben und den zweiten August morgens sieben Uhr auf dem St. Peter Kirchhof begraben Herr Lucas Keller, alt 72 Jahre weniger 2 Monate. Pfarrer Bähr, Pfarrverweser Grohe. Heidelberg den 2. August 1819 Conrad Christian Kilian Pfarrer der wallonischen Gemeinde“.

Darunter hatte Kilian noch notiert „Leichenwagen und 2 Kutschen“. Kilians eigener Tod kam wenig später. Im reformierten Totenbuch von St. Peter findet sich der Eintrag 1819/41:³⁰

„Am 24. Oktober 1819, abends um 11 Uhr entschlummerte sanft Herr Conrad Christian Kilian, seit dem Jahr 1782 Pfarrer der wallonischen Gemeinde dahier, Witwer seit dem 15. November 1796 weiland Frau Susanne Friederica Elisabeth geb. Jolly, von Frankenthal alt 77 Jahr 10 Monate 8 Tag, hinterlassen 4 Kinder, 1 Tochter, 3 Söhne. Er wurde nachmittags um 3 Uhr auf dem St. Peter Friedhof begraben. Zeugen: Bernhard Melchior Brecht, Schaffner, Georg Christian Kilian, reformierter Pfarrer zu Hoch- und Lützelsachsen, des Verstorbenen Neffe.“³¹

Im lokalgeschichtlichen Diskurs taucht die wallonische Gemeinde eigentlich nur in zwei Kontexten immer wieder auf: einmal als Herkunft des Malers Philipp Karl Fohr (1795–1818), ältester Sohn des Lehrers Fohr, der 22-jährig beim Baden im Tiber bei Rom ertrank. Johann Peter Dieffenbach³² hat ihm in seiner Monografie ein Denkmal gesetzt und dabei auch seinen familiären Hintergrund und seine Beziehungen zur wallonischen Gemeinde beleuchtet. Der zweite Kontext ist der angeblich hugenottische Hintergrund der Familie Landfried.³³ Falls ein solcher bestand, ist er vor 1794 nicht durch Aktivitäten in der wallonischen Gemeinde belegbar. Vielmehr gehörten die Landfrieds, wie auch viele andere Familien, zu den Proselyten, also zu

den aus anderen Konfessionen übergetretenen Mitgliedern, die Kilians Werben nach den Attacken von 1793–95 an die Gemeinde herangeführt hatte.

Bei der Vereinigung der drei protestantischen Konfessionen zur evangelisch-protestantischen Landeskirche im Jahr 1821 spielte die Heidelberger wallonische Gemeinde keine Rolle mehr, da sie mangels Mitglieder und Protagonisten, nicht mehr existierte.³⁴

Anmerkungen

- 1 „Livres contenant les actes de l'église wallonne de Heidelberg, commencé par le pasteur Kilian l'année 1782“, Stadtarchiv Heidelberg (StAH) 86; außerdem StAH 86 (1723–40), StAH 86 (1800–1811) und StAH 154, fasc. 6; Die Jahreszahlen gefolgt von röm. Ziffern bezeichnen die Quellen in den „Actes“, gegliedert nach Tagesordnungspunkten der jeweiligen Sitzung.
- 2 Friedrich Wilhelm Cuno: Die Geschichte der wallonisch-reformierten Gemeinde Heidelberg, 1893, in: Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins, Zent II, Heft 4 (StAH B 284d).
- 3 Cuno (wie Anm. 2), Generallandesarchiv (GLA), Generalia; Kirchendienst 4369.
- 4 Actes 1801 (wie Anm. 1), VI.
- 5 Hier in der von August Friedrich José am 25. Februar 1793 kopierten Fassung, Actes 1796, IV.
- 6 Friedrich Peter Wundt: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg, Heidelberg 1805, Reprint 1997, S. 190ff. und 429f.
- 7 Johann Friedrich Antz, Sekretär des Kirchenrats (ca. 1726–86), 1772–83 caissier der wall. Kirche.
- 8 Cuno 1893 (wie Anm. 2).
- 9 Wahrscheinlich Johann Jakob Becker (geb. in Alsenbrück, gest. 1824 in Kettenheim; 1784 Pfarverweser in Leimen); sämtliche biografische Angaben zu Pfarrern, sofern nicht anders angegeben, aus: Heinrich Neu: Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens, Teil II, Lahr 1939.
- 10 Actes 1782 (wie Anm. 1), IX.
- 11 Actes 1782 (wie Anm. 1), I.
- 12 Actes 1786 (wie Anm. 1), XI.
- 13 GLA G Heidelberg 258–268; Bauakten 204/1837.
- 14 GLA 204/1243; Das ref. Pfarrhaus in der Fischergasse 1783–1808.
- 15 Siehe dazu GLA 204/1320 und StAH 154, fasc. 6.
- 16 Actes 1797 (wie Anm. 1), I.
- 17 Zu Friedrich Nikolaus Heinlein (??–1795 Heidelberg) siehe auch Anette Hirth: Goldschmiedearbeiten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts in Heidelberg, in: Kunsthistorisches Institut Heidelberg, Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt, Heft 22, S. 68.
- 18 Burckardt DePré (ca. 1739–1803), Rat im ref. Kirchenrat.
- 19 GLA 204/1309 und 1295.
- 20 Actes 1803 (wie Anm. 1), VII.
- 21 Actes 1803 (wie Anm. 1), VII.
- 22 Actes 1806 (wie Anm. 1), IV.
- 23 Hermann Wirth: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg 1/1868, S. 53f; laut Wirth erfolgte die Aufhebung in einer nicht-öffentlichen Sitzung vom 15.02.1802 (StAH B1).
- 24 Cuno 1893 (wie Anm. 2).
- 25 Die Brüder Philipp Friedrich und Johann Martin Landfried wurden 1794 im Rahmen einer Abendmahlsfeier in die Gemeinde aufgenommen. Archiv der evang. Kirche in Baden, Karlsruhe, Kirchenbuch der wall. Gemeinde Heidelberg 1736–1819; Mikrofilm 594, 595; 600.
- 26 Marieluise Erckenbrecht, Jochen Goetze: Chronik der Familie Erckenbrecht, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 7, 2002, S. 145; hier: Johann Georg Erckenbrecht, 1702–1757.

- 27 Schon Kilians Vater, Philipp Friedrich Kilian (1708 Speyer–1788 Ladenburg) hatte 1736 im Rahmen seiner Tätigkeit für das Sapienzkolleg Heidelberg kurzzeitig die wallonische Gemeinde betreut. Kilian selbst bewarb sich auf diese Stelle noch zu Lebzeiten L'Hôpitals, unterlag aber damals dem Konkurrenten Herzogenrath, siehe GLA 204/1302 Besoldung der wall. Pfarrei 1774–81.
- 28 Heidelberger Wochenzeitung 1812, S. 14.
- 29 Kilian gibt in diesem Schreiben vom September 1811 sein Alter mit 70 Jahren an. Er wäre somit Ende 1740 oder im Frühjahr/Sommer 1741 geboren, nicht 1746, wie Neu (wie Anm. 9) angibt, (Konrad Christian Kilian, 1746 Ladenburg–1819 Heidelberg).
- 30 GLA 390/1769, 1. Bd.; auch hier sind die Alters- bzw. Datumsangaben nicht ganz nachvollziehbar. Kilians Frau starb laut Eintrag von Kilians eigener Hand („ma tendre épouse“) am 13. März 1796, Kilian selbst wäre lt. Eintrag am 16. Januar 1742 geboren, keineswegs aber 1746 wie Neu angibt. Wahrscheinlich ist eine Geburt im Januar 1741, Kilian wäre somit dann 78 Jahre alt gewesen.
- 31 Georg Christoph Konrad Kilian, geb. 1778 in Ladenburg, 1804 Pfarrer in Wurmberg bei Pforzheim, ab 1810 ref. Pfarrer in Hohensachsen.
- 32 Johann Philipp Dieffenbach: Das Leben des Malers Karl Fohr, Darmstadt 1823.
- 33 Wilhelm Landfried: Rückblick auf hundert Jahre 1810–1910, Festschrift Heidelberg 1910 (StAH B 379 g).
- 34 Gustav Adolf Benrath: Die Entstehung der vereinigten evangelisch-protestantischen Landeskirche in Baden (1821), in: 100 Jahre vereinigte evangelische Landeskirche in Baden 1821–1971, Karlsruhe 1971.

Ewald Keßler

Gemeinschaftsschule oder Konfessionsschule.

Die Abstimmung für die Gemeinschaftsschule 1869 in Heidelberg

Das Großherzogtum Baden war im Jahrzehnt nach der Revolution von 1848 dabei, sich zum „Reaktionsstaat par excellence“ zu entwickeln.¹ Die Wende zum „liberalen Musterländle“ zeigte sich aber 1859, als das Parlament die Konvention mit der römischen Kurie ablehnte. Die Erinnerung an die Reformversuche des letzten ordentlich gewählten Bischofs des aufgelösten Bistums Konstanz, Ignaz Heinrich von Wessenberg², war immer noch lebendig. Konfessionsübergreifend lehnten liberale Protestanten, Katholiken und Juden 1859 das Konkordat, das die bisherige Regierung mit dem römischen Papst verhandelt hatte, ab. Die neue von Großherzog Friedrich berufene Regierung ordnete das Verhältnis von Kirche und Staat neu. Sie stellte das gesamte Schulwesen unter staatliche Aufsicht. Damit wurde die Aufsicht der Ortspfarrer über die örtlichen Volksschulen beendet. Dagegen opponierte vor allem der katholische Klerus, an der Spitze der Freiburger Erzbischof. Auseinandersetzungen, ausgetragen in Zeitungsartikeln, Flugblättern, Eingaben, Versammlungen, nicht zuletzt in Predigten und Hirtenbriefen, waren auch in Heidelberg die Folge.

I. Das Schulgesetz von 1864

a) Neuregelung des Unterrichtswesens und ultramontaner Widerstand

Mit Verordnung vom 12. August 1862 wurden die bisher konfessionellen Schulbehörden durch den Badischen Oberschulrat für Mittel- und Volksschulen ersetzt. Des dessen Leiter war seit 9. August 1862 der Freiburger Ökonomie-Professor Carl Knies³. Seine Beförderung zum Professor am Polytechnikum in Kassel hatte sich ein Jahrzehnt zuvor zerschlagen, weil er keine Erklärung abgeben wollte, dass er nichts gegen das hessische Ministerium Hassenpflug⁴ vortragen wolle. Damit hatte er sich als kämpferischer Liberaler ausgewiesen, ein „unbeugsamer Anti-Ultramontaner“⁵. Auf ihn geht das Schulgesetz von 1864 zurück, in dem die Aufsicht über den Unterricht vom Staat übernommen wurde.⁶ Dagegen organisierte sich der Widerstand der katholischen Geistlichkeit⁷ und ihrer Gefolgsleute. Der Heidelberger Kaufmann Jakob Lindau⁸ fand, es sei ein „colossaler Mißgriff“ gewesen,

„den Hrn. Knies an die Spitze des gesammten Schulwesens zu stellen – einen Mann, der erst vor wenigen Jahren in Baden eingewandert und mit dem Schulwesen, wie mit den Persönlichkeiten ganz unbekannt war, einen Mann, der nicht einmal in dem Fache der Pädagogik sich bewegt, sondern als Professor der Nationalöconomie docirt hatte, einen Mann, der in den Ländern seines früheren Aufenthalts nur die einseitigen Verhältnisse des Protestantismus zur Schule kennen zu lernen Gelegenheit hatte.“⁹

Lindau gründete die katholische Casinobewegung¹⁰ und gab ab 1865 den „Pfälzer Bote für Stadt und Land“ heraus. Zur Tendenz seiner Zeitung schrieb er, er habe niemals eine konservative Haltung eingenommen,

„weil er überhaupt nicht weiß, was an unsern Zuständen noch zu conserviren ist. Der Pfälzer Bote will die vollständige Trennung von Staat und Kirche, da in dieser Ehe doch nichts als Streit und Zank möglich ist, er hat also selbst vom kirchlichen Standpunkt nicht nöthig, sich für staatlich conservative Prinzipien sich zu erhitzen, überläßt vielmehr diese Aufgabe denen, die nur in Anlehnung an den monarchischen Staat zu existiren vermögen und eines gekrönten weltlichen Bischofs mit der Fülle der staatlichen Macht bedürfen, um ihr kirchliches Dasein fristen zu können.“¹¹

b) Haltung der Liberalen

Der klerikalen Propaganda stellten sich liberale Katholiken und Politiker mit Versammlungen, Kundgebungen und in Zeitungen entgegen. Schon am 5. März 1865 wurde auf Beschluss der „engeren Gemeindeglieder“ in Heidelberg „eine allgemeine Versammlung sämtlicher hiesiger Staatsbürger aller Konfessionen“ angeregt, auf der neben Oberbürgermeister Krausmann¹² und dem führenden Protestanten J. C. Bluntschli¹³ auch die Juristen K.T. Welcker¹⁴ und C.J.A. Mittermaier¹⁵ sprachen.¹⁶ Im Juni 1866 wurde die bisher preußenfreundliche badische Regierung auf der Seite Österreichs in den Krieg gegen Preußen hineingezogen. Groß war dann der Katzenjammer nach der Niederlage Österreichs. Lindau urteilte im April 1869:

„Bis 1860 Ruhe und Frieden im Lande. Es kam dann eine Partei an's Ruder, welche diesen Frieden störte. Man lebt jetzt in erbittertem Kampfe. Anfangs zeigte man den Bocksfuß nicht vollständig, man ging, in der Schulsache besonders, Schritt für Schritt. Man machte zuerst die Oberschulbehörde confessionslos. Das Volk protestirte, aber man fragte nicht mehr nach den Eltern, und diese haben in gewissem Sinn kein Recht mehr, über die Art und Weise der Erziehung ihrer Kinder zu wachen. Der Staat ist der Erzieher, der ‚Staat‘ ist aber die jeweils herrschende Partei, wir haben demnach also nur mehr Parteischulen.“¹⁷

II. Das Schulgesetz von 1868 zur Errichtung von Gemeinschaftsschulen

a) Erste Stellungnahmen

Nachdem die Wahlen zu den neuen, immer noch konfessionellen Ortsschulräten trotz des erbitterten Widerstands des Freiburger Erzbischofs¹⁸ und seiner Anhänger einigermaßen erfolgreich über die Bühne gegangen waren – gut ein Viertel der Katholiken, über ein Drittel der Protestanten und die Hälfte der Juden hatten gewählt¹⁹ – wagte die Regierung mit dem Gesetz vom 8. März 1868 die Fortschreibung des Schulgesetzes²⁰ und regelte die Umwandlung der Konfessionsschulen in Gemeinschaftsschulen. Das „Gesetz den Elementarunterricht betreffend“ erschien im Regierungsblatt Nr. 15, datiert vom 12. März, am 13. März 1868 zusammen mit einer Verordnung über die Bestimmung des Einführungstages des Gesetzes. Schon als das Gesetz beraten wurde, hatte der Pfälzer Bote in seinem Leitartikel zum neuen

Jahr festgestellt: „Niemand täusche sich: das neue Schulgesetz, wie alle andern Maßregeln, die sich daran reihen, haben den Frieden, den wir beim Jahresschlusse so gern begrüßt hätten, in die weite Ferne gerückt, – sie haben ihn unmöglich gemacht.“²¹

Die liberale Heidelberger Zeitung griff Lindau scharf an und sprach ihm das Recht ab, für das christliche Volk zu sprechen:

„Karlsruhe, 15. März. Das Volksschulgesetz tritt als solches mit dem Heutigen in Wirksamkeit. [...] Bekanntlich hat Jakob Lindau, der große Volkslenker, nach der fast einstimmigen Annahme des Schulgesetzes in der zweiten Kammer, sich berufen gehalten, mit erhöhtem Tone, im Namen seines Wahlbezirks und in dem des christlichen Volkes überhaupt Protest gegen unsere Schulreform zu erheben, die eine unchristliche sei, weil sie die Schule als das erklärte, was sie im Grunde stets war und auch jetzt ist nämlich eine erste und gewichtigste Aufgabe der Gemeinden, über die wie über alle Gemeindesachen der Staat die oberste Aufsicht und Leitung führt. [...] Denn was hat ein christliches Volk mit dem jesuitisch-römischen Ultramontanismus gemein? Denn Herr Lindau hat eigentlich nur, wie immer, als Delegierter der ultramontanen Partei und eines kirchlichen Regiments gesprochen, das ganz und gar jener Faktion verfallen ist.“²²

Erzbischof Vikari protestierte am 18. März gegen die

„geschehene Verletzung der kirchlichen Rechte an der Erziehung und Heranbildung der katholischen Jugend, gegen die dadurch bewirkte Beeinträchtigung der geistigen Entwicklung, der Religions- und Unterrichtsfreiheit und gegen die Verwendung der katholischen Schulen und Schulfonds zu Staatsanstalten, welche dem katholischen Einflusse entfremdet sind.“²³

Ministerpräsident Jolly²⁴ widersprach dieser Auffassung und stellte am 23. März 1868 fest, das Gesetz „unterstellt den Religionsunterricht durchaus der Leitung der Kirchen und schließt dieselben so wenig von der Einwirkung auf die Volksschulen aus, daß es den Ortspfarrer zum gesetzlichen Mitglied der lokalen Schulbehörde erklärt.“²⁵ In einer Versammlung des Protestantenvereins in Heidelberg wurde am 18. März 1868 als These beschlossen, dass der Verein „kein politisches Mandat“ habe. So sei ein Bündnis der „Protestpartei“ innerhalb der evangelischen Kirche „mit den Ultramontanen unter allen Umständen [...] sittlich verwerflich, von protestantischer Seite aber auch noch für eine Verletzung der Grundsätze des Protestantismus“ zu werten.²⁶

Auf der Generalversammlung der kath. Vereine Deutschlands in Düsseldorf am 9. September 1869 hielt Jakob Lindau eine Rede zur Schulfrage und verurteilte den badischen Oberschulrat. Daraufhin wurde als VII. Resolution beschlossen:

„Die Generalversammlung erklärt die Errichtung confessionsloser Schulen für einen Angriff auf die Rechte der Kirche und aller Confessionen, für einen Angriff auf das natürliche und christliche Recht der Familie, für einen Angriff auf die Freiheit des Gewissens. Sie erblickt in derselben den größten Schaden für jegliche, vor allem der religiösen Erziehung. Sie erkennt es deshalb für eine Pflicht eines jeden Katholiken, der Einführung solcher Schulen mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten.“²⁷

b) Kreisversammlungswahlen – F.A. Beck

Eine Gelegenheit zum Kampf gegen die Regierung hatten die Kreisversammlungswahlen am 4. September 1865 geboten. Der Erzbischof hatte einen Hirtenbrief un-

ter dem Titel „Aufgebot an alle römisch-katholischen Männer in Baden“ verfasst. Dagegen hatte der Amtsrichter Franz August Beck aus Walldürn²⁸ am 1. September 1865 ein „Aufgebot an alle katholischen (nicht ultramontanen) Männer Badens“ veröffentlicht,²⁹ woraufhin sich erste „altkatholische“ Vereine bildeten. Anfang April 1868 erschien in der „Badischen Landeszeitung“ die Meldung, „Geh. Hofrat“ Beck sei Protestant geworden. Darauf schrieb der Pfälzer Bote, der den Geheimrat Josef Beck mit dem Amtsrichter F.A. Beck verwechselte, auf der Titelseite:

„Aus der Badischen Landeszeitung ersehen wir heute, daß Geh. Hofrat Beck, Vater der selig entschlafenen ‚altkatholischen Bewegung‘³⁰, zur protestantischen Kirche übergetreten ist. Die alte Base³¹ traut uns zu, wir würden in Versen und Prosa dieses Ereigniß feiern. In dessen sind wir sehr weit davon entfernt, denn wir freuen uns aufrichtig, daß Altvater Beck endlich das unwürdige Spiel mit dem von ihm erfundenen Altkatholicismus aufgegeben und offen die Farbe bekannt hat, der er innerlich stets zugethan war. Die Landesbase hat uns bei allen Gelegenheiten stets versichert, daß Herr Beck ein vortrefflicher Katholik sei, der nur die Ansicht habe, den Ultramontanismus vom Catholicismus abzustreifen, damit der reine, wahre Catholicismus zum Vorschein komme, sie war sogar wüthend, wenn wir einen Zweifel an Beck's Katholicität zu setzen wagten und ihn zu den Protestanten rechneten. Herr Beck ist jetzt protestantisch geworden und dadurch erledigt sich der Streit über ihn von selbst; für jeden Denkenden wird aber auch vollends der letzte Zweifel schwinden, was unter dem von antikatholischer Seite angepriesenen ‚Altkatholicismus‘ zu verstehen ist. Man blicke auf Beck – und damit ist alles gesagt.“³²

Nach dem Tod von Erzbischof Vikari am 14. April 1868 wurde Weihbischof Lothar von Kübel³³ Bistumsverweser. Auf ihn, der von J. B. Hirscher³⁴ gefördert worden war, setzten die Liberalen die Hoffnung,

„daß er die große Anforderung, die sein Heimathsland an ihn macht, wohl erwägen werde, wir erwarten von seiner Einsicht und innern Unbefangenheit, daß man kirchlicher Seits auf dem bisherigen bloßen Dornenwege nicht fortschreiten dürfe, ohne die heiligsten Interessen des religiösen Lebens selbst in Frage zu ziehen, und daß ein Einlenken und eine Umkehr in jene kirchlichen Bahnen, wie sie ein Sailer³⁵, v. Wessenberg, Hirscher u.a. einschlugen und empfahlen, dem Staate wie der Kirche, dem Volke wie der Geistlichkeit allein zum Heile und Gedeihen dienen können.“³⁶

Diese Hoffnungen wurden enttäuscht.

c) Ultramontane Kritik

Zum neuen Schulgesetz steht am 6. Juni 1868 im Pfälzer Boten ein Leitartikel unter dem Titel „Der Bischof und der Minister des Friedens“³⁷, der festgestellt:

„Der Staat ist von der Kirche getrennt [...] das öffentliche Leben, die Ehe, die Familie, die Erziehung soll [...] ausschließlich vom Staate beherrscht werden. [...] Die katholischen Eltern sollen ihre Kinder in Schulen senden, welche lediglich unter der Regierung stehen und dem Einflusse der Kirche entzogen sind und als Preis für dieses ‚edle Recht‘ erhöhte Schulsteuern zahlen und obendrein noch den Ausfall an der Besoldung der Messner und Organisten³⁸ decken.“

Noch konkreter ist eine Korrespondenz aus Bruchsal vom 12. Juli 1868, in der es heißt, in §§ 10 und 11 des neuen Schulgesetzes könne man nur das Gegenteil von „Glaubens- und Überzeugungsfreiheit“ erblicken. Die beiden Paragraphen

„gestatten, daß in einer Gemeinde mit mehreren getrennten confessionellen Schulen, diese auf den Antrag des Gemeinderathes oder eines der betreffenden Ortsschulräthe in eine oder mehrere gemeinschaftliche oder gemischte Schulen vereinigt werden können, wenn die einfache Mehrheit der Confessionsgemeinden darüber einig wird.“ Man sei „eben daran, die einzelnen Confessionsschulen durch Abstimmung vom Leben zum Tode zu bringen [...] Beide, Gewissensfreiheit und Ungestörtheit der religiösen Überzeugung können nur gewahrt bleiben, wo die confessionellen Schulen getrennt fortbestehen [...] die gemischten Schulen [...] sind nur das Schooßkind bestimmter Parteibestrebungen, nicht aber gewiegter Jugend-Erzieher.“³⁹

Die Unzufriedenheit der Klerikalen fasste der Pfälzer Bote anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der badischen Verfassung am 22. August 1868 in die Worte:

„Noch auch dauert fort das Hauptübel in unserem Lande, welches seit Jahren die Gemüther in Unruhe und Kummer versetzt und den inneren Frieden nicht aufkommen läßt; die neue badische Kirchen- und Schulgesetzgebung, welche Einrichtungen und Verhältnisse geschaffen hat, wie sie bisher in Deutschland unerhört waren. Mit der Art, wie die Kirchen- und Schulangelegenheit von unserer Regierung behandelt werden sind aber nicht etwa nur die kathol. Kirchenbehörde und die Katholiken des Landes unzufrieden, sondern nicht minder ein großer Theil der Protestanten, worüber zahlreiche öffentliche Kundgebungen vorliegen. Durch jene Gesetze und Verordnungen ist nicht blos die Religion und Confession bedroht, sondern nicht minder die politische und bürgerliche Freiheit beeinträchtigt. Denn die Freiheit der Kirche und die Freiheit des öffentlichen Unterrichts ist die Vorbedingung und die Grundlage aller bürgerlichen und politischen Freiheit.“⁴⁰

Für die Möglichkeit, den Streit friedlich zu lösen. zitiert die Heidelberger Zeitung den Schwäbischen Merkur:

„Ohne eigentliche Agitation [...] greift die Beschlußfassung der Gemeinden bezüglich der gemischten Schulen immer mehr um sich; alle Deklamationen der ultramontanen Blätter erweisen sich als vollkommen machtlos gegenüber der besonnenen Anschauung der Schulgemeinden, auf deren Entscheidung es einzig ankommt. Es ist sehr merkwürdig, wie rasch und ruhig die Leute sich einigen wenn sie sich frei und offen gegeneinander aussprechen und wenn Niemand mitten inne steht, der ihre Anschauung zu verwirren, zu vergiften vermag. [...] Das Gesetz hat mit seinen Bestimmungen hier offenbar einen guten Wurf gethan; es hat den Gemeinden den Frieden, die Duldung, die Gleichberechtigung in die Hand gelegt, und diese halten sie aufrecht gegen jene Fanatiker, denen die Religion lediglich Kriegsführungsmittel ist.“⁴¹

III. Erste Abstimmungen zur Gemeinschaftsschule

a) Umgebung von Heidelberg

Im Sommer 1868 begannen in der Umgebung von Heidelberg die Abstimmungen über die Umwandlung von Konfessionsschulen in Gemeinschaftsschulen. In Leimen, setzten sich bei den Katholiken am 8. Juli mit der knappen Mehrheit von 20:21 Stimmen die Befürworter der Gemeinschaftsschule durch,⁴² ähnlich in Neuenheim, wo es 115 evangelische und 22 katholische Schüler gab. Hier hatte Professor Holtzmann,⁴³ Mitglied der II. Kammer, am 9. Juli 1868 einen Vortrag zur Schulfrage gehalten. Am 10. Juli stimmten von 38 wahlberechtigten Katholiken 28 für die ge-

mischte Schule, zehn erschienen nicht zur Wahl. Die Protestanten waren selbstverständlich für die gemischte Schule. Allerdings stand die katholische Konfessionsschule wegen ihrer geringen Schülerzahl vor ihrer Auflösung.⁴⁴ Dagegen gewannen in Handschuhsheim,⁴⁵ und Kirchheim⁴⁶ die Gegner der Gemeinschaftsschule, ähnlich in Wilhelmsfeld.⁴⁷

In Neckargemünd hatte ein Korrespondent der Heidelberger Zeitung – möglicherweise Amtsrichter Beck – gehofft, dass die Bürgerschaft

„sich die Ehre nicht nehmen lassen werde, unter den ersten zu sein, die ihre entschiedene Zustimmung einer Einrichtung ertheilen, die sich zum Segen und Glück des Landes wohl ohne Zweifel bald überall Eingang verschaffen wird und der so bedeutende Vortheile in geistiger und materieller Hinsicht zur Seite stehen.“

Doch hier lehnten über 40 Katholiken die Gemeinschaftsschule am 19. September 1868 ab, nur 5 waren dafür, darunter 3 Staatsdiener, über die der Pfälzer Bote höhnt:

„Unter letzteren zeichnete sich durch Eifer für die Communal Schulen besonders der hiesige Amtsrichter Beck [aha! das ist ‚der andere Beck‘] aus, im Allgemeinen ein milder Mann, der auch eine andere Meinung, und sei sie noch so ‚schwarz‘ anzuhören weiß, ein Mann, mit dem sich also reden und verkehren läßt, der aber die Marotte zu haben scheint, als katholischer Kirchenreformer eine Rolle spielen zu müssen. [Ganz richtig, der Bote weiß noch recht wohl, wie selbiger Herr mit dem ächten Beck in Heidelberg die ‚alkatholische Bewegung‘ in Gang bringen wollte und zu diesem Zweck die Odenwaldbahn manchen Groschen zu verdienen gab, er war es, der nach großartig ausgeschriebener Versammlung der ‚Altkatholiken‘ allein mit dem Exlieutenant Pfeifer auf dem kalten Harmoniegang spazieren ging und sich dort einen Schnupfen holte.] Was aber den Hergang in der nun so glücklich abgewiesenen Communal schulangelegenheit betrifft, so verdient derselbe als charakteristisch eine nähere Darstellung.“

Der katholische und der evangelische Ortsschulrat seien für die Abstimmung gewesen, die katholische Stiftungskommission habe dagegen unterm 19. Juli zusammen mit 63 anderen katholischen Ortsbürgern Verwahrung eingelegt und die Frage gestellt,

„ob man z.B. auch nur daran gedacht hätte, daß an kath. Feiertagen der kath. Lehrer keinen Unterricht geben und die Kinder keinen besuchen könnten: da müßte dann entweder eine Störung des Unterrichts für die prot. Schule oder ein Gewissenszwang für die Katholiken die unausbleibliche Folge sein.“⁴⁸

In der nächsten Ausgabe ergänzt der Pfälzer Bote, es „darf nicht vergessen werden, daß der erwähnte Kirchenreformer Amtsrichter Beck vor der Abstimmung an die Katholiken eine schwülstige Rede mit den bekannten Phrasen gehalten hat, wie ‚Förderung der Toleranz‘ etc.“, die Communal Schule käme in Neckargemünd besonders den Katholiken zu Gute, denn die Protestanten hätten drei Lehrer für 225 Schüler, während die Katholiken nur einen Lehrer für 136⁴⁹ Kinder hätten und die Stiftungskommission die Anstellung eines Hilfslehrers fordere.⁵⁰

Die Eröffnung der Gemeinschaftsschule in Neuenheim wird unterschiedlich gesehen. Die Heidelberger Zeitung schreibt, die Lehrer wollten alles

„vermeiden, was den religiösen Frieden der nun gemischten Schulgemeinde in irgend einer Weise beeinträchtigen könnte. Unserer Seits aber wünschen wir der Gemeinde von Herzen Glück und gutes Gedeihen zu dieser neuen Schuleinrichtung, welche von derselben schon viele Jahre vergeblich angestrebt wurde und erst durch das neue Schulgesetz möglich geworden ist.“

Zur Bedeutung dieser Eröffnung heißt es weiter:

„Wir haben wohl gelesen, daß da und dort in Städten gemischte Schulen in Einrichtung begriffen sind, aber von Landgemeinden, welche solche seit heute in Wirklichkeit besitzen, und – das dürfen wir nach dem heutigen Tage wohl sagen – vertrauensvoll aufgenommen haben, wird wohl Neuenheim die erste sein, was alle Anerkennung verdient.“⁵¹ Dagegen erzählt der Pfälzer Bote „Vom Fuße des Heiligenberges“, es sei „am 2. November – am Armenseelentag – die gemischte Schule von Neuenheim bei Heidelberg eröffnet worden. Einen ungeschickteren Tag als diesen hätte man gar nicht herausfinden können! [... denn] es möchten die dortigen Bewohner, Katholiken wie Protestanten [und] ihre Kinder, was Glauben, Religion, Gottesfurcht und praktisches Christenthum betrifft, einem recht armen und trübseligen Zustand überantwortet [werden ...], überhaupt die ‚Totenglocken‘ für allen positiven Glauben und jedes lebendige Christenthum zu läuten begonnen haben [...]. In Neuenheim [...] hat man die kath. Kinder in die Mischschule zu Protestanten, Rongeanern⁵² und sonstigen Christenkindern zusammengethan, und ihnen Allerlei von Humanität, Toleranz und gegenseitiger Achtung, Liebe und Verträglichkeit vordemonstrirt [...]; wie trefflich bewahrheitet sich da gleich anfangs die seitherige Ansicht der Ultramontanen [...], ‚daß die Religion und Religionsübung durch die Schulreform in Gefahr komme.‘ [...] Es haust ja in Neuenheim ein Völkchen, das an der Spitze des Fortschritts stets vorausmarschirt, und Nirgends im badischen Lande übertroffen wird, es sei denn von Leimen, so genannt, weil auch dort viele Katholiken ächte Leimsieder sind. Neuenheim [...] wo Alles [...] daheim ist, wo Auchkatholiken⁵³ und Auchprotestanten, Schenkelianer⁵⁴ und Neuheiden, Freimaurer und Nihilisten ihr Standquartier haben.“⁵⁵

b) Mannheim

In Mannheim stimmten die Katholiken am 28. Januar 1869 über die Gemeinschaftsschule ab, 747 stimmten dafür, 220 dagegen, bei den Protestanten waren 1009 dafür und 6 dagegen⁵⁶, und die 322 abstimmenden Juden waren geschlossen für die Gemeinschaftsschule⁵⁷. Auf katholischer Seite hatte es eine entsprechende Kanzelabkündigung gegeben, der Stiftungsrat hatte ein gemäßigtes Flugblatt herausgegeben, gegen das sich namhafte Katholiken gewandt hatten.⁵⁸ Im Bericht des Pfälzer Boten aus Mannheim heißt es, „die Agitation begann am Montag mit einer Volksversammlung, worin der kath. Professor Baumann die Hauptpauke hielt, Herr Moll⁵⁹ mit Phrasen secundirte“; dazu merkte der Redakteur an: „Zwei Juden waren eigentlich die Hauptredner“ und weiter: „Vor dem Wahllokale postierten sich Kinder Israels und liberale christliche Gruppen.“⁶⁰ Die Liberalen sahen in Mannheim einen Durchbruch, denn „so ist nun wenigstens eine Stadt dem Beispiele von Konstanz gefolgt und hat alle Anstrengungen gegnerischerseits an ihrer Gesinnungstüchtigkeit, an der Einsicht und Aufgeklärtheit ihrer Bürger scheitern lassen.“⁶¹ Als kleiner Trost mag den Ultramontanen vier Wochen später die folgende Meldung gedient haben:

„Heidelberg, 25. Febr. Das ‚gesinnungstüchtige‘ Mannheimer Journal läßt in seinem gestrigen Blatte ‚seinen tiefsten Schmerz‘ darüber aus, daß die von ihm angeregte Organisation einer liberalen Katholikenpartei an der herkömmlich[en] Apathie und Antipathie der Auchkatholiken gegen eine innerkatholische Bethätigung gescheitert sei.“⁶²

Dagegen berichtet die Heidelberger Zeitung am nächsten Tag, man sehe

„unter den Katholiken Badens in Folge der weitgehenden Anforderungen des Bisthumsverwesers Kübel eine Bewegung sich erheben, welche möglicherweise den Keim einer mächtigen Umwälzung der katholischen Kirche Deutschlands in sich schließt. Es hat sich nämlich hier in Mannheim ein Comité freisinniger Katholiken gebildet, welches der Gemeinde eine Stimme in Kirchenangelegenheiten zu erringen sucht.“⁶³

IV. Vorbereitung der Abstimmung in Heidelberg

a) Voraussetzungen

In Heidelberg war am 12. Oktober 1868 ein neues protestantisches Schulhaus feierlich eingeweiht worden. Man hoffte, dass in die neuen Räume auch viele der Kinder kommen würden, die bisher privat unterrichtet wurden. Bei der Feier wurden auch zwei „ausgezeichnete Toaste auf die Harmonie des Geistes und auf die Zeit, wo die Confessionsschulen in Communalschulen umgewandelt werden“ ausgebracht.⁶⁴ Die protestantische Synode der Diözese Heidelberg-Mannheim in der Heiliggeistkirche begrüßte die Entwicklung am 14. Oktober 1868:

„Die gemischte Schule steht mit den Prinzipien des Protestantismus im Einklang, wenn auch die Einführung derselben nicht als eine dringende Nothwendigkeit erscheint. Dieselbe ist wünschenswerth 1) darum weil die Schule nach unsern Landesgesetzen überhaupt eine Staatsanstalt ist; 2) darum weil sie die gemeinschädliche methodisch betriebene Schärfung der konfessionellen Gegensätze beseitigt, die gemischte Schule eine Pflanzstätte der Toleranz zu werden verspricht; 3) darum weil der oberste Schulzweck überhaupt kein konfessioneller sondern ein humaner ist.“⁶⁵

Anders sah es bei den Katholiken aus. Mitte Februar 1869 schrieb ein Korrespondent, die katholische Schule war

„früher eine sogen. Klosterschule und dotirt aus dem Klosterfond. Hieraus entstand der Hauptschulfonds, welcher unter kirchlicher Verwaltung von jeher stand und noch steht. Dieser Fond hat nun die Verpflichtung der Stellung sämtlicher Schullokale für die katholische Volksschule, und der Dotirung der Schulpründe, aus welcher das Einkommen der kath. Lehrer mit etwa 2/3 gedeckt wird. Dieser Schulfond ist aber kein im Sinne des § 11 des Schul-Ges. bestehendes ‚Schulvermögen‘, welches unter Verwaltung und Aufsicht der Oberschulbehörde steht, sondern es ist kirchliches Stiftungsvermögen, und es wird kaum zweifelhaft sein, daß die kirchliche Behörde ihre Leistungen nur für die konfessionell katholische Schule übernimmt, aber bei Einführung einer Mischschule solche sofort sistirt und damit der Gemeinde erhebliche Lasten aufbürdet, und ihr überläßt, den Weg der Klage zu betreten, deren Ausgang ebenfalls kaum einen Augenblick zweifelhaft ist.“⁶⁶

In der nächsten Woche beruhigte aber ein anderer Korrespondent, dieser Schulfonds stamme aus dem im 18. Jahrhundert konfiszierten Jesuitenvermögen. Er kön-

ne auch für gemischte Volksschulen verwendet werden, wie das bereits beim ehemals katholischen, nun gemischten Lyzeum geschehen sei.⁶⁷

b) Eingaben, Versammlungen und Abstimmungsvorbereitungen

Über die Stimmung in Heidelberg, die sich in Unterschriftensammlungen und Eingaben an den Gemeinderat ausdrückte, liest man in der Heidelberger Zeitung am 18. Februar 1869: „Seit einigen Tagen zirkuliert bei der hiesigen Einwohnerschaft eine Bitte an den Gemeinderath, auch in unserer Stadt an die Stelle der bestehenden Confessionsschule die gemischte Schule zur Einführung zu bringen.“⁶⁸ Und zwei Tage später:

„Diese Eingabe findet, wie solches nicht anders zu erwarten ist, den größten Anklang, man drängt förmlich zur Unterzeichnung und man fahndet nach dieser Liste, weil man fürchtet, dieselbe möchte eingereicht werden, ehe man Gelegenheit gefunden, dieselbe zu unterzeichnen. Die Besorgniß, es möchte namentlich die Mehrzahl der hiesigen Katholiken einer gemischten Schule widerstreben, ist vollkommen unbegründet. [...] Allerdings wird von den Gegnern der Sache mit Aufbietung aller Kräfte entgegengearbeitet und schon wird eine Gegeneingabe herumgetragen; wie wir jedoch zu unserer großen Freude versichern können, findet dieselbe nur wenig Unterschriften⁶⁹, und Heidelberg wird somit nicht hinter ihrer Schwesterstadt Mannheim und anderen Orten zurückbleiben.“⁷⁰

Eine Woche später brachte der Pfälzer Bote die beiden folgenden Nachrichten:

„Heidelberg, 25. Febr. Der Gemeinderath hat heute den Antrag auf Abstimmung über die Einführung der gemischten Schule angenommen.“⁷¹

Heidelberg, 26. Febr. Die auf Veranlassung der kath. Stiftungskommission in Umlauf gesetzte Adresse an den hiesigen Gemeinderath, worin gebeten wird, einem entgegengesetzten Gesuch um Einführung einer gemischten Schule in hiesiger Stadt im Interesse des confessionellen Friedens keine Folge geben zu wollen, wurde bis heute mit 400 Unterschriften hiesiger Katholiken bedeckt.

Nachdem der Gemeinderath jedoch beschlossen hat, den Antrag auf Errichtung einer Mischschule an Großh. Bezirksamt zu stellen, ist es selbstverständlich, daß die Überreichung der Adresse an den Gemeinderath unterbleibt.“⁷²

Die Eingabe der Liberalen mit über 700 Unterschriften lautet:

„Eingabe von Bürgern und Einwohnern Heidelbergs, Vereinigung der hier bestehenden Volksschulen zu einer gemischten Schule betr.

Die Erkenntniß, daß der Unterricht der Jugend in den nothwendigen Grundlagen des Wissens eine der wichtigsten Aufgaben des Staates und der Gemeinde ist gelangt täglich mehr zum Siege. Wie in so manchen andern Zweigen der öffentlichen Thätigkeit, tritt auch in dieser Beziehung der Staat und die Gemeinde an die Stelle ihrer Vorgängerin der Kirche.

In unserer engeren Heimath, dem Großherzogthum Baden ist deßhalb auch zur Freude aller Freunde des Fortschritts durch unsere neue Schulgesetzgebung dieser veränderten Stellung der entsprechende Ausdruck gegeben worden.

Bekanntlich aber glaubte unsere Gesetzgebung in einer vielleicht zu großen Schüchternheit, daß es noch nicht an der Zeit sei, den mit innerer Nothwendigkeit geforderten Schritt der Entwicklung von dem religiösen Bekenntniß unabhängigen Gemeinschaftsschule zu wagen.

Wie in den traurigen Zeiten wo pfäffische Herrschsucht blutige Kriege entzündete, sehen wir darum auch heute noch die Jugend des Volkes, die Hoffnung der Zukunft je nach dem Bekenntniß in verschiedene Schulen wandern, als ob die evangelische, wie die katholische und die israelitische Volksschule nicht alle demselben Ziele zustrebten, um das nachkommende Geschlecht zu wahrhaft menschenwürdigem Dasein heranzubilden.

Was unsere Gesetzgebung in allzugroßer Vorsicht versäumte, muß die Bürgerschaft von einem ihr ausdrücklich eingeräumten Recht Gebrauch machen und aus eigenem Antrieb nachholen, damit auch die letzte Spur einer Einrichtung, welche dem konfessionellen Hader dienen könnte beseitigt werde.

Wir hegen das feste Vertrauen, daß die Einwohner Heidelbergs dem von Mannheim und anderen Orten gegebenen ehrenvollen Beispiele folgend in allen Schulgemeinden mit überwiegender Mehrheit für Vereinigung der hier bestehenden Volksschulen zu einer gemischten Schule stimmen werden.

Wir bitten daher der verehrliche Gemeinderath wolle bei der geeigneten Behörde den erforderlichen Antrag stellen, daß in der evangelischen, der katholischen und der israelitischen Schulgemeinde darüber abgestimmt werde, ob unsere Volksschulen zu einer gemischten Schule vereinigt werden sollen.

Hochachtungsvoll

Heidelberg im Februar 1869⁷³

Die Eingabe reichte der Gemeinderat am 6. März 1869 an die Ortsschulräte weiter.⁷⁴ Das Bezirksamt genehmigte am 9. März 1869 die Verwendung des Polizeidieners Tritschler zur Aufstellung der Wählerlisten für die Schulabstimmung⁷⁵. Das Statistische Büro des Handels-Ministeriums antwortete am 16. März 1869 dem Gemeinderat, daß die angeforderten Volkszählungslisten bei Dr. med. K. Mittermaier⁷⁶ lägen, der zusammen mit seinem Bruder und Prof. Knauff⁷⁷ die Listen am 31. März zur Verfügung stellte.⁷⁸ Die Wählerlisten wurden in der Zeit vom 7. April bis 20. Mai erstellt⁷⁹ und am 1. Juni acht Tage lang zur Einsicht aufgelegt.⁸⁰ In den Monaten März bis Mai ruhte die Zeitungspolemik über die Schulfrage in Heidelberg, das angekündigte Vatikanische Konzil warf seine Schatten voraus und der Name des Münchener Theologieprofessors Ignaz v. Döllinger taucht in den Spalten der Zeitungen auf.⁸¹ Der Pfälzer Bote lud auf den 9. Mai 1869 zu einer Versammlung der eben neu gegründeten „Katholischen Volkspartei“ nach Bruchsal ein. Punkt 4. des Programms dieser Partei forderte:

„Wir verlangen entschiedene, redlich durchgeführte Schulfreiheit. Damit bestreiten wir nicht der Staatsregierung das Recht, den öffentlichen Unterricht zu beaufsichtigen, aber wir verlangen für die Bürger die Freiheit, welche ihnen das jetzige Schulgesetz raubt – die religiöse Erziehung ihrer Kinder in Verbindung mit ihrer Kirche bewirken zu dürfen. Eine ‚Staatserziehung‘ können wir nie zugestehen, denn wie der ‚moderne Staat‘ sich gestaltet, ist eine solche stets eine Parteierziehung.“⁸²

Am 9. Juni beraumte das Bezirksamt Tagfahrt zur Abstimmung an: „Am Dienstag den 22. d. Ms. ist die evangelische Confessionsgemeinde, am Mittwoch den 23. d. Ms. die katholische, am Donnerstag den 24. d. Ms. die israelitische Confessionsgemeinde zur Abstimmung berufen.“ Die Abstimmungsfrage lautete:

„Sollen dem von dem Gemeinderath in Übereinstimmung mit dem evang., kathol. u. israelitischen Ortsschulrath gestellten Antrag gemäs die confessionellen Volksschulen in hiesiger Gemeinde zu einer allen Confessionen gemeinschaftlichen Volksschule vereinigt werden?“⁸³

Von der entsprechenden Bekanntmachung waren 2400 Abdrucke zu fertigen und „durch die Agenten, welche mit der Aufnahme der [Wähler]listen beauftragt waren, vertheilen zu lassen.“⁸⁴

Der Gemeinderat erließ am 17. Juni 1869 eine „Aufforderung an unsere Mitbürger“, in der er zur Teilnahme an der Abstimmung aufrief.

„Die Umwandlung der Confessionsschulen in eine gemischte Schule betr.

Der Zeitpunkt der Abstimmung über die Einführung einer allen Confessionen gemeinsamen Schule rückt immer näher. Damit jedoch unsere Stadt nicht hinter jenen zurückbleibt, die uns bereits mit so leuchtendem Beispiele vorangegangen, ist eine allgemeine Bethheiligung an der Abstimmung eine dringende Pflicht jedes nach Fortschritt strebenden Bürgers. Es soll sich zeigen, ob der Geist echter Menschenliebe, ob der Geist der Toleranz, welcher ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß sich gegenseitig anerkennt und achtet, oder ob religiöser Fanatismus in unserer Stadt den Sieg davon tragen wird.

Mitbürger aller Glaubensbekenntnisse! Wie die Bewohner der Städte Mannheim, Constanz⁸⁵ u. namentlich die der uns benachbarten Rheinpfalz⁸⁶ ihren Kindern ein theures Erbtheil errungen haben, so erkämpft auch Ihr ein solches u. tretet deßhalb in der nächsten Woche Mann für Mann zur Abstimmung für die Communalschule hin und legt Zeugniß ab, daß der alte Ruf Heidelbergs, ein Hort echter Freisinnigkeit zu sein, auch heute noch ein wohlberechtigter ist.“⁸⁷

Am 18. Juni appellierten 118 liberale katholische Bürger ebenfalls an „unsere katholischen Mitbürger“⁸⁸. Gleichzeitig wurde vom „Comité für Einführung gemischter Schulen“ zu einer Versammlung in der Harmonie am Abend des 21. Juni 1869 eingeladen, die vom Vorsitzenden, dem Vergolder Leupold eröffnet wurde und auf der nach Notar Dr. Sachs als Hauptredner Prof. Neff, Dr. Franz Mittermaier, Dr. Reckendorf und schließlich Waisenrichter Ehre sprachen.⁸⁹

„Wie vorauszusehen war agitierte Pfarrer Wilms in der katholischen Kirche am Sonntag, 20. Juni, vor der Abstimmung von der Kanzel herab gegen die Vermischung“ und behauptete:

„Aus der Mischschule gingen nur verschwommene, charakterlose Menschen hervor, in Bälde werde die Welt eine Mörder- und Räubergrube sein, besonders die Mütter der Kinder, die Weiber der Abstimmenden sollen sich rühren, sie sollen während der Abstimmung in die Kirche kommen und für Verwerfung der gemischten Schulen beten.“⁹⁰

Noch am Tag der Abstimmung der Katholiken brachte die Heidelberger Zeitung an der Spitze ihres Blattes einen Leitartikel „Ein letztes Wort“, datiert vom 22. Juni und gezeichnet mit „Ein Katholik im Namen vieler“. Hier werden die Ultramontanen scharf kritisiert:

„Ja Alles, Alles sollen Eure Kinder durch die getrübe Brille Eurer geistlichen Wunderthäter ansehen. - Und warum das? Je geringer und einseitiger der Bildungsgrad eines Menschen, desto größer ist seine Unselbstständigkeit, desto leichter läßt er sich beherrschen, desto leichter wird er zum Werkzeug herrschsüchtiger gewissenloser Parteien.“⁹¹

V. Die Versammlungen am 22. Juni 1869

Einen Höhepunkt der Auseinandersetzungen bildeten die Versammlungen am Vortag der Abstimmung der Katholiken. Die Ultramontanen gaben ein Flugblatt „An die katholischen Männer Heidelbergs“ heraus⁹² und luden am Vorabend der Abstimmung der Katholiken, „zu anständiger, freundschaftlicher Besprechung ihre Mitbürger“ in die katholische Schulkapelle im „Kloster“ ein.⁹³

Gleichzeitig wurde eine „andere Versammlung bei Diemer“ gehalten, auf der Notar Sachs die Reden „des angeblichen Ausfalls des Zuschusses aus den kirchlichen Fonds, sowie des Popanzes der Religionsgefahr“ widerlegte. Nach ihm sprachen die „Herren Heinstein, Greiff, Leupold, Ditteney, welche sämtliche die brennende Tagesfrage von verschiedenen Seiten beleuchteten“ und mit Beifall belohnt wurden. Diese Versammlung „war durchweht vom Geiste schönster Eintracht und Liebe.

Dagegen hat „die Versammlung im Kloster dadurch, daß die Geister aufeinanderplatzten, einen stürmischen Verlauf genommen.“⁹⁴ Die Stadtchronik berichtet darüber: „Hier, am 22. Juni wurde die Hauptschlacht geschlagen. Eine Extrabeilage der Heidelberger Zeitung unter dem Titel ‚Moralisch todt und begraben!!!‘ beschreibt diese Versammlung“⁹⁵, zu der etwa 400-500 Besucher Einlass fanden und weitere draußen vor dem Gittertor blieben. Stadtpfarrer Wilms eröffnete die Versammlung und beklagte die religiösen und sittlichen Gefahren der Gemeinschaftsschule, musste aber unter lauten Missfallenskundgebungen den Rednerplatz verlassen. Ihm folgte Dr. Fischer, der sich über den Unfrieden verbreitete, den die neue Schule hervorrufe und Toleranz und Frieden forderte – er erntete Gelächter. Als nächster schilderte Jakob Lindau die angeblich hohen Kosten der geplanten Schulreform und griff den unkatholischen Geist von Lehrern und Schulbüchern an, was lauten Unwillen der Zuhörer provozierte, so dass er seine Ausführungen schließen musste. Von liberaler Seite folgten nun Dr. Franz Mittermaier und der Mediziner Prof. Friedreich⁹⁶ – „sie erringen die Palme des Abends.“ Als schließlich der ultramontane Amtsrichter Junghans noch die Autorität betonte und der Bürokratie die Schuld an den Missständen in der Schule gab, machte die

„allgemeine Aufregung [...] den Schluß nötig. Lindau schloß die Versammlung. Die Herren vom ‚schwarzen Kasino‘ wagten nicht den Ausgang auf die Straße, sie schlichen still und gesenkten Hauptes durch das Hinterpförtchen. Die Redner der liberalen Partei Dr. Mittermaier und Prof. Friedreich aber wurden von der draußen wogenden Menge mit nicht enden wollendem Hoch empfangen.“⁹⁷

Der Pfälzer Bote berichtete erst unter dem 27. Juni über die Versammlung in der Schulkapelle:

War dies denn ein ehrlicher Kampf mit Geisteswaffen? Die katholische Partei forderte hierzu auf durch Einladung sämtlicher Religionsgenossen. Wie wurde ihr dafür gedankt! Der Tumult vor der Schulkapelle, das Aufstacheln der Kinder zum Unfugmachen, die Verhöhnung der braven Katholiken beim Besuch der Versammlung, das Fenstereinwerfen – dies waren die Geisteswaffen, die von dem meist aus Protestanten bestehenden Publikum außerhalb der Kapelle angewandt wurden. Und nun vollends innerhalb des Raumes, den man besonders in der Absicht eines anständigen Verhaltens gewählt hatte! Zunächst gab es manchen Stoff zum Nachdenken, daß sich eine große Anzahl uneingeladener Protestan-

ten und darunter Theologen und im Amt stehende Pfarrer eingedrängt hatte, daß der Berichterstatter des Emmerling'schen Käseblattes⁹⁸, ebenfalls ein Protestant, oder vielleicht gar noch Jude, sich nicht scheute, seine Lügennotizen öffentlich einzutragen.

Es biete

„sich nun das schöne Bild in Heidelberg dar, daß Caspar Bluntschli oder ein Treitschke⁹⁹ Arm in Arm mit Franz Mittermaier das Jahrhundert der Finsterniß und des Aberglaubens herausfordern, wobei Bismarck aus höhern Regionen mit dem Lorbeerkrantz winkt.“¹⁰⁰

Unter dem 1. Juli heißt es weiter, dass

„nun aber einzelne Blätter fortfahren, die infame Lüge zu verbreiten, es sei hier Alles in vollkommener Ruhe und Ordnung vor sich gegangen, während doch die Heidelberger Zeitung durch ihren Bericht über die Versammlung in der Schulkapelle selbst die beste Widerlegung dieser Behauptung bringt, so müssen wir noch einige rückständige Bemerkungen unseren Bericht hinzufügen.“

Eine Menge der Wahlberechtigten sei nicht in der Liste eingetragen gewesen.

Am nächsten Tag seien Geistliche auf der Straße beschimpft worden und beim Fackelzug zu Ehren der liberalen Förderer der Gemeinschaftsschule nach dem Ende der Abstimmung „fand ein wahres Gebrüll vor dem kathol. Pfarrhause statt und die beschimpfendsten Ausdrücke wurden hinaufgerufen. Das geschah wahrscheinlich zur Ehre der ‚Liebe‘, von welcher Dr. Mittermaier in seiner Rede so viel Aufhebens machte.“¹⁰¹

Einen Vorgeschmack von den Auseinandersetzungen der nächsten Jahre über die neuen Papstdogmen gibt in der selben Nummer des Pfälzer Boten eine Korrespondenz „Von der Bergstraße“:

„Die Actien des landesbaslichen und jämmerling'schen¹⁰² ‚katholischen Katholizismus‘¹⁰³ müssen sehr schlecht stehen; mit der massenhaften Absetzung des bekannten Aufrufs ‚an die Katholiken Badens‘¹⁰⁴ muß es nicht vorwärts gehen und die öffentlichen und geheimen Beitrittserklärungen der Katholiken müssen ebenfalls ausbleiben, trotz der Posaunenstöße und Marktschreiereien der ‚Alten‘, weil Ehren-Emmerling letzten Samstag sich veranlaßt fand, jenes berüchtigte Pamphlet [...] gratis seinem Käseblatt beizulegen [...]. Die Auchkatholiken à la Weckbeck und die Auchkatholiken à la Auchbeck¹⁰⁵ mögen aus der katholischen Kirche austreten und eine neue ihnen comfortable Kirche gründen. Wir haben nichts dagegen. Die vermeintliche Wunde, die sie damit unserer Kirche schlagen, wird, um mit dem gelehrten Möhler¹⁰⁶ zu reden, höchstens zum Fontanell¹⁰⁷, wodurch der Unrath aus dem Körper der Kirche abfließt.“¹⁰⁸

VI. Ergebnis und Feier der Abstimmung

Das Ergebnis der Abstimmung der Protestanten am 22. Juni war von vorne herein absehbar. Bei etwa 1200 Stimmberechtigten votierten 917 mit „ja“, nur 8 waren dagegen.¹⁰⁹ Die Abstimmung der Katholiken am 23. Juni erwartete man nach den unversöhnlichen Auseinandersetzungen bis zum Vorabend mit Spannung. Die Abstimmungsfrist wurde um zwei Stunden verlängert, „um ½ 3 Uhr hatten 487 Katholiken mit ‚Ja‘ 157 mit ‚Nein‘ gestimmt. Dadurch schon war der Sieg gewiß. Die ganze Stadt beflaggte sich.“¹¹⁰ Als das Endergebnis mit 492 Zustimmenden und 160 Geg-

nen abends der Menschenmenge vor dem Rathaus bekannt gegeben wurde, war der Jubel groß: Es wurde ein „Hoch“ ausgebracht

„das lawinenartig schwoh und sich durch die beflaggten Straßen der Stadt fortwälzte. Die Glocken der Hl. Geist-Kirche wurden geläutet, Böllerdonner ertönte, vom Kirchturm schallten Posaunen und die zahlreiche Menge auf dem Marktplatz stimmte den alten Ambrosianischen Lobgesang an: ‚Großer Gott wir loben dich!‘ Tausende ohne Unterschied der Konfession bewegte der einstimmige laute Gesang tief, den sie mit anstimmten und zu Ende führten.“

Noch am späten Abend gab es einen Fackelzug vom Universitätsplatz zur Wohnung von Dr. Franz Mittermaier, der auf den Beifall der Menge antwortete, „es liege ein heißer Kampf, aber auch ein glänzender Sieg hinter uns – jeder habe jetzt die Pflicht, an der weiteren Arbeit teilzunehmen. Nur was durch das Volk geschehe, bleibe bestehen; achten wir auch die Gegner!“

Durch die Ingramstraße ging der Zug weiter zu Staatsanwalt von Berg in der Theaterstraße und dann durch die Plöck zu Hofrat Friedreich auf der heutigen Friedrich-Ebert-Anlage, der sagte,

„als die Versammlung in der Kapelle zu Ende gewesen gestern abend, habe er das Resultat schon gewußt, denn die Gegner seien verzweifelt gewesen durch die Wucht der Gegengründe. Er nehme den Dank an, obschon er nur den Gefühlen des Volkes Ausdruck verliehen habe und somit ihn eigentlich nicht verdiene.“¹¹¹

Am folgenden Tag, 24. Juni, stimmten die Juden ab, bei 67 Berechtigten gab es 57 „Ja“, die übrigen waren abwesend oder krank. Als dieses letzte Ergebnis verkündet war, gab es nochmals Glockengeläute, Böllerdonner und einen großen Festzug mit Musik.¹¹² In einer Anzeige, datiert 24. Juni 1869, mit der Bekanntgabe der Abstimmungsergebnisse lud das Comitè für Einführung gemeinschaftlicher Schulen „zu einer würdigen Schlußfeier unseres Sieges auf heute Donnerstag Abend 8 Uhr in den großen Saal der Harmonie-Gesellschaft zu einem Bankette ein,“ das von über 1000 Personen besucht wurde.¹¹³ Im Namen der Harmonie-Gesellschaft begrüßte Carl Abel die Versammlung mit dem Bewusstsein, „wir glauben all' an einen Gott! Sein Hoch galt dem ferneren Zusammengehen aller Glaubensgenossen.“ Notar Sachs nannte drei Faktoren, denen der Sieg zu verdanken sei, den liberalen Parteien der National-Liberalen und der Demokraten, der Gemeindebehörde und den ultramontanen Gegnern, „die durch Unverstand und anmaßendes Auftreten dazu beitrugen, daß die Wahrheit siegte.“

VII. Errichtung der Gemeinschaftsschule

Die Umsetzung des Abstimmungsergebnisses begann das „Comitè für die Einführung der gemeinschaftlichen Volksschule in Heidelberg“ mit einem Aufruf zur „Gründung eines Fonds für die gemischte Volksschule in Heidelberg“. Schon

„in der Festversammlung in der Harmonie [...] wurde beschlossen zum bleibenden Andenken an die Tage, an welchen sich die confessionellen Schulgemeinden unserer Stadt für die Einführung der gemischten Volksschule ausgesprochen haben, einen Fonds zu gründen, der die Bestimmung hat, die Interessen des Unterrichts an dieser Schule zu fördern.“¹¹⁴

Das Comitè bekam am 3. Juli 1869 vom Bezirksamt die Genehmigung „zur Veranstaltung von Sammlungen“,¹¹⁵ und schon am selben Tag brachte es „zur öffentlichen Kenntniß, daß die Zeichnungen für den gemischten Fonds der gemischten Schule bis heute nahezu 11000 fl. betragen.“¹¹⁶

Der Oberschulrat in Karlsruhe genehmigte am 6. Juli 1869 die Einrichtung der gemeinschaftlichen Volksschule in Heidelberg nach §§ 10 und 13 des Gesetzes vom 8. März 1868, des § 3, Ziff 1 der Verordnung vom 2. Apr. 1868 und des § 23 der Verordnung vom 11. September 1868.¹¹⁷ Das Bezirksamt schrieb am 13. Juli 1869 an den Gemeinderat, dass nun die „Wahl u. Constituirung des Ortsschulraths für diese Schule nöthig“ sei.¹¹⁸ Der Gemeinderat stellte daraufhin die Wahllisten fertig und nach einer kurzen Verzögerung konnte unter dem 27. September 1869 die Wahlbekanntmachung erlassen werden.

Der Ortsschulrat wurde für 6 Jahre gewählt. Er bestand aus je einem Ortsgeistlichen und einem Lehrer für jede Confession, dem Bürgermeister oder dessen Stellvertreter und „aus sechs durch die Ortseinwohner der Schulgemeinde in der Weise gewählten Mitglieder[n], daß jede betheiligte Confession vertreten ist.“ Die Wahl fand am 4. und 5. Oktober 1869 statt¹¹⁹, 584 Wahlzettel wurden abgegeben, davon war einer ungültig und der Zettel des Sattlers Friedrich Kellermann wurde nicht gezählt, da er als Deutschkatholik nicht wahlberechtigt war. Gewählt wurden die Protestanten Professor Heinrich Holtzmann (580 Stimmen), Privatmann Carl Abel (578) und Anwalt Carl Klingel (447), die Katholiken Dr. Franz Mittermaier (574) und Professor Landolin Neff (574) und der jüdische Kaufmann Simon Reiß (575). Der Kaufmann Hugo Kolligs bekam 133 Stimmen und kam damit nicht in den Ortsschulrat, alle anderen blieben unter 10 Stimmen.¹²⁰ Das Bezirksamt forderte Bürgermeister Krausmann auf, als provisorischer Vorsitzender des Ortsschulrats, entsprechend der Verordnung vom 1. Oktober 1869, eine Sitzung zur Wahl des Vorsitzenden anzusetzen, bei der am 3. Dezember 1869 Carl Abel als Vorsitzender bestimmt wurde, der aber schon am 30. Oktober 1871 zurücktrat; seine Nachfolger wurden am 28. Oktober 1871 Dr. Franz Mittermaier und am 10. August 1874 Professor Eisenlohr.¹²¹

Der Ortsschulrat erarbeitete nun einen Vorschlag für die neue Klasseneinteilung und kam am 19. Jan. 1870 zu dem Ergebnis, dass statt der bisher 20 Klassen in drei Schulen nun 26 Klassen eingerichtet werden sollten. Da jede Klasse einen Lehrer brauchte, müssten entsprechend sechs neue Lehrerstellen geschaffen werden.¹²² Der Gemeinderat antwortete auf diesen Vorschlag am 3. Februar 1870 ablehnend und bedauerte gleichzeitig, dass die Vorschläge des Ortsschulrats bereits in der Badischen Landeszeitung und der Karlsruher Zeitung veröffentlicht worden seien.¹²³ Als Kompromiss schlug der Ortsschulrat am 15. Februar vor, in den unteren vier Jahrgängen geschlechtlich gemischte Klassen einzurichten, so dass anstatt vier nur noch drei Parallelklassen pro Jahrgang zu bilden wären.¹²⁴ Der Stadtrat fand am 17. Februar 1870, dass man in den fünf untersten Klassen Buben und Mädchen zusammen unterrichten könnte. So wurden nun 21 neue Klassen gebildet und man musste nur für einen Unterlehrer eine zusätzliche Stelle vorsehen.¹²⁵ Doch nach Schuljahresbeginn am 11. Mai 1870 fand der Ortsschulrat am 16. Mai 1870, dass die Klassen der ersten Jahrgangsstufe überfüllt seien und forderte die Einrichtung

einer zusätzlichen Klasse mit einer weiteren Lehrkraft, was vom Gemeinderat am 18. Mai bewilligt wurde. Dafür dankte der Ortsschulrat am 21. Mai 1870.¹²⁶

Offenbar hatte der durch die Ultramontanen vom Zaun gebrochene Schulkampf zu einem gesteigerten Bildungsbewusstsein geführt, sodass mehr Kinder zur Schule angemeldet wurden. Der Graben zwischen ultramontanen und liberalen „altkatholischen“ Katholiken war nun so breit geworden, dass sich die Liberalen den neuen Papstdogmen, die am 18. Juli 1870 auf dem Vatikanum I in Rom durch den Papst verkündet wurden, nicht mehr unterwerfen konnten. Sie wurden deshalb exkommuniziert und mussten eine eigene Seelsorge für ihre Anhänger organisieren, um ihren Status als Katholiken zu wahren. Der badische Staat erließ dazu am 15. Juli 1874 das Gesetz „die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken betreffend“,¹²⁷ nachdem der römische Papst im Jahr zuvor die gemeinsame Benutzung von Gottesdiensträumen durch römische Katholiken und Altkatholiken verboten hatte.

Anmerkungen

- 1 Frank Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918, Karlsruhe 2012, S. 119f.
- 2 Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg (1774–1860), fruchtbarer Bildungspolitiker, strebte eine deutsche Nationalkirche an und wurde deshalb vom römischen Nuntius in Luzern bekämpft.
- 3 Carl Gustaf Adolf Knies (1821–1898), seit 1855 o. Prof. in Freiburg/B., Herbst 1861 Abgeordneter der II. Badischen Kammer, ab WS 1865/66 o. Prof. für Staatswissenschaften in Heidelberg; siehe Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Berlin, Heidelberg 1986, S. 141. Er hatte 1860 gegen das Konkordat das „Promemoria der protestantischen Professoren an der badischen Landesuniversität Freiburg“ verfasst.
- 4 Ludwig Hassenpflug (1794–1862), Jurist und reaktionärer Politiker, 1832–1837 und 1850–1855 Erster Minister in Kurhessen.
- 5 Hans Fenske: Baden 1830–1860, in: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, hg. von Meinrad Schaab. Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, Stuttgart 1992, S. 79–132 und ders.: Baden 1850–1918, in: ebd. S. 133–233, hier S. 143.
- 6 Ewald Keßler: Das badische Schulgesetz von 1864, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte, 8.–9. Bd., 2014–2015, Stuttgart, S. 65–78, hier S. 70.
- 7 Siehe auch Ewald Keßler: Die Gemeinschaftsschule in Heidelberg – ein alt-katholischer Erfolg, in: 125 Jahre unterwegs ..., Festschrift, Hg. Alt-Katholische Gemeinde Heidelberg-Ladenburg, Heidelberg 1999, S. 58–77, hier S. 60 und S. 65. Es handelt sich hier um Auszüge aus der Chronik der Stadt Heidelberg, Stadtarchiv Heidelberg (StAH) H. 190 M; Der badische Schulstreit, in: Der Katholik, Zeitschrift für kath. Wiss. u. kirchl. Leben, NF 2.13, 1865, Heft 6, S. 727–752, hier S. 727 „der Artikel will eine Zusammenstellung aller für das Verfahren der badischen Geistlichen und der Freiburger Kirchenbehörde sprechenden Gesichtspunkte“ bringen.
- 8 Jakob Lindau (1833–1898), seit 1854 Kaufmann, gründete 1865 den „Pfälzer Boten“ als erste katholische Zeitung Badens und 1869 die „Katholische Volkspartei“. 1867–1870 und 1875–1876 Abgeordneter der II. Badischen Kammer, 1871 Reichstagsmitglied, s.a. Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 61–63.
- 9 Pfälzer Bote, Nr. 27, 4. März 1868, S. 104, Heidelberg, 1. März 1868.
- 10 Keßler: Schulgesetz 1864 (wie Anm. 6), S. 72–73; Karl Buchheim: Die Frage nach der katholischen Partei, in: Zeitschrift für Politik, Neue Folge, Vol. 10, Nr. 1, 1963, S. 63–77, hier S. 63f.; Der Katholik (wie Anm. 7), S. 748 schrieb: „Ein Amtsrichter, Beck, in Walldüren, schrieb eine Broschüre betitelt: Ist die katholische Religion in Gefahr? welche massenhaft im Lande verbreitet wurde, in der am Schlusse gesagt wird, daß das, was die Wandercasino's wollten, also das, was der Bischof und der Papst wollen, eine Heidenketzerei und derselbe Höllenathem sei, der Christus an das Kreuz schlug.“
- 11 Pfälzer Bote, Nr. 11, 26. Jan. 1869, S. 40; in der Reformation war angesichts der Verwelt-

- lichung des mittelalterlichen Bischofsamtes die Kirchenleitung weltlichen Herrschern übertragen worden. Dieser fürstliche „Summespiskopat“ wurde in Deutschland erst 1918 beendet.
- 12 Heinrich Krausmann (1818–1887), Erster Bürgermeister von Heidelberg 1857–1875.
 - 13 Johann Caspar Bluntschli (1808–1881), Jurist und liberaler Politiker aus Zürich, seit 1861 Professor in Heidelberg, Präsident der evang. badischen Landessynode.
 - 14 Karl Theodor Welcker (1790–1869), 1816 Professor in Heidelberg, 1819 in Bonn, ab 1822 in Freiburg/Br., Abgeordneter in der II. Badischen Kammer und im Paulskirchenparlament, siedelte 1844 nach Heidelberg über, 1866 Vorsitzender der „Deutschen Partei“.
 - 15 Carl Joseph Anton Mittermaier (1787–1867), Jurist, seit 1821 o. Prof. in Heidelberg, 1827–1845 Mitglied des Badischen Gesetzgebungsausschusses, 1831–1840 und 1846–1849 Abgeordneter der II. Badischen Kammer, 1848 im Vorparlament, 1848/49 im Paulskirchenparlament.
 - 16 Keßler: Schulgesetz (wie Anm. 6), S. 74–76; ders: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 61–63.
 - 17 Pfälzer Bote, Nr. 45, 17. Apr. 1869, Katholikenversammlung in Ochsenfurt, S. 173–174.
 - 18 Hermann v. Vikari (1773–1868), ursprünglich Jurist, 1797 Priester, Mitarbeiter von Ignaz Heinrich v. Wessenberg, nach Errichtung des Erzbistums Freiburg 1821 Metropolitankapitular, 1827 Generalvikar, 1832 Weihbischof (die Bischofswahl 1836 wurde von Rom und Baden verworfen), 1842 Erzbischof von Freiburg. Mit dem Verbot an die Katholiken, sich an diesen Wahlen zu beteiligen und an die Geistlichen, ihren Sitz in den Ortsschulräten einzunehmen, hatte der Erzbischof die „Entchristlichung“ der Schule geradezu provoziert. Das Verbot für die Geistlichen wurde 1871 aufgehoben, siehe Friedrich v. Weech: Badische Geschichte, Karlsruhe 1890, S. 595.
 - 19 Keßler: Schulgesetz (wie Anm. 6), S. 71 mit Anm. 43. In Heidelberg beteiligten sich 261 Bürger mit je vier Stimmen an der Wahl zum katholischen Ortsschulrat. Gewählt wurden der spätere Oberbürgermeister Heinrich August Bilabel (261 Stimmen), Lyzeumdirektor Cadenbach (173), Kaufmann Otto Krieger (171) und Prof. Carl Mittermaier (168); Mittermaier wurde am 2. Dez. 1864 vom Oberschulrat zum Vorsitzenden ernannt, bat aber am 21. Sept. 1866 um Enthebung als Vorsitzender, sein Nachfolger wurde am 3. Juli 1867 Cadenbach. StAHD, UA 264, fasc. 4/II, S. 27–41, 9. Dez. 1864, 21. Sept. 1866 und 3. Juli 1867; Ewald Keßler: Der Jurist Mittermaier und der Altkatholizismus, in: Internationale Kirchliche Zeitschrift (IKZ), Bern 2011, S. 116–136, hier S. 131.
 - 20 Schon „dem Landtage von 1865/66 waren verschiedene Gesetzesentwürfe über Schule, Presse, Vereine und Versammlungen, Verantwortlichkeit der Minister u.s.f. vorgelegt“ worden, deren Beratung durch den Krieg verschoben wurde, Weech: Geschichte (wie Anm. 18), S. 611.
 - 21 Pfälzer Bote, Nr. 1, 2. Jan. 1868, „Prosit Neujahr“, S. 1f., hier S. 2; s.a. die Rede von J. Lindau auf dem Freiburger Katholikentag am 29. Dez. 1867, ebd. Nr. 2, S. 5 und S. 9.
 - 22 Heidelberger Zeitung, Nr. 66, 18. März 1868, S. 1f.; das Gesetz brachte auch eine Besserstellung der Lehrer, die vom 1. Jan. 1868 an galt, ebd., S. 1.
 - 23 Heidelberger Zeitung, Nr. 71, 20. März 1868, Beilage, 1. S., Freiburg 19. März; Wortlaut ebd. Nr. 74, 27. März 1868, 3. S.; Kommentar ebd. Nr. 79, 2. Apr. 1868, 1.–2. S., Karlsruhe, 25. März.
 - 24 Julius Jolly (1823–1891), Jurist, 1857 a.o. Prof., ab 1861 politische Karriere, 1866 Staatsminister des Innern, 12. Feb. 1868 Regierungschef, 30. Sept. 1876 Präsident der Oberrechnungskammer.
 - 25 Pfälzer Bote, Nr. 38 (richtig 37), 26. März 1868, S. 148; Heidelberger Zeitung, Nr. 72, 25. März 1868, 2. Seite, Karlsruhe, 23. März; der Erzbischof hatte den Pfarrern verboten, Mitglied im Ortsschulrat zu werden.
 - 26 Heidelberger Zeitung, Nr. 68, 20. März 1868, S. 1, Heidelberg 19. März.
 - 27 Pfälzer Bote, Nr. 169, 18. Sept. 1869, S. 430.
 - 28 Franz August Beck (1829–1898), Amtsrichter in Walldürn, später in Neckargemünd und dort Vorsitzender des Ortsschulrats.
 - 29 Ewald Keßler: Anfänge und Ziele der alt-katholischen Bewegung in Baden, in: Kirchliches Jahrbuch für die Alt-Katholiken in Deutschland 1968, Bonn 1967, S. 35–36 und ders: Amtsrichter Beck und sein Aufruf, in: 125 Jahre unterwegs (wie Anm. 7) S. 84–90.
 - 30 Josef Beck (1803–1883) war ein Freund und Biograph Wessenbergs, 1862–1868 Abgeordneter in der II. Badischen Kammer, 1864 exkommuniziert, 1865 evangelisch; s.a. Pfälzer Bote, Nr. 39, 3. Apr. 1869, S. 149–150, Konstanzer Zustände, eine Polemik gegen Wessenberg, wo ein Brief des „Altkatholiken“ Josef Beck von 1865 erwähnt wird, in dem eine „deutsche Nationalkirche“ gefordert wird. Keßler: Mittermaier (wie Anm. 19), S. 129, Anm. 85.
 - 31 Mit „Base“ bzw. „Landesbase“ ist die liberale „Badische Landeszeitung“ gemeint, die in Karlsruhe erschien.

- 32 Pfälzer Bote, Nr. 44, 14. April 1868, S. 175, Heidelberg, 10. April.
- 33 Lothar von Kübel (1823–1881), Priester, ab 1854 im erzbischöflichen Ordinariat für Schulfragen zuständig, Domdekan und Generalvikar, 1868 von Bischof E. v. Ketteler zum Weihbischof geweiht.
- 34 Johann Baptist Hirscher (1788–1865), 1810 Priester, 1817 Professor in Tübingen, 1837 in Freiburg, 1839 Domkapitular, 1850 Dekan des Domkapitels; seine Reformvorschläge wurden von den Ultramontanen bekämpft.
- 35 Johann Michael Sailer (1751–1832), 1770 Jesuitennovize, 1784 Professor in Dillingen, 1794 als angeblicher Illuminat entlassen, 1799 Professor in Ingolstadt/Landshut, 1821 Domkapitular in Regensburg, 1822 Generalvikar, 1825 Dompropst, 1829 Bischof. „Sailer war der Hauptvertreter einer innerlichen und dabei duldsamen Frömmigkeit innerhalb des deutschen Katholizismus“ (Meyers Konversationslexikon, Bd. XV, Leipzig 1897, S. 112). Er wurde vom bayerischen Königshaus gestützt.
- 36 Heidelberger Zeitung, Nr. 98, 26. April 1868, 1. Seite, Rastatt, 24. April; ähnlich ebd. Nr. 103, 3. Mai 1868, 1.–2. Seite, Karlsruhe, 29. April.
- 37 Pfälzer Bote, Nr. 66, 6. Juni 1868, S. 259. Der Erste Minister Roggenbach war am 30. Okt. 1865 durch Ludwig v. Edelsheim und als Leiter des Oberschulamtes war Carl Knies durch Moritz von Seyfried abgelöst worden.
- 38 Als Vorgesetzte hatten die Pfarrer die Lehrer für diese Dienste herangezogen. Die Pfarrer hatten weiterhin Sitz und Stimme in den Ortsschulräten. Bei den Wahlmitgliedern musste jede beteiligte Konfession vertreten sein. Im Pfälzer Boten Nr. 80 vom 13. Juli 1869 warnt ein Korrespondent „Vom Rhein“ vor der Umwandlung der Konfessionsschule in Waghäusel: „Und wenn man wirklich kein Herz haben sollte für diese Schule, weiß man denn nicht, daß dann der Wallfahrtskirche wegen ein eigener Organist und Meßner wird unbedingt angestellt werden müssen, der wohl um 2/3 wird theurer zu stehen kommen, als der bisher fungierende?“
- 39 Pfälzer Bote, Nr. 83, 16. Juli 1868, S. 326–327, Korrespondenz aus Bruchsal, 12. Juli 1868.
- 40 Pfälzer Bote Nr. 99, 22. August 1868, Beilage.
- 41 Heidelberger Zeitung, Nr. 179, 1. Aug. 1868, S. 1, Aus Baden, 29. Juli.
- 42 Pfälzer Bote, Nr. 83, 16. Juli 1868, S. 326 und Nr. 87, 25. Juli 1868, S. 339, Korrespondenzen aus Bruchsal vom 12. und 23. Juli 1868. Die Heidelberger Zeitung, Nr. 162, 12. Juni 1868, 2. Seite, berichtet, dass die Abstimmung „Dank der Einsicht der meisten dortigen Einwohner ein so günstiges Resultat lieferte, daß die Einrichtung“ der gemischten Schule „in Bälde in Aussicht steht. Ehre dem dortigen Herrn Bürgermeister, der, durch die viele Mühe, die er anwandte dieses Resultat bezweckte und dadurch ein ehrendes Beispiel der Toleranz gab.“
- 43 Heinrich Holtzmann (1832–1910), 1861 a.o., 1865 o. Professor in Heidelberg, 1874–1904 in Straßburg, 1867–1870 in der II. Kammer für Heidelberg.
- 44 Heidelberger Zeitung, Nr. 162, 12. Juli 1868, 2. Seite. Pfälzer Bote, Nr. 87, 25. Juli 1868, S. 339 und Nr. 96, 15. Aug. 1868, S. 376.
- 45 Pfälzer Bote, Nr. 87, 25. Juli 1868, S. 339 und Nr. 92, 6. Aug. 1868, S. 359.
- 46 „Noch war das neue Schulgesetz nicht verkündet, so wurde schon in Kirchheim der erste Versuch hierzu veranlaßt und Hr. Bürgermeister, zugleich Bezirks- und Kreisrath Mambel hatte die Ehre, den ersten Durchfall erleiden zu dürfen, indem die beiden Confessionsgemeinden mit großer Majorität beschlossen, ihre Confessionsschulen auch in Zukunft behalten zu wollen.“ Pfälzer Bote, Nr. 96, 15. Aug. 1868, S. 376.
- 47 Pfälzer Bote, Nr. 96, 15. Aug. 1868, S. 376 und Nr. 92, 6. Aug. 1868, S. 359–360, Korrespondenz vom 2. Aug., wonach 27 Bürger gegen einen Artikel der Heidelberger Zeitung Nr. 174 vom 26. Juli 1868 protestierten, der eine gemischte Schule forderte. Der Artikel der Heidelberger Zeitung, datiert Wilhelmsfeld 23. Juli, schildert detailliert die Vorteile der gemischten Schule, insbesondere könnten die Kinder statt wie bisher in drei Klassen der evangelischen Schule und der katholischen Zwergschule täglich jeweils zwei Stunden, dann in vier Klassen drei Stunden täglich unterrichtet werden. Der Hirtenbrief hatte nach der Heidelberger Zeitung, Nr. 179, 1. Aug. 1868, 3. S. „eine mäßige und ruhige Fassung“.
- 48 Pfälzer Bote, Nr. 112 und 118, 22. Sept. und 6. Okt. 1868, S. 440 und S. 466. Die eckigen Klammern stehen im Original.
- 49 In der Heidelberger Zeitung, Nr. 245, 17. Okt. 1868, 3. S. werden 84 katholische Schüler angegeben, was wohl zutreffen wird.

- 50 Pfälzer Bote, Nr. 119, 6. Okt. 1868, S. 468; s.a. ebd. Nr. 124, 20. Okt., S. 488, wo steht, dass „die Herren Beck u. Cons. mit ihrem friedenstörenden Project einer Communschule wieder alles durcheinandergeworfen und Reibereien hervorgerufen haben, die wir in Interesse des Friedens unter allen Umständen hätten vermeiden mögen“.
- 51 Heidelberger Zeitung, Nr. 261, 5. Nov. 1868, 3. S., Neuenheim, 2. Nov.
- 52 „Rongeaner“ wurden die Deutschkatholiken nach Johannes Ronge, einem ihrer Gründer, genannt; Ronge hatte am 22.–23. Okt. 1865 in Heidelberg eine Versammlung einberufen; Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm 7), S. 67–68 u. S. 76–77.
- 53 Die Chronik der Stadt Heidelberg berichtet: „Die von der strengkirchlichen und ultramontanen Partei mit dem Spottnamen ‚Auchkatholiken‘ belegten Anhänger der Regierung fangen an, sich nicht bloß selbst ‚Altkatholiken‘ zu nennen, sondern machen geltend, daß sie eigentlich die Repräsentanten des echten alten Katholizismus seien, während ihre Gegner mit Recht als ‚Neukatholiken‘ zu bezeichnen seien.“ Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 66.
- 54 Daniel Schenkel von 1851–1884 Prof., Direktor des Predigerseminars und Universitätsprediger in Heidelberg, wegen seines Liberalismus umstritten.
- 55 Pfälzer Bote, Nr. 135, 14. Nov. 1868, S. 583.
- 56 Pfälzer Bote, Nr. 13, 30. Jan. 1869, S. 48; Heidelberger Zeitung, Nr. 196, 20. Aug. 1868, 2. Seite, ebd. Nr. 22, 27. Jan. 1869, 1.–2. Seite und Nr. 25, 30. Jan. 1869, 1.–2. Seite.
- 57 Heidelberger Zeitung, Nr. 26, 31. Jan. 1869, 2. Seite, Mannheim, 29. Jan.
- 58 Heidelberger Zeitung, Nr. 22, 27. Jan. 1869, 3. Seite, Mannheim, 26. Jan.
- 59 Eduard Moll (1814–1896), Kaufmann, 1870–1894 Oberbürgermeister in Mannheim. Er setzte sich auf der Diözesansynode am 14. Okt. 1868 in Heidelberg für die Gemeinschaftsschule ein, siehe Bericht in der Heidelberger Zeitung, Nr. 244, 16. Okt. 1868, 2. Seite.
- 60 Pfälzer Bote, Nr. 14, 2. Feb. 1869, S. 52. Derartige antijüdische Spitzen sind nicht untypisch für diese Zeitung; die Gemeinschaftsschule wurde 1870 eröffnet.
- 61 Heidelberger Zeitung, Nr. 26, 31. Jan. 1869, 2. Seite, Karlsruhe, 29. Jan.
- 62 Pfälzer Bote, Nr. 25, 27. Feb. 1869, S. 96.
- 63 Heidelberger Zeitung, Nr. 50, 28. Feb. 1869, 1. Seite, Mannheim, 20. Febr.
- 64 Heidelberger Zeitung, Nr. 242, 14. Okt. 1868, 2. Seite, Heidelberg 13. Oct.
- 65 Heidelberger Zeitung, Nr. 243, 15. Okt. 1868, 3. Seite, Heidelberg, 14. Oct. und Nr. 244,
- 66 Heidelberger Zeitung, Nr. 42, 19. Feb. 1869, 1.–2. Seite, Heidelberg 18. Februar.
- 67 Heidelberger Zeitung, Nr. 48, 26. Feb. 1869, 1. Seite, Karlsruhe, 24. Febr. Ebd. Nr. 49, 27. Feb. 1869, 2.–3. Seite, Zur Schulfrage, steht: „Was aber der Hauptschulfond der katholischen Volksschule zu leisten hat, das muß er in die Kasse der gemischten Schule fortentrichten. Darüber läßt § 11 des Schulgesetzes keinen Zweifel.“
- 68 Heidelberger Zeitung, Nr. 41, 18. Feb. 1869, 1. Seite, Heidelberg, 16. Febr.
- 69 Heidelberger Zeitung, Nr. 48, 26. Feb. 1869, 2. Seite, Die gemischte Schule, „[...] Schon haben sich die Männer des katholischen Casino's zu einem Gegenschritt entschlossen.
- 70 Heidelberger Zeitung, Nr. 43, 20. Feb. 1869, 1. Seite, Heidelberg, 19. Febr.
- 71 Heidelberger Zeitung, Nr. 48, 26. Feb. 1869, 1. Seite, Heidelberg, 25. Febr.
- 72 Pfälzer Bote, Nr. 25, 27. Feb. 1869, S. 96.
- 73 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 1–4; es folgen ca. 300 Unterschriften, dann S. 9–19 dieselbe Eingabe mit ca. 400 Unterschriften, und S. 21–23 dieselbe Eingabe mit 12 Unterschriften.
- 74 StAHD, UA 285, fasc. 1, S. 25–26; die Ortsschulräte sprachen sich einstimmig für die Gemeinschaftsschule aus, Heidelberger Zeitung, Nr. 76, 2. Apr. 1869, 2. Seite, Heidelberg 1. April.
- 75 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 27.
- 76 Sohn von K. J. A. Mittermaier.
- 77 Franz Knauff (1835–1920), Arzt, seit 1867 a.o. Prof., 1868 außerdem Bezirksarzt, 1891 o. Prof. in Heidelberg, s. Drüll (wie Anm. 3), S. 140–141.
- 78 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 29–32.
- 79 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 33–57.
- 80 Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7; im Original: 1. Mai), S. 69; der Pfälzer Bote, Nr. 76, 3. Juli 1869, S. 297 beklagt in einer Korrespondenz „Heidelberg, 1. Juli“, „daß eine Menge Wahlberechtigter in der Liste nicht eingetragen waren“ und bringt als einziges Beispiel den protestantischen Rechtsanwalt Dr. Schulz, der als Katholik eingetragen war.

- 81 Heidelberger Zeitung, Nr. 95, 24. Apr. 1869, 3. Seite, München; ebd. Nr. 97, 27. Apr. 1869, 3. Seite, Döllinger über Ultramontanismus.
- 82 Pfälzer Bote, Nr. 52, 4. Mai 1869, S. 201.
- 83 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 59–61, Druck ebd. S. 63; Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 69.
- 84 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 67.
- 85 In Konstanz war von der katholischen Schulgemeinde der Antrag für die Gemeinschaftsschule am 18. Juli 1868 mit 324 gegen 48 Stimmen angenommen worden. Heidelberger Zeitung, Nr. 169, 20. Juli 1868, 2. Seite.
- 86 In der bayerischen Rheinpfalz gab es schon seit 1817 Ortsschulräte und gemischte Schulen.
- 87 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 71–72, ein Entwurf ebd. S. 69–70; Heidelberger Zeitung, Nr. 142 und 143, 20. Juni (nochmals 21. Juni 1869) 1. Seite und zwei Leitartikel auf der 1. und 2. Seite, deren zweiter am 21. Juni beendet wurde.
- 88 Heidelberger Zeitung, Nr. 142, 21. Juni 1869, 8. Seite, wieder abgedruckt in Nr. 143 und 144, 22. Juni 1869, 5. Seite mit dem Vermerk „Die katholischen Einwohner“ vor den Unterschriften und 23. Juni als Beilage, 1. Seite; Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 69 mit Inhaltsangabe.
- 89 Heidelberger Zeitung, Nr. 144, 23. Juni 1869, 2. Seite, Heidelberg, 22. Juni.
- 90 Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 70 mit Inhaltsangabe; Heidelberger Zeitung, Nr. 124, 21. Juni 1869, 2. Seite, Heidelberg 20. Juni, wo die Inhaltsangabe mit einem bissigen Kommentar endet mit dem Motto „Nicht die Religion ist in Gefahr, sondern Eurer maßlosen Herrschsucht droht eine empfindliche Niederlage.“
- 91 Heidelberger Zeitung, Nr. 144, 23. Juni 1869, 1. Seite.
- 92 Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 71; Heidelberger Zeitung, Nr. 144, 23. Juni 1869, 2. Seite, Heidelberg 22. Juni. Hier wird wieder behauptet, „daß bei Einführung einer Mischschule die bisherigen Beiträge aus kathol. Kirchenmitteln für die Schule derselben entzogen werden.“ Die Antwort ist: „Dies ist un wahr! In ähnlichen Verhältnissen ist längst entschieden worden, die Stiftung bleibt ihrem Zweck erhalten, sie mag herkommen, wo sie will.“
- 93 Pfälzer Bote, Nr. 79, 10. Juli 1869, S. 311, Heidelberg, 8. Juli, Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 71.
- 94 Heidelberger Zeitung, Nr. 145, 24. Juni 1869, 1. Seite, Heidelberg 23. Juni.
- 95 Heidelberger Zeitung, Nr. 145, 23. Juni 1869, Extrablatt der „Heidelberger Zeitung“, weitgehend wörtlich in die Stadtchronik übernommen; Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 70–71, mit Bericht S. 71–73.
- 96 Nikolaus Friedreich (1826–1882), 1857 a.o. Prof. in Würzburg, 1858 o. Prof. und Direktor der Med. Universitätsklinik in Heidelberg.
- 97 Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 72 nach der Heidelberger Stadtchronik.
- 98 Der Herausgeber der Heidelberger Zeitung hieß Adolph Emmerling.
- 99 Heinrich von Treitschke (1834–1896), Historiker und Politiker, 1867 als Nachfolger von Ludwig Häusser nach Heidelberg berufen, kleindeutsch-preußisch gesinnt.
- 100 Pfälzer Bote, Nr. 74, 27. Juni 1869, S. 291–292.
- 101 Pfälzer Bote, Nr. 76, 3. Juli 1869, S. 297. Die Heidelberger Zeitung, Nr. 153, 3. Juli 1869, 1. Seite.
- 102 Gemeint sind die Badische Landeszeitung und der Herausgeber der Heidelberger Zeitung Emmerling.
- 103 Dieses Schlagwort scheint der Bruchsaler Gymnasiallehrer Seidenabel gebraucht zu haben.
- 104 Franz August Beck und „Mehrere Katholiken“ hatten zu Pfingsten in der Badischen Landeszeitung, Nr. 113, S. 1–2 vom 16. Mai 1869 den Aufruf erlassen; Keßler: Amtsrichter Beck (wie Anm. 29), S. 85–89.
- 105 Gemeint sind Amtsrichter F. A. Beck und Josef Beck.
- 106 Johann Adam Möhler (1796–1838), Professor in Tübingen.
- 107 Bis ins 19. Jhd. wurden in der Baderchirurgie künstliche Wunden, sog. Fontanellen, mit Haaren o.ä. offen gehalten, so daß sie eiterten und der Körper dadurch Gifte aussondern sollte.
- 108 Pfälzer Bote, Nr. 76, 3. Juli 1869, S. 297–298.
- 109 Heidelberger Zeitung, Nr. 144, 23. Juni 1869, 2.–3. Seite, Heidelberg 22. Juni; ebd. Nr. 145, 24. Juni 1869, 1. Seite; die Abstimmungszeit wurde wegen der großen Beteiligung verlängert.
- 110 Heidelberger Zeitung, Nr. 145, 24. Juni 1869, 1. Seite, Heidelberg, 23. Juni, wo von der „tiefen

- Erregtheit“ der Bevölkerung und von „Jubelrufen im Vorgeföhl des Sieges“ berichtet wird.
- 111 Heidelberger Zeitung, Nr. 146, 25. Juni 1869, 1. Seite, Im Sieg, übernommen in die Stadtchronik; Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 73–74. Der Hinweis auf den Willen des Volkes ist eine Spitze gegen die „Katholische Volkspartei“ von J. Lindau, die mit dem Argument Propaganda machte, die badischen indirekten Wahlen drückten nicht den Willen des Volkes aus.
 - 112 Heidelberger Zeitung, Nr. 146, 25. Juni 1869, 1.–2. Seite, Heidelberg, 24. Juni; Keßler: Gemeinschaftsschule (wie Anm. 7), S. 74.
 - 113 Heidelberger Zeitung, Nr. 146, 25. Juni 1869, 4. Seite.
 - 114 Heidelberger Zeitung, Nr. 152, 2. Juli 1869, 4. Seite.
 - 115 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 73.
 - 116 Heidelberger Zeitung, Nr. 155, 5. Juli 1869, 4. Seite.
 - 117 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 75–76.
 - 118 StAH, UA 265, fasc. 2, 13. Juli 1869.
 - 119 StAH, UA 265, fasc. 2, 27. Sept. 1869.
 - 120 StAH, UA 265, fasc. 2, 6. Okt. 1869.
 - 121 StAH, UA 265, fasc. 2, 20. Okt. 1869, 2. und 3. Dez. 1869, 28. Okt. 1871, 10. Aug. 1874; der kath. Stadtpfarrer Wilms weigerte sich, das Zirkular vom 2. Dez. 1869 mit der Wahlbenachrichtigung zu unterzeichnen. Friedrich Eisenlohr (1831–1904), Prof. für Mathematik und Physik, Stadtrat in Heidelberg.
 - 122 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 79–81.
 - 123 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 95–98.
 - 124 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 99–101.
 - 125 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 102.
 - 126 StAH, UA 285, fasc. 1, S. 117–119 und S. 121–122; in der Akte folgen spätere Statistiken über Lehrerstunden, Schülerzahlen, Anzahl der Klassen und ein gedruckter Lehrplan.
 - 127 Abgedruckt in Johann Friedrich von Schulte: Der Altkatholizismus, Giessen 1887, S. 42–43 mit Ausführungsverordnung S. 43–44; Ewald Keßler: Alt-Katholizismus, in: Klaus Bümlein u.a (Hgg.), Kirchengeschichte am Oberrhein – ökumenisch und grenzüberschreitend, Ub-stadt-Weiher 2013, S. 187–191.

Gasthaus „Zum Roten Ochsen“ Heidelberg

Historisches Studentenlokal in 6. Generation im Besitz der Familie Spengel



Hauptstraße 217
69117 Heidelberg
Tel.: 06221 20977
info@roterochsen.de

www.roterochsen.de



Matthias Wermke

Alt-Heidelberger Originale

Gelebt, geschmäht, vergessen

Wer sich in der Erinnerungsliteratur auf die Suche nach Alt-Heidelberger Originalen macht, wird schnell fündig. Die Zeit ist längst über sie hinweggegangen, und diese ehemaligen Alt-Heidelberger haben nur noch vage Spuren in der Stadt und in der Erinnerung ihrer heutigen Bewohner hinterlassen. Das mag auch daran liegen, dass Heidelberg eine Stadt der Zugereisten – in manchen Fällen: Hängengebliebenen – ist. Deshalb sind die Originale, um die es im Folgenden exemplarisch gehen soll, im allgemeinen Bewusstsein der Neu-Heidelberger nicht existent, obwohl sie doch in ihren Tagen das Stadtbild selbst wie das öffentliche Leben mitgeprägt haben. Sie waren – und sind – Teil der Heidelberger Kultur- und Sozialgeschichte, allerdings einer, der auf Nimmerwiedersehen verloren zu gehen droht.

Jede Stadt hat ihre sogenannten Originale. Einige von ihnen haben es über die jeweiligen Orts Grenzen hinaus zu literarischer oder gar cineastischer Berühmtheit gebracht. Zu ihnen zählen der aus Ostpreußen stammende Schuhmacher und Zuchthäusler Wilhelm Voigt (besser bekannt als der „Hauptmann von Köpenick“, gest. 1922) und der Berliner Droschkenkutscher Gustav Hartmann („Der eiserne Gustav“, gest. 1938). Über den einen verfasste Carl Zuckmayer eine Tragikomödie, dem anderen widmete Hans Fallada einen Roman. Beide wurden von Heinz Rühmann – „der eiserne Gustav“ auch von Gustav Knuth – im Film verewigt.

Was den Berlinern die Genannten sind, sind den Münchnern der Komiker Karl Valentin (gest. 1948) oder der selbsternannte „staatlich anerkannte Bier- und Literaturrat“ Niki Gerstmeier, der in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts alltäglich im Hofbräuhaus Sprechstunde zu allen Lebensfragen hielt. Nicht zu vergessen der Dienstmann Nr. 172, Alois Hingerl. Dieser ist zwar der Phantasie des Schriftstellers Ludwig Thoma entsprungen, als „Münchner im Himmel“ aber längst mehr als eine fiktive literarische Gestalt geworden, verkörpert er doch jene eigensinnig-dickköpfige Art, die noch nicht einmal vor dem heiligen Petrus Halt macht und auf die sich mancher Altbayer bis heute etwas einbildet. Die Lokalgeschichte Mannheims wäre ohne den Blumenpeter (eigentlich Peter Berlinghof bzw. Schäfer, gest. 1940) und seine legendäre Aufforderung „Kaaf ma ebbes ab“ um eine Legende ärmer.

Heidelberg steht den genannten Städten in Sachen Originale nicht nach. Der Dienstmann Muck (eigentlich Johann Fries, gest. 1905) dürfte sich unter den Alteingesessenen noch einer gewissen Bekanntheit erfreuen. Das „Blumen-Mariechen“ (hiervon gab es gleich mehrere, gemeint ist an dieser Stelle Marie Schüssler, die vormals im Haus Hirschstraße [heute Heiliggeiststraße] 3 wohnte) versorgte noch das Café Loos, dessen letzter Inhaber und Konditor Rudolf Loos war, der Großvater des Verfassers dieses Beitrags, mit Blumen. Aus seiner Jugend ist dem Verfasser außerdem ein kleinwüchsiger alter Mann aus der Altstadt in Erinnerung, der allseits nur als „der Eugen“ bekannt war und der sich dadurch auszeichnete, dass er freundlich vor sich hin brabbelnd die Hauptstraße zwischen Schiffsgasse und Bis-



Visitenkarte des Blumen-Mariechens Marie Schüssler aus der Hirschstraße 3 (Quelle: Archiv Wermke)

stand, Bierkutscher bei der ehemaligen Engelbrauerei. Auf einem Foto in dem beim Kurpfälzischen Verlag veröffentlichten Fotoband „Hauptstraße im Wandel“ ist er jedenfalls an besagtem Ort zu sehen.¹

Diejenigen, welche als stadt- oder sogar über die Stadt hinaus bekannte Originale eine gewisse Berühmtheit erlangten, gehörten keineswegs immer zu den vom Schicksal Gesegneten. Zwar definiert das Online-Wörterbuch von Duden² die in der Umgangssprache geläufige Bezeichnung ‚Original‘ mit „jemand, der unabhängig von der Meinung anderer in liebenswerter Weise durch bestimmte Besonderheiten auffällt.“ Bei Lichte betrachtet sind aber viele der sogenannten Originale mehr oder weniger tragische Gestalten. Das gilt für Wilhelm Voigt und Gustav Hartmann ebenso wie für Karl Valentin, der 1948 praktisch verhungerte, oder den Blumenpeter, der 1940 im Irrenhaus in Wiesloch an Altersschwäche verstarb, noch bevor er dem Euthanasieprogramm der Nationalsozialisten zum Opfer fallen konnte. Es scheint fast so, als würden die im Duden angesprochenen „liebenswerten Besonderheiten“ erst in der Retrospektive gesehen, während die Betroffenen zu Lebzeiten nicht unbedingt auf Rosen gebettet waren. Entsprechend schreibt Michael Buselmeier, ‚Original‘ sei nicht viel mehr als eine euphemistische Bezeichnung für eine Person, welche körperlich oder geistig zurückgeblieben ist.³

Im Heidelberg des 19. und frühen 20. Jahrhunderts entwickelten sich die stadt-bekanntesten Originale in der sozialen Grauzone zwischen der Bürgerschaft – in der Sprache der Studenten: den Philistern – mit ihren Handwerkern, Kaufleuten, Militärs und Beamten auf der einen Seite und der Universität mit ihren Professoren und natürlich den Studenten, welche seinerzeit in den Worten von Adolf Gängel die „Beherrscher der Straße“⁴ waren, auf der anderen Seite. Die Originale „gediehen“ – so Gängel im „Heidelberger Fremdenblatt“ – „... um die Studenten, im Umkreis des Fremden-gewerbes. Da waren sie ... die Studentenwirte, die Dienstmänner, Droschenkutscher, Eseltreiber, die Fremden- und Schlossführer, Hausdiener und Hotelportiers, Fahrleute, Schiffer und Flößer, Stiefelwichser und Blumenverkäufer“⁵. Diese Aufzählung ließe sich um die Zeitungsverkäufer und die Raritäten- und Antiquitätenhändler erweitern, denn auch aus deren Umfeld ist das eine oder andere stadt-bekannteste Original überliefert.

Bei genauerer Betrachtung lassen sich diese „echten“ Originale nicht von einigen „unechten“ trennen, welche eigentlich einer anderen sozialen Schicht angehör-

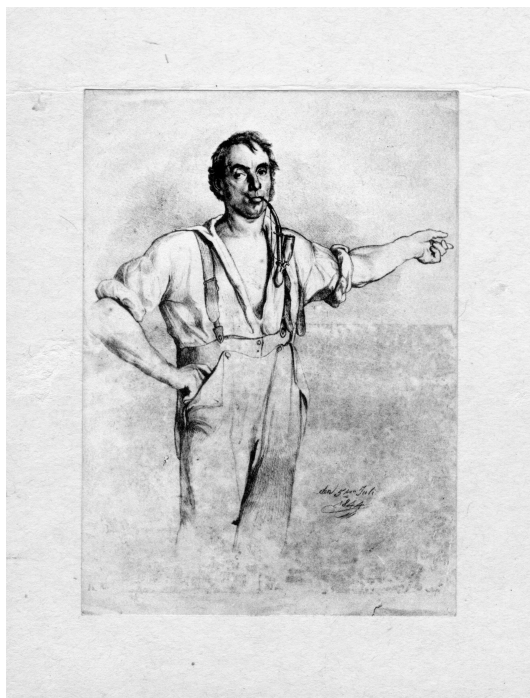
marckplatz entlang-eilte, bekleidet mit einer zwei Nummern zu großen grünen Polizeuniform und mit einer ebenfalls überdimensionierten weißen Dienstmütze auf dem Kopf. Wenn nicht alles täuscht, war „der Eugen“, als er noch im Beruf

ten, denn nicht nur die „kleinen Leute“ brachten in den Gassen der Altstadt und links und rechts des Neckars ihre besonderen Käuze hervor. Auch mancher bekannte Hochschullehrer entwickelte im Laufe seines Lebens Wesenszüge, die ihn bei aller Gelehrsamkeit und bei allem gebührend gezollten Respekt doch auch dem Spott der Zeitgenossen aussetzten. Deshalb wird im Folgenden auch von solchen „gelehrten“ Originalen wenigstens beispielhaft die Rede sein.

Der rote Schiffer

Über ihn erzählt Wolfgang Haag mit Bezug auf W. Hoenninger⁶ in seinem Beitrag „Der Rote Fischer“ im Heidelberger Fremdenblatt. Ausgabe 1, 1968, folgende, hier frei wiedergegebene Geschichte: Neujahrsnacht 1848. Die Heidelberger – Alt und Jung – tummeln sich auf dem gefrorenen Neckar, als von Neckargemünd her ein Reiter heranprescht mit dem Schreckensruf „Das Eis bricht! Rettet euch!“ Allein: Ohne Frühwarnsystem und Telefon ist es bereits zu spät. Nur wenige Momente, nachdem die Warnung herausgeschrien ist, schieben sich mächtige Eiswände über den Fluss, und gewaltige Eisschollen strömen, durch keine Wehre und keine Schleusen gehemmt, in Richtung Alte Brücke, wo sie knallend zerbersten. Ein kleiner Junge, der auf der Höhe des Hackteufels, eines beim Schleusenbau weggesprengten Riffs unterhalb des heutigen Stauwehres, auf einem Holzstapel saß, kann sich nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen und wird zum Entsetzen der hilflos dreinschauenden Bürger vom eisig-grauen Wasser fortgerissen.

Zur gleichen Zeit kehren Studenten, welche den Professoren zu Sylvester ein „Vivat“ gebracht haben, mit klingender Musik über die Brücke in die Stadt zurück, unter ihnen als Fackelträger der „rote Schiffer“ Georg Ackermann. Ackermann war eigentlich Neckarschiffer, und von ihm erwarteten die Heidelberger Hilfe in der Not. Kurz und knapp: Ackermann wirft seine Fackel hinunter aufs Eis, springt hinterher und kann den schon unter die Wasseroberfläche gedrückten Jungen tatsächlich



Georg Ackermann, der „Rote Fischer“. Heidelberger Fischer und seit 1830 Diener des Heidelberger SC-Corps. Lithographie 1844, verlegt bei L. Meder (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 1002)

noch aus den Fluten retten, bevor sie beide an einem Brückenpfeiler zerschellen. „Kein Trompetensignal, das je auf der Alten Brücke ertönte“, erzählt Wolfgang Haag, „war schöner als jenes spontan ausgestoßene in der Neujahrsnacht ..., das einer der Musiker aus Dankbarkeit und zu Ehren des ‚roten Fischers‘ (sic!) blies“.⁷

Im Allgemeinen wird Georg Ackermann der „rote Schiffer“ oder einfach nur „der Rote“ genannt – ‚rot‘ wegen seiner roten Haare und ‚Schiffer‘ wegen seines Berufes. Wolfgang Haag macht hier eine Ausnahme.

Georg Ackermann wurde am 22. Mai 1800 als Spross einer Fischerfamilie in der heutigen Dreikönigstraße geboren. Seinen Beruf als Schiffer und Fischer gab er laut Hoeningner um 1830 auf und avancierte danach zum „berühmtesten S.C.-Diener der damaligen Zeit“ und zu einem „Wahrzeichen des studentischen Lebens der Ruperto Carola“⁸.

Was man sich darunter vorzustellen hat, stellt der 1885 erstmals erschienene Roman „Die Saxoborussen“ von Gregor Samarow⁹ dar. Dieses Werk ist eine einzige erzroyalistisch-wilhelminische Lobhudelei auf das Corps Saxoborussia. Im Hinblick auf den „roten Schiffer“ Georg Ackermann ist der Roman aber eine wahre Fundgrube. Bei Samarow, dessen Roman – zeitlich passend – 1848/49 in Heidelberg spielt, erfährt der Held aus der Silvesternacht 1848, der während seiner Zeit als Neckarschiffer „mindestens ein halbes Dutzend Menschenkinder ... vom Tod des Ertrinkens gerettet“¹⁰ haben soll, eine eigenartige Metamorphose. In seinem ersten Auftritt platzt er in eine muntere Saxoborussenkneipe auf dem „Haus zum Riesenstein“ hinein, „eine eigentümlich absonderliche Erscheinung. Er war ein großer athletischer Mann von etwa fünfzig Jahren, sein volles, grobes Gesicht mit kleinen, listig und verschmitzt blickenden Augen war aufgeschwemmt und zeigte in seiner dunkelroten Farbe die Spuren des reichlichen Genusses herzstärkender Getränke; sein Oberkörper war nur mit einem groben, aber äußerst sauberen Hemde bekleidet, das weit offen stand und den starken braunen Nacken und die behaarte Brust sehen ließ; die Ärmel waren bis zum Ellbogen der mächtigen muskulösen Arme aufgeschlagen, auf dem Kopf mit dünnen rötlichen Haaren trug er eine österreichische Mütze von außerordentlicher Höhe, auf der die Farben sämtlicher Heidelberger Corps angebracht waren.“¹¹ So grobschlüchtig Samarows Beschreibung des „roten Schiffers“ auch ausfällt – ein Ferkel darf er, der Zugang zu den hochadeligen Herren des Corps hat, natürlich nicht sein. Man weiß schließlich, was sich gehört, und von daher wohl der ansonsten eher überflüssige Hinweis auf die Reinlichkeit seines Hemdes. Alle sonstigen Charakteristika finden sich ganz oder teilweise auch bei anderen Originalen wieder: Sie alle sind von auffälliger körperlicher Statur, irgendwie grob, aber auch listig. Sie tragen eigentümliche Kleidungsstücke und sind dem Alkohol zugeneigt. Und schließlich sie sind immer in irgendeiner Form – nützlich.

Letzteres gilt bei Samarow auch für den „roten Schiffer“. Im Roman ist er den Saxoborussen so etwas wie ein Corpsfaktotum. Er fungiert ihnen als Kutscher und Eseltreiber, assistiert den Faxen beim Kommers, schleppt als „Paukaffe“ das Paukzeug zum Pauktag auf die „Hirschgasse“ und steht Schmiere, damit die Mensuren, welche damals verboten sind, nicht von den Pedellen, den Ordnungsbeamten der Universitätsgerichtsbarkeit, gestört werden können. Der „rote Schiffer“ wird dargestellt als ein Schnorrer und ein Fresser, der sich selbst dafür nicht zu schade ist,

wegzufressen, was die Herren Studenten vom Souper übrig gelassen haben. Und natürlich ist er ein großer Säufer vor dem Herrn, einer, der zum Gaudium der Anwesenden auf den Corpskneipen spielend viele Ganze auf jedweden jungen und Alten Herren, auf die Universität, den Großherzog und andere in einem gewaltigen Schluck hinunterspült und der, wenn er nicht gerade Bier in sich hineinschüttet, schoppenweise dem Affenthaler, einem Rotwein aus dem Bühler Tal, Genüge tut. Letzteres zu jedweder Tages- und Nachtzeit. Für den Lebensretter Ackermann gibt es bei Samarow schon keinen Platz mehr.

Georg Ackermann ist am 20. November 1856 gestorben.

Der Binseub

Ein Zeitgenosse des „roten Schiffers“ war der Binseub. Er stammte vom Schlossberg, hieß eigentlich Christoph Bender und lebte von 1831 bis 1868. Er wurde also gerade einmal 37 Jahre alt. Michael Buselmeier nimmt an, dass er das oben beschriebene Schicksal des Mannheimer Blumenpeters teilte.¹² Hoeningner behauptet dagegen, er sei als „wohlhabender Mann“ gestorben.¹³ Viel weiß man nicht mehr über den Heidelberger Binseub. Eine überlieferte Bleistiftzeichnung zeigt ihn als einen Knirps mit unproportioniert großem Kopf, der den Betrachter jedoch nicht unfreundlich anlächelt.

Wie er seinen Zeitgenossen erschien, belegen die Spottverse aus „Die Merkwürdigkeiten Heidelbergs“, die Hoeningner zitiert:

„Zog er sein Gesicht in Falten, konnt' man ihn für'n Affen halten.
Wenn er gar den Mund verzog – Sicher ist es nicht gelogen –
glichen seine großen Zähne wahrlich denen der Hyäne.
Ein abnormes Exemplar unser Binseub drum war.“¹⁴

In diesen Versen wird Christoph Bender zum begafften und verhöhten Objekt, wie man sie in einem Panoptikum ausstellte, dem sich das Publikum mit Neugier und Schauer zugleich näherte.

Wie manch anderer hat der Binseub, daher der Name, am Neckarufer Binsen geschnitten, welche er, wie Fritz Nötzold in seinen „Heidelberger Anekdoten“ überliefert, neben anderem den Herren Studenten für ein paar Heller mit dem Ruf „Binsen, meine Herren, abscheulich lang, niederträchtig frisch, impertinent wohlfeil“ zum Kauf angeboten haben soll.¹⁵ Binsen zeichnen sich durch ihre langen, runden Stängel aus, die, getrocknet, zu Körben oder Matten geflochten wurden und ganz früher auch beim Hausbau Verwendung fanden. Den Studenten war an Binsen gelegen, weil sie diese zum Reinigen ihrer überlangen Renommierpfeifen benötigten, wenn sie denn ihre Pfeifen überhaupt selbst gereinigt haben und nicht irgendein Original, das auch Hausdiener oder Fax gewesen sein konnte, damit beauftragten.

Arthur Born mutmaßt, dass sich der Binseub selbst wohl etwas beschränkter gab, als er es wirklich war¹⁶, was damit zu tun gehabt haben mag, dass die Herren Studenten einem offensichtlichen Simpel, mit dem sie sich noch einen Ulk erlauben konnten, eher etwas abzukaufen geneigt waren als einem stocknormalen Binsensammler. Das Besondere am Heidelberger Binseub ist, dass er eine Zeitlang nicht



Christoph Bender (1811-1869), genannt Binsenbub. Postkarte ca. 1850, Verlag Edmund von König Heidelberg (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 1318)

Ausdruck zeigte.¹⁸ Und weiter: „Ich bin der Binsenbube (sic!), sagte er mit lallender Stimme, indem er mit einem Fuß mehrfach nach hinten auskratzte, wie es die Naturburschen auf der Bühne bei ihren Verbeugungen zu tun pflegen – ,ich bin der Binsenbube, der Herr Baron werden mir heute gewiss ein Sträußchen abnehmen – prachtvolle Veilchen, auch schon frische Rosen – der Herr Baron kennt den Binsenbuben, der immer das Neueste und Beste hat für die Herren Saxoborussen.“¹⁹ Natürlich nehmen der Herr Baron dem im Roman als ein lallender Simpel Dargestellten „einen größeren Veilchenstrauß mit einer halbaufgeblühten Rose in der Mitte“ ab, befördert dann aber den „unaufhörlich sprechenden ... schnell wieder die Treppe hinunter“²⁰. Man ist ja schließlich von Adel und will sich nicht unnötig kompromittieren.

Die Karikatur, welche Samarow vom Heidelberger Binsenbub hinterlässt, hat kaum etwas zu tun mit dem eher freundlich wirkenden jungen Mann der oben genannten Zeichnung. Wie beim „roten Schiffer“ stechen bei Samarows Binsenbub-Charakterisierung die auffällige Kleidung, der listige Blick und die Anzeichen von Alkoholismus ins Auge, die beide Originale ihrem Vorläufer Perkeo verwandt machen und die auf der einen Seite zum die Skurrilität des Originals untermauernden Motivinventar gehören, auf der anderen aber auch eine mahnend-abschreckende Funktion haben: „Bleib auf Distanz“, sagt diese. Und so bestätigt sich das zuvor Ausge-

nur die Heidelberger Studenten mit getrockneten Binsen versorgte, sondern auch andere Universitäten bereist hat. Das weist auf einen gewissen Geschäftssinn hin, aus dem abzulesen ist, dass Christoph Bender so blöde nicht gewesen sein kann, und passt dann auch zu dem Befund, dass Christoph Bender nicht als armer Mann gestorben ist.

Im Saxoborussenroman von Gregor Samarow darf der Binsenbub natürlich auch nicht fehlen. Dessen „Gestalt“, wie Samarow sich ausdrückt¹⁷, taucht eines Morgens bei seinem Helden, dem Herrn von Sarkow – man beachte die Ähnlichkeit der Namen –, auf und wird beschrieben als ein Bursche „von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren in einem blauen Frack mit gelber Nankingbeinkleidung, dessen hässliches Gesicht mit weit vorstehenden großen Zähnen – siehe das oben zitierte Spottgedicht – fast ganz blödsinnig schien, dabei aber doch einen listig verschmitzten

führte, dass nämlich Originale aus dem Umfeld der kleinen Leute in einer sozialen Zwischenwelt angesiedelt sind und außer ihren besonderen Rollen oder – ganz konkret – ihrem Standplatz keine feste gesellschaftliche Verortung haben.

Dienstmann Muck

Eine Beschäftigung mit Alt-Heidelberger Originalen kommt an dem bereits genannten Dienstmann Muck, mit bürgerlichem Namen Johann Fries, nicht vorbei, und zwar schon deshalb nicht, weil er heute vielleicht das letzte Original ist, das sich noch einer allgemeineren Bekanntheit erfreut. Schließlich steht er, unübersehbar und in Bronze gegossen, am Heidelberger Hauptbahnhof. Dort ist er, seiner eigenen Dienstauffassung folgend, definitiv fehl am Platze, denn erstens betrachtete sich Johann Fries nicht als gemeiner Gepäckträger – als solche fungierten Dienstmänner im Allgemeinen –, und zweitens war sein Standplatz nicht am (ehemaligen) Heidelberger Bahnhof, sondern am Paradeplatz (heute Universitätsplatz), genauer gesagt am ehemaligen Kochenburger'schen Haus Ecke Haupt- und Marstallstraße.

Dass sich Johann Fries für etwas Besonderes hielt, wird – wie wieder von Fritz Nötzold zu erfahren ist – schon an seiner Weigerung erkennbar, Posten im eigentlichen Hauptquartier der Heidelberger Dienstmänner, nämlich in den Nischen der ebenerdigen Fenster des Hotels „Zum Ritter“, zu beziehen. Dort lungerten die „Kappenträger“, wie die strebsamen Stadtbürger die Dienstmänner, welche in ihren Augen nichts als notorische Faulpelze waren, in Anspielung an ihre roten Schirmmützen nannten, den lieben langen Tag herum und hatten offensichtlich nichts Besseres zu tun, als den „Ritter“ festzuhalten, damit dieser nicht umkippte. Wen wundert es da, dass man – so Fritz Nötzold – in Heidelberg früher gelegentlich über einen, von dem man sich keine große Zukunft versprach, sagen hörte: „Der endet noch mal mit dem Buckel am ‚Ritter‘.“²¹

Johann Fries wurde 1837 als Sohn eines Neuenheimer Neckarfischers geboren, zählt also nicht mehr zur Generation des „roten Schiffers“ und des Binsebubs. Von Hause aus war er Schreiner Geselle, hatte aber schon früh sein Handwerk aufgegeben, weil gelegentliche Botengänge einträglicher gewesen sein mochten als die mühsame Plackerei in einer Werkstatt oder auf einer Baustelle. Vom Muck sind in Heidelberg zahlreiche Relikte geblieben. Auf einer Postkarte aus der Serie „Ein alter Bekannter aus Heidelberg“, in der auch die Zeichnung vom Binsehub überliefert ist, salutiert er, durch zusammengekniffene Schweinsäuglein in unbestimmte Fernen blickend. Seinen gewaltigen Körper ziert zwar seine Dienstnummer, die Nummer 73. Er wirkt aber nicht so, als wollte er sich gerade daranmachen, irgendjemandes Gepäck zu schultern. Die riesige rote Knollennase weist Muck als geübten Weintrinker aus. In diesem Punkt ist er ein spätes Pendant des „roten Schiffers“. Auch dass ihn eine kleine Skulptur von Victor Kerzinger, welche 1906, ein Jahr, nachdem Johann Fries verstorben war, entstand, auf einem Weinfass sitzend und mit einem Weinrömer in der geballten Hand darstellt, passt ins Klischee. Seine in Formaldehyd eingelegte, „riesige, knollige, warzenübersäte ... Kartoffelnase“²² ist heute noch in der Sammlung des Anatomischen Instituts der Universität Heidelberg zu bewundern.

Seine Totenmaske hing bis zum letzten oder vorletzten Pächterwechsel, im „Goldenen Hecht“ an der Alten Brücke.

Johann Fries hatte sich ganz dem Dienst für die Herren Studenten – damit sind im Wesentlichen wieder die Corpsstudenten gemeint – verschrieben. Auch darin gleicht er dem „roten Schiffer“. Wenn man Hermann Uhde-Bernays glauben darf, haben ihn die angehenden Akademiker nie anders als mit dem klassischen Zitat „Du bist der Ritter von der brennenden Lampe“²³ begrüßt, womit sie auf eine Figur bei Shakespeare, nämlich Bardolph, einen Begleiter Falstaffs, anspielten. Wenn sich Muck nicht gerade wie der „rote Schiffer“ als Schmieresteher oder Saufrkumpan betätigte, erledigte er Liebespost. Der fette Muck als „postillon d'amour“. Als solcher hat er einen kleinen Auftritt in Rudolf Presbers Roman „Mein Bruder Benjamin – Geschichte eines leichten Lebens“²⁴ aus dem Jahr 1919. In diesem bekommt das ebenso liebreizende wie keusche Altstadt mädchen Eveline („Evchen“) Ackerle, die Tochter des Korbflechters Adam Ackerle, von Studenten jedweder Couleur Liebesbriefe zugeschickt, von denen es heißt, dass „auf keines der vielen Billettchen, die der dicke Muck schon angeschleppt hatte, ... jemals von ihr eine Antwort gekommen“ sei²⁵.

Die Beziehungen dieses besonderen Heidelberger Originals zu den Studenten waren nicht einfach nur oberflächlicher Natur. Das beweist die Anwesenheit von Abordnungen der fünf Heidelberger Corps, alle in Couleur, als Johann Fries 1905 zu Grabe getragen wurde. Johann Fries verstarb im Alter von nur 68 Jahren am 9. Mai 1905 – „als armer Teufel“²⁶, wie Hoenninger anmerkt.

Die „unechten“ Originale: Achilles Renaud

„Echte“ Originale entstammten meist, wie oben ausgeführt, den unteren sozialen Schichten. In dieser Beziehung „unechte“ Originale hat Alt-Heidelberg im Laufe der vergangenen 200 Jahre aber auch jede Menge hervorgebracht. Auf zwei davon soll im Folgenden noch kurz eingegangen werden.

Da wäre zunächst der Rechtsgelehrte Achilles Renaud zu erwähnen, den Georg Weber in seinen „Heidelberger Erinnerungen“ von 1886 als „Stern in der Juristenwelt Heidelbergs“ auszeichnet.²⁷ Renaud, geboren am 14. August 1819 in Lausanne, war französisch-schweizerischer Herkunft und hatte an der Universität Gießen gelehrt, bevor er, nachdem die Unruhen des badischen Aufstandes überwunden und die großherzogliche Autorität auch in Heidelberg wiederhergestellt waren, den Ruf an die Ruperto-Carola angenommen. Hier muss er durchaus aufgefallen sein, schon weil er beflissen war, sich stets nach der allerneuesten Mode zu kleiden. Nach Weber war er „von stutzerhafter Eleganz, liebte Wein und Weib und gab einer epikuräischen Tafel den Vorzug vor der stoischen Enthaltbarkeit“²⁸. Weiter erfährt man bei Weber über ihn, dass seine Manieren mehr einem Kavalier denn einem akademischen Lehrer entsprachen, er – eine befreundete Dame an der Seite – die Zügel des Schlittens persönlich und durchaus kennerhaft lenkte und es hier und da auch schon einmal auf ein Duell ankommen ließ.²⁹ Vor allem aber war er, und das mag für den Großherzog bei seiner Berufung ausschlaggebend gewesen sein, völlig

unpolitisch und ließ sich weder von den Liberalen noch von den Konservativen vereinnahmen.

Seinem Auftreten und Lebenswandel entsprach der Bau eines schönen Hauses „inmitten eines Gartens am Fuße des Schlossberges“³⁰, wo er „von früher Morgenstunde an alle Bücher und Schriften“ las, „die seine Kenntnisse mehren und klären konnten und die ihn instandsetzten, trefflich vorbereitet das Auditorium zu betreten.“³¹ Dieses Haus – es ist heute das Haus Zwingerstraße 10 – und dieser Garten existieren noch. Seit 1911 sind sie im Besitz der Burschenschaft Vineta.

Als Achilles Renaud am 5. Juni 1884 unerwartet schnell verstarb, beklagte ein Kollege in seiner Gedenkrede den Verlust eines akademischen Lehrers, „dessen ganzes Denken und Sinnen darauf gerichtet gewesen [sei], ‚die didaktisch angemessenste und beste Weise zu finden, den Knoten vor den Augen der Zuhörer zu lösen und sie in den inneren begrifflichen Zusammenhang der von ihm behandelten Fragen einzuführen‘; dessen Vorträge durch das Feuer und die Energie seiner Persönlichkeit packend auf die Zuhörer wirkten und auch Träge und Gleichgültige in den Strom seiner Gedanken mit fortrissen.“³² Die Studierenden selbst nahmen solche Stimm- und Überzeugungsgewalt seinerzeit sehr viel praktischer wahr. Sie stellten – so erzählt Fritz Nötzold – schlicht fest, dass das „volltönende Organ“ des Herrn Professors „nicht nur bis in den letzten Winkel der Aula und hinaus in die Korridore drang, sondern dass man seine Ausführungen sogar auf der Straße zu hören vermochte.“³³ Einige sollen – nach Fritz Nötzold – die Vorlesungen Achilles Renauds prompt von einem benachbarten Wirtshaus aus mitgeschrieben haben, wobei die Kellnerin zuvor allerdings verpflichtet worden sei, „die Bierkrüge ohne große Geräusche auf den Tisch zu stellen.“³⁴

Gude Morsche, Herr Fischer

Um ein Vielfaches bedeutender als Achilles Renaud war der Philosoph Kuno Fischer (1824–1906). Von 1872 an lehrte er etwa drei Jahrzehnte lang an der Universität Heidelberg. Bleibenden Eindruck hinterließ die Festrede, welche er anlässlich des großen Universitätsjubiläums im Jahr 1886 hielt. Drei lange Stunden währte diese, und es soll unter den Zuhörerinnen und Zuhörern einige gegeben haben, die wegen der herrschenden Hitze und vielleicht auch der langatmigen Ausführungen des Professors wegen in Ohnmacht fielen.

Kuno Fischer, von dem der Student Edmund Bolze (WS 1881/82) einmal voll Anerkennung gesagt haben soll: „Donnerwetter, der Kerl denkt wie ein Ochse“³⁵, war mit einem deutlich überhöhten Selbstbewusstsein gesegnet und galt als überaus eitel. Als Beleg dafür das von ihm überlieferte Zitat: „Es gibt zwei große Philosophen. Der andere wohnt in Berlin.“³⁶

Ein vermutlich von Hermann Bagusche verfasster Beitrag im „Heidelberger Fremdenblatt“, Ausgabe 11, 1959/60 erzählt, dass seine Ehefrau immer ein paar Schritte hinter Kuno Fischer gehen musste, damit sie ihn in seinen tiefen Gedankengängen nicht stören konnte.³⁷

Auch legte Kuno Fischer, Wirklicher Geheimrat und seit dem Universitätsjubiläum Exzellenz, Wert darauf, von jedermann und besonders auch von seinen Kolle-

gen korrekt angesprochen zu werden. Hierzu frei nach H(ermann) B(agusche): Ein junger Student, der ein Kolleg bei ihm belegte und von seinen Mitstudenten offensichtlich genauestens über die Schrulle des Professors aufgeklärt worden war, verhedderte sich bei seinem Antrittsbesuch – ängstlich und schwer beeindruckt – ständig in die Anrede „Euer Exzellenz“, was diesem dann doch irgendwann zuviel geworden sein muss, denn Fischer soll ihn gönnerhaft belehrt haben: „Junger Freund, nicht fortwährend ‚Exzellenz‘, nur hier und da.“³⁸



Prof. Ernst Kuno Berthold Fischer (1824–1907), von 1872–1906 Ordinarius für Philosophie an der Universität Heidelberg. F. Langbein & Cie. Heidelberg (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 1689)

Auch die folgende von Nötzold überlieferte Anekdote ist bezeichnend:³⁹ Eines schönen Morgens verlässt Exzellenz Fischer sein Haus in der Plöck, um würdevoll ins Kolleg zu schreiten. Ecke Friedrichstraße/Plöck steht der lange, „leibarme“ August, ein allseits bekannter Dienstmann. Fischer kennt August, August kennt Fischer, und doch plärrt der ihm zu dessen Verwunderung ein „Gude Morsche, Herr Fischer“ entgegen. Weil das „Exzellenz“ ausgeblieben ist, würdigt ihn der Angerufene keines Gegenmaßes. Auch Ecke Theaterstraße/Plöck hat sich ein Dienstmann aufgebaut. Kaum sieht er den Professor nahen, fliegt die Hand militärisch an die Mütze, und wieder tönt es dem gelehrten Mann „Gude Morsche, Herr Fischer“ ans entsetzte Ohr. Fischer ist verblüfft, doch noch immer arglos. Wenige Schritte weiter, Ecke Sandgasse/Plöck, steht ein dritter Dienstmann. Das ist zu-

mindest ungewöhnlich, weil es in dieser Gegend für Dienstmänner im Allgemeinen nichts zu verdienen gibt. Der dritte reißt beim Herannahen Fischers die Mütze vom Kopf, macht einen tiefen Bückling und ruft von unter herauf „Gude Morsche, Ex ... – Herr Fischer“. Jetzt ist Fischer ernstlich verstimmt. Wutschnaubend biegt er in die Grabengasse ein, wo er prompt mit dem dicken Muck zusammenstößt. Als Muck schmunzelnd und fast langsam die Mütze waagerecht über den großen Schädel hebt und gemächlich „Gude Morsche aach, Herr Fischer“ sagt, riecht dieser den Brauten endlich und verschwindet übelst gelaunt über den Universitätsplatz ins Kolle-

giengebäude. In seinem Ärger sieht er nicht, wie ein junger Mann auf Muck zutritt, diesem auf die Schulter klopft und ihm ein Geldstück in die Hand drückt, bevor er in die Plöck verschwindet, um auch den drei anderen Eckenstehern ihren Lohn zu bringen. War es etwa sein eigener Sohn Julius, der mit seinen Bundesbrüdern von der damals noch jungen Verbindung Vineta das Komplott gegen seinen alten Herren ausgeheckt hatte? Vielleicht gar genährt von finsternen Rachegelüsten, hatte doch der eigene Vater in einem Seminar über Goethes Nachkommen, die allesamt bedeutungslos blieben und als einsame Sonderlinge starben, über seinen Sohn verkündet: „Es ist das Unglück aller genialen Männer, dass sie unbedeutende Nachkommen haben. So musste ich beispielsweise meinen Sohn Medizin studieren lassen.“⁴⁰ Wer wollte das heute entscheiden? Aber einen gewissen Reiz hat die Vorstellung doch.

Vielleicht aber war der Urheber des Ganzen auch jener junge, eben erst nach Heidelberg berufene Kollege Kuno Fischers, der sich angesichts eines Zeitungsinserates, über das jener angekündigt hatte, aus Gesundheitsgründen vor niemandem mehr den Hut ziehen zu wollen, über die allgemein herrschende „Fischeritis“ mokiert hatte. „Seine Exzellenz“ – so erzählt Nötzold weiter – strafte diesen daraufhin mit Verachtung und vermied es, mit ihm zusammenzukommen. Als solches anlässlich einer Veranstaltung, zu der beide eingeladen worden waren, partout nicht zu umgehen war, soll Fischer seine Tischnachbarin beim Essen und zwar so, dass ihn alle hören konnte, gefragt haben, wer denn bitte der Gymnasiast am unteren Ende der Tafel sei.⁴¹ Spätestens jetzt darf man argwöhnen, dass die Schrulle des großen Gelehrten doch eine Form grober Überheblichkeit war.

Originale über Originale

Jede Epoche, jedes Jahrzehnt hat ihre eigenen, ganz besonderen Originale hervorgebracht, und nicht nur die Altstadt ist der soziale Nährboden, auf dem sie gewachsen sind, sondern jeder heutige Stadtteil hat zu ihrer Vielzahl beigesteuert. Wer sich erst einmal auf die Suche nach den „echten“ und „unechten“, den kleinbürgerlichen und den akademischen Alt-Heidelberger Originalen begeben hat, der wird zweifellos fündig, und das in einer Art und Weise, die den Umfang eines solchen Beitrags bei weitem sprengt. Über manche stolpert man förmlich, wie es dem Verfasser im Falle des Pfälzerbottfranzels passiert ist. Als er beim Sichten des umfangreichen Materials, das sein 2012 verstorbener Vater über Jahrzehnte zur Familiengeschichte Loos zusammengetragen hat, wahllos einen der vielen Ordner durchblättert, findet er einen Beitrag „Der ‚Luschtige Pfälzerbottfranzel‘“, den Wolfgang Haag wohl 1960 im Rahmen einer kleinen Serie über die Alt-Heidelberger Originale veröffentlicht hat.

Der Pfälzerbottfranzel, den sie wegen seiner langen Nackenhaare auch den Lockenfranzel nannten, war einer der Ersten, die 1886 auf dem Schloss und bei Umzügen – im genannten Jahr wird das der große Festumzug zum 500-jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg gewesen sein – als Perkeo unterwegs waren. Haag beschreibt ihn als einen kleinen, schmächtigen Mann mit roten Bäckchen, dem „an Kleidung und Trinken“ keiner gleich gekommen sein soll.⁴² Er passt damit ins eingangs beschriebene Klischee des „echten“ Originals. Seinen Namen trug er, weil er



Pfälzerbottfranzel, Pfälzerfranzel, Lockenfranzel. Druck einer Zeichnung von Alfred Reinhardt, 1889 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 2657)

abends in den Wirtshäusern den „Pfälzer Boten“ vertrieben hat. Tagsüber aber – und genau hier wird es für den Verfasser besonders interessant – arbeitete er in der Konditorei Loos, das heißt, wenn man das Jahr 1886 als Fixpunkt ansetzt, bei Friedrich und Karl Loos, der eine der Urgroßvater, der andere der Urgroßonkel des Verfassers. Es könnte aber auch noch eine Generation früher gewesen sein. Welcher Loos tatsächlich gemeint ist, wäre zu ergründen. Jedenfalls erzählt Haag über den Pfälzerbottfranzel, „der einen guten Tropfen liebte“⁴³, dass ihn der Konditor Loos eines Tages in seinem Keller gefunden habe, wo er „am Boden liegend“ an einem Rumfass saugte. Haags Beitrag endet mit den Versen:

„Sie, gibt's jetzt kee soo Raridete mehr?
 O ja! Kumme Sie nur heid owend do her
 Do kummt der luschtige Pfälzerbottfranzel,
 Der pfeift scheener wie e Schwarzamsel,
 unn wenn er's Bier e bissele schpiert,
 Uff der Harmonika sich broduziert.“⁴⁴

Es wäre noch an so viele andere Alt-Heidelberger Originale zu erinnern, zum Beispiel an Philipp Mechlin, einen Zeitgenossen Mucks und des Pfälzerbottfranzels, ein schnauzbärtiger Schlossführer mit einer angeblich blühenden Phantasie, oder an den Hundescherer und Pudeldressierer Huckele le Grand, der noch den „Schnurzel“ regelmäßig geschoren hat, den Foxterrier aus den Jugendjahren des 2012 verstorbenen Neuenheimer Radiologen Dr. Klaus Müller, oder an die Kellnerin Kuni, die nur in einer ganz bestimmten Ecke im „Perkeo“ servierte und selbstverständlich nur Studenten, darunter die Heidelberger Vineten, deren ältere Semester noch davon erzählten. Als Kuni längst schon in den Ruhestand gegangen war, trug besagte Ecke im „Perkeo“ noch immer ihren Namen.

Erwähnt hätte werden können der Antiquitäten- und Raritätenhändler Daniel Schlagenhauff, dem Karl Christian Gottfried Nadler ein eigenes Gedicht gewidmet hat. Der soll das Schwert, mit dem der Straßenräuber Hölzerlips und seine Bande hingerichtet wurden, gleich mehrfach verkauft haben. Oder der Wirt des „Holländer

Hofes“, Louis Spitz, ein Ahne des 2009 verstorbenen Heidelberger Rechtsanwalts Dr. Fritz Spitz, von dem erzählt wird, er habe 1849 vom Dachfenster seines Hotels aus, als er einem Gast mit einer weißen Serviette die preußischen Truppenbewegungen über dem Neckar drüben zeigen wollte, versehentlich die Kapitulation Heidelbergs signalisiert. Zwischen diese reiht sich der Chemiker Prof. Robert Wilhelm Bunsen ein, der, eigenbrötlerisch wie er war, auf die ihm lästige Frage, ob man an einem verschluckten Apfelkern wegen der darin enthaltenen Blausäure sterben könnte, laut Nötzold geantwortet haben soll: „Von einem Kern stirbt höchstens ein Kanarienvogel, von zweien vielleicht ein Frauenzimmer, aber ein Mensch erst von dreien aufwärts.“⁴⁵

Auch wenn diese noch genannt wurden, so bleiben viele, viele andere unerwähnt. Alle zusammen jedoch, die wenigen, welche den Heutigen noch geläufig sind, und die vielen, über die wenigstens noch manche Anekdote nachgelesen werden kann, wie die vielen mehr, über welche niemals überhaupt etwas niedergeschrieben worden ist und die ganz in Vergessenheit geraten sind, – alle zusammen bilden sie das große Korps derjenigen Charakterköpfe, die zum besonderen Wesen Heidelbergs und seiner Sozial- und Kulturgeschichte beigetragen haben.

Anmerkungen

- 1 Bürger für Heidelberg (Hg.): Heidelberg. Hauptstraße im Wandel, Teil 2: Geschäfte und Gaststätten, Haus Nr. 67, Heidelberg 2003.
- 2 <https://www.duden.de/rechtschreibung/Original#Bedeutung3> (Stand: 01.05.2018).
- 3 Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg. Eine Stadtgeschichte im Gehen, Heidelberg 1996, S. 26.
- 4 Adolf Gängel: Traktat über den Heidelberger, in: Heidelberger Fremdenblatt, Ausgabe 9, 1964/65, S. 2–6, Zitat S. 4.
- 5 Ebd., S. 4.
- 6 Waldemar Hoenninger: Der rote Schiffer. Heidelberger Originale von 1800–1860, in: Kurpfälzer Jahrbuch 1925, S. 3–43.
- 7 Wolfgang Haag: Der Rote Fischer, in: Heidelberger Fremdenblatt, Ausgabe 1, 1968, S. 17.
- 8 Hoenninger (wie Anm. 6), S. 21.
- 9 Gregor Samarow: Die Saxoborussen, zit. nach 2. Aufl. Stuttgart und Leipzig 1903.
- 10 Hoenninger (wie Anm. 6), S. 27.
- 11 Ebd., S. 33f.
- 12 Buselmeier (wie Anm. 3), S. 26.
- 13 Hoenninger (wie Anm. 6), S. 34.
- 14 Ebd., S. 33.
- 15 Heidelberger Anekdoten, hg. von Fritz Nötzold und erweitert durch Geschichten von Irma von Drygalski, Heidelberg ³1960, S. 24f.
- 16 Arthur Born: Heidelberger Studentenuk, in: ... Weiland Bursch zu Heidelberg. Eine Festschrift der Heidelberger Korporationen zur 600-Jahr-Feier der Ruperto Carola. Bearbeitet von Gerhart Berger und Detlev Aurand, Heidelberg 1986, S. 340ff.
- 17 Samarow (wie Anm. 9), S. 168.
- 18 Ebd., S. 168.
- 19 Ebd., S. 168.
- 20 Ebd., S. 168.
- 21 Vgl. hierzu Nötzold (wie Anm. 15), S. 13.
- 22 Hermann Uhde-Bernays: Drei Heidelberger Originale um 1900, in: Heidelberg. Ein Lesebuch. Die Stadt Heidelberg einst und jetzt in Sagen und Geschichten, Erinnerungen und Berichten, Briefen und Gedichten. Gesammelt und hg. von Diethard H. Klein, Teresa Müller-Roguski, Husum 1968, S. 108f., Zitat S. 109.
- 23 Ebd., S. 109.

- 24 Rudolf Presber: *Mein Bruder Benjamin. Geschichte eines leichten Lebens*, Stuttgart, Berlin 1921.
- 25 Ebd., S. 217.
- 26 Waldemar Hoenninger: *Heidelberger Originale*, in: *Kurpfälzer Jahrbuch 1927*, S. 67–95, Zitat S. 74.
- 27 Georg Weber: *Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der Fünften Säkularfeier der Universität*, Stuttgart 1886, S. 245.
- 28 Ebd., S. 245.
- 29 Ebd., S. 245.
- 30 Ebd., S. 246.
- 31 Ebd., S. 246.
- 32 Ebd., S. 246f.
- 33 Nötzold (wie Anm. 15), S. 71.
- 34 Ebd., S. 71.
- 35 Lothar Heffter: *Aus meinen Vinetenerinnerungen*, in: *Vinetenzeitung*, Alte Folge 9, 1927. Wieder abgedruckt in: *Amico pectus, hosti frontem. 125 Jahre Burschenschaft Vineta. Sonderausgabe der Vinetenzeitung*, 10. Juli 2004, S. 21–23. Zitat S. 23.
- 36 *Erinnerungen an Kuno Fischer. Zu seinem Todestag am 5.6.*, in: *Heidelberger Neueste Nachrichten*, Nr. 154, 5.7.1932, S. 2.
- 37 *Der Artikel im Fremdenblatt ist mit H.B. gekennzeichnet, vermutlich handelt es sich um Hermann Bagusche: Kleine Geschichten um große Männer*, in: *Heidelberger Fremdenblatt*, Ausgabe 11, 1959/60, S. 9.
- 38 Ebd., S. 9.
- 39 Nötzold (wie Anm. 15), S. 76ff.
- 40 Bagusche (wie Anm. 37), S. 9.
- 41 Nötzold (wie Anm. 15), S. 75f.
- 42 Wolfgang Haag: *Der „Luschtige Pfälzerbottfranzel“*. Quelle unbekannt.
- 43 Ebd.
- 44 Ebd.
- 45 Nötzold (wie Anm. 15), S. 81.

Man macht alles nur mit Fanatismus!

Stefan Georges Freundeskreis in und um Heidelberg. Ein Essay*

1

Schon öfter haben mich Freunde und Bekannte gefragt, was mich denn dazu bewegen hätte, seit mindestens 30 Jahren, zwar nicht anhaltend, doch immer wieder, über Stefan George und seinen Dunkelmännerkreis nachzudenken. Woher dieses seltsame Interesse stamme? Ob ich etwa schwul sei? Vermutlich war ich als Vaterloser, zumal in jüngeren, studentischen Jahren, inständig auf der Suche nach einem geistigen Vater, einem gütigen Lehrer, der mich anleitete und formte. Aber hätte ich mich auch einem selbsternannten „Meister“ unterworfen und das strenge Ritual der Initiation in den Männerbund akzeptiert? Einerseits faszinierte mich die Idee einer jungen Elite, einer „Runde“, eines Kreises der „Geistigen“ durchaus, die Vorstellung, und sei es nur für Momente, zu den Auserwählten zu zählen, zu den Wenigen, die einander bei Kerzenlicht Gedichte vorlasen, im Gegensatz zu den Vielen, die Schlagermusik hörten. Als ebenso arroganter wie unsicherer Jüngling konnte ich mich mit Versen Georges identifizieren, die von einer enormen Anmaßung zeugten, etwa: „Und heute bellt allein des volkes räude“ oder: „Euch all trifft tod. Schon eure zahl ist frevel“, oder „kein schlimmer feind der völker als die mitte!“ (alle zitiert aus dem Band „Der Siebente Ring“). Das saß, das wirkte wie ein Faustschlag ins moralisierende Zeitgeistgeschwätz und könnte noch heute bei sogenannten guten Demokraten Empörung provozieren.

Zugleich aber war ich unfähig, mich ein- oder gar unterzuordnen. Ich mied Kollektive, hatte schon als Kind schwerwiegende Probleme mit Autoritäten jeder Art, mit Lehrern und Fußballtrainern. Ich pflegte meine Berührungängste, wollte um keinen Preis in (Klassen- oder Volks-)Gemeinschaften leben, sondern möglichst allein und ganz am Rand der Konsum-Gesellschaft. Vor allem: Ich war ein hübscher, vielseitig interessierter Jüngling, war jedoch weder homosexuell noch pädophil. Die (geistig sublimierte?) Knabenliebe, so zentral sie zu Georges Leben, Werk und Kreis gehört, sie teilweise bestimmt und strukturiert, war mir immer unheimlich. Sie stieß mich ebenso ab wie die Stilisierung Maximilian Kronbergers, eines mit knapp sechzehn Jahren gestorbenen Knaben aus München zur neuen Erlöserfigur („Maximin“), der alle Jünger huldigen sollten.

Auch missfiel mir der abgeklärte Ton der sogenannten besseren Gesellschaft, der in diesen Kreisen herrschte, das Säuseln und wechselseitige Lobhudeln einerseits, das Schweigen über bestimmte Bereiche, die Geheimniskrämerei, das Ableugnen offenkundiger Wahrheiten andererseits. „Darüber spricht man nicht“, stand unsichtbar an der Wand des Salons. Ich trat ein einziges Mal mit groben Schuhen und

* Redetext vom 5. Juli 2018 in der Reihe des Germanistischen Seminars: Stefan George. Vortragsreihe aus Anlass des 150. Geburtstags.

schwarzen Fingernägeln herein in die George geweihten Räume, gewohnt, meine Gedanken ungeschützt, ohne taktische Rücksicht auszusprechen, was hier, in der verschatteten Sphäre der Sekte, als ganz unangemessen empfunden wurde. Man warf sich Blicke zu ...

Und dennoch beflügelt mich bis heute beim Lesen und Reflektieren vieler dieser Gedichte, Briefe und der Berichte über Interna des Kreises wie der (heftig verfeindeten) Nachfolge-Kreise die darin, wie verquer auch immer, eingeschriebene Verteidigung des Gewachsenen, der überlieferten Werte, überhaupt das Leben mit Traditionen und in alten Häusern, die ständig gleichen Wege durch „den totgesagten park“. Und ebenso die anachronistische Gestalt des Dichters und Künstlers, ausgestattet mit dunkler Größe, ja mit „Genie“ (ein inzwischen fast verbotenes Wort) – das Bild des platonischen Erziehers, dessen ich in meiner wirren Jugend so sehr bedurft hätte. George und sein Gefolge wollten sich mit der Entzauberung der Welt nicht abfinden. Sie suchten, so liest man, aus Begeisterung für alles „Große“, nach einer neuen Spiritualität, einer leuchtenden Religion, einer glühenden Poesie jenseits der puritanischen Ethik. Umgibt nicht noch immer ein faszinierendes Rauschen die Formel vom „Geheimen Deutschland“, ein Gedichttitel Georges aus dem Band „Das Neue Reich“; auch sollen Claus von Stauffenbergs letzte Worte im Hof des Bendlerblocks in Berlin „Es lebe das Geheime Deutschland!“ gelautet haben – vielleicht aber auch, ins Religiöse gesteigert, „Es lebe das Geheiligte Deutschland!“. Wir glauben mitunter noch, ein dunkles, heimatliches Raunen unter solchen Versen zu hören, obwohl doch seit Jahrzehnten versucht wird, den Deutschen das nationale Gedächtnis auszutreiben.

Georges Dichtung, die Strenge seiner Sprache, die Härte seiner Verse und Strophen, ihr häufig spröder, kompromissloser Tonfall stellt, jedenfalls in meinen Augen, die radikale Antithese der Poesie gegenüber dem opportunistischen Gerede der Politik und dem penetranten Mediengeschwätz dar. Sie hat etwas Rebellisches, unbürgerlich Elitäres, sie verkörpert das „Andere“, dem Schmerz Abgerungene, wie Hölderlins späte Hymnen, die Norbert von Hellingrath, auch er ein Jünger Georges, in seinen Heidelberger Jahren um 1913 wiederentdeckt und herausgegeben hat. Sie verkörpert auf jeden Fall Distanz zum literarischen Medien-Gebrabbel der Gegenwart und zum herrschenden Geist des Kapitalismus. Als eine Art „Ästhetik des Widerstands“ könnte und sollte sie, recht verstanden, fortwirken.

2

Anders als die meisten Schriftsteller schien Stefan George keine Selbstzweifel zu kennen. Wer sich wie er zum Hoffnungsboten einer neuen deutschen Jugend, genauer: zum Führer einer akademischen Elite und sogar zum Bannerträger eines wie immer definierten „Neuen Reichs“ berufen fühlte, durfte keinen Augenblick an sich und seinen besonderen, nicht nur literarischen, sondern auch magischen Fähigkeiten zweifeln.

Schon bei Georges frühesten Weggefährten wird jenes heilsgeschichtliche Modell sichtbar, das in der Folge auf nahezu alle Freunde des Meisters Anwendung finden sollte. Nicht die individuellen Fähigkeiten waren demnach für die Beurteilung



Stefan George: „Das Jahr der Seele“, 1897. Buchgestaltung Melchior Lechter (Aus: Thomas Hatry, Hans-Martin Mumm: „Wer je die flamme umschritt ..“ Stefan George im Kreis seiner Heidelberger Trabanten. Ausstellungskatalog, Heidelberg 2018, S. 11)

eines jungen Menschen ausschlaggebend, sondern „einzig die Frage, wie er zu George stand“ (so Thomas Karlauf, freier Autor und kein Germanistik-Professor, in seiner monumentalen, distanziert-kritischen George-Biographie von 2007). Der Kandidat konnte eine so brillante Dichter-Figur wie Karl Wolfskehl, ein sprachgewaltiger Gestalt-Forscher wie Friedrich Gundolf sein, oder ein höchst mittelmäßiger Dichter und schwacher Charakter wie etwa Carl August Klein, Herausgeber der „Blätter für die Kunst“, aber er hatte sich George vom ersten Tag an vollkommen unterzuordnen. Was allein zählte, war „Hingabefähigkeit“. George war der charismatische Mittelpunkt des Kreises, die Freunde nicht viel mehr als Statisten, denen er, an Bedeutung und Wissen weit überlegen, die Plätze zuwies.

So lief die vorgegebene Inszenierung jedesmal ab. Ganz zu Anfang, als er den 17-jährigen Gymnasiasten Hugo von Hofmannsthal vergeblich umwarb, im Winter 1891/92 in Wien, mag das noch etwas anders gewesen sein. Hofmannsthal war der einzige, ihm an Strahlkraft vergleichbare Dichter, den George in seinen Umkreis zu ziehen versuchte und den er, wäre es ihm gelungen, wohl auch nicht so von oben herab hätte behandeln können. Hofmannsthal sah das anders, er fürchtete Georges Nähe. In seinem Gedicht „Der Prophet“ wird das am Ende überdeutlich:

„[...] Er aber ist nicht wie er immer war,
 Sein Auge bannt und fremd ist Stirn und Haar.
 Von seinen Worten, den unscheinbar leisen
 Geht eine Herrschaft aus und ein Verführen
 Er macht die leere Luft beengend kreisen
 Und er kann tödten, ohne zu berühren.“

3

In seinem brillant geschriebenen Buch „Kreis ohne Meister“ von 2009 berichtet Ulrich Raulff, „wie irgendwann der Glaube an die magische Kraft der Dichter aus der

Welt verschwunden ist.“ Spätestens 1968, zu Georges 100. Geburtstag, just im Jahr der Studentenrevolte, sei der Anspruch des Dichters auf das letzte Wort angesichts der Erfahrung von Krieg, Judenmord und Vertreibung „restlos kassiert“ worden. In diesem „Schicksalsjahr“ sei das Nachleben Stefan Georges praktisch an sein Ende gekommen, sein strenges Werk weitgehend verdunkelt und er selbst „zum Fall für die Soziologen“ geworden. Allerdings, schränkt Raulff ein wenig ein, sei „die Zeit noch nicht gekommen, dem gespenstischen Wanderer den zweiten Totenschein auszustellen.“ Und heute, erstaunliche fünfzig Jahre später?

Immerhin erfuhr damals die von Georges Geist beflügelte Zeitschrift „Castrum Peregrini“, gegründet und geleitet von dem aus Heidelberg stammenden, illegitimen „Nachkommen“ Wolfgang Frommel im Amsterdamer „Exil“, noch immer eine gewisse Zustimmung und Akzeptanz, auch international (erst 2008 wurde sie eingestellt). Inzwischen haben die George-kritischen Bücher von Karlauf und Raulff eine breite öffentliche Diskussion über den großen „Unzeitgemäßen“ und seine verführerische Macht angestoßen. Sie haben ein Licht in einige dieser muffigen Homo-Sekten und vergreisten Geheimbünde geworfen und dadurch auch zu deren spätem Verlöschen beigetragen. Das betrifft nicht oder allenfalls am Rand die widerständige Dichtung Georges, deren Überlebens-Chancen, fünfzig Jahre nach 1968, gar nicht so schlecht stehen.

4

Am 23. April 1967 hielt Theodor W. Adorno im Deutschlandfunk einen Vortrag über Stefan George, wobei er dessen bevorstehenden 100. Geburtstag im Blick hatte. Was ist geblieben, was nicht? fragt er. Das Werk des Meisters sei, konstatiert Adorno, nicht nur aus dem öffentlichen, sondern auch aus dem literarischen Bewusstsein „in weitestem Maß verdrängt“ worden. „Bedeutende Repräsentanten der jüngeren Generation“ (wer ist konkret gemeint?) empfänden „so heftigen Widerwillen dagegen, dass sie es gar nicht erst an sich heranlassen.“ Wo George „zum Preis von Führertum“ sich erniedrige, sei er „in Schuld verstrickt und nicht wieder zu erwecken.“

Auch sonst lässt Adorno zunächst kein gutes Haar an George. (Analog gefiel es den Autoren der legendären „Streit-Zeit-Schrift“ vom September 1968, Ernst Jünger einhellig niederzumachen.) George habe kaum ein schlackenloses Gedicht hinterlassen. Sein „gewalttätiger Wille“ reiche bis in die rein lyrisch intendierten Gebilde hinein. Peinlich sei sein sich selbst setzender Aristokratismus, die angemäßte Würde. Unerträglich seien manche Verse, die solchen aus Stammbüchern fatal ähnelten; und er zitiert die berühmten Zeilen aus dem letzten Gedicht des „Neuen Reichs“:

„Du schlank und rein wie eine flamme
Du wie der morgen zart und licht
Du blühend reis vom edlen stamme
Du wie ein quell geheim und schlicht“

Sie sind entstanden unter dem George tief deprimierenden Eindruck des Doppelselbstmords der Jünger Bernhard von Uxkull und Adalbert Cohrs im Juli 1918 – für

den George-Verehrer Edgar Salin sind es dagegen „beschwingte, frühlingshafte Verse“. Gelten lässt Adorno nur ein paar stille Gedichte aus dem Frühwerk, besonders aus dem „Jahr der Seele“, in denen „die Sprache selber“ aus George rede: „Seht was mit trostgebärde / Der mond euch rät: / Tretet weg vom herde. / Es ist worden spät.“

Gelobt wird Randständiges, bedeutsame Nebenwerke wie Georges Dante-Übertragungen, vor allem die der Gedichte Baudelaires, die von ebenso strenger wie inspirierter Arbeit an der Sprache zeugen. Beachtung findet auch der Kurzprosaband „Tage und Taten“, der eine Reihe von „Träumen finstersten Wesens“ festhalte.

Rund fünfzig Jahre später scheint sich der Wind der Geschichte gedreht, scheinen Adorno wie Raulff sich getäuscht zu haben. Georges Werk wird nun – so mein Eindruck – von der Literaturwissenschaft wie von der Literaturkritik überwiegend positiv gesehen, zum Teil sogar gefeiert; kaum ein böses Wort ist zu hören. Auch die meisten Lyriker der Gegenwart haben ihren Frieden mit dem Meister geschlossen. Oder aber sie haben ihn schon immer hoch geschätzt, wie etwa Thomas Kling, Norbert Hummelt und Marcel Beyer. Diese Neutöner preisen seine Sprachdichte und Formkraft in Versen und Essays, allen voran der 1957 in Georges Heimatstadt Bingen geborene Sprach-Installateur Thomas Kling. Auch Norbert Hummelt und der Weimarer Lyriker Wulf Kirsten beschwören die Aktualität des Dichters Stefan George. In dem ihm gewidmeten Heft der Zeitschrift „Text+Kritik“ (2005) schildert Marcel Beyer eindringlich das besondere Verhältnis Georges zu den drei Brüdern Stauffenberg, das 1923 begann, zu einem Zeitpunkt, an dem der Meister schon keine Gedichte mehr schrieb. Im Kreis begegnete man den Grafen mit Bewunderung, als wären sie tatsächlich Nachkommen des großen Stauferkaisers Friedrich II. Alle drei werden George bis zu seinem Tod in Minusio im Dezember 1933 begleiten.

5

Stefan George war nicht nur der raunende Priesterdichter der „Zeitgedichte“ des „Siebenten Rings“, der Heilsbotschaften des „Neuen Reichs“ und der pathetischen Verse um den zum Mythos erhöhten Maximin, von dem es heißt: „Dem bist du kind, dem freund. / Ich seh in dir den Gott / Den schauernd ich erkannt / Dem meine andacht gilt.“ Seine schönsten Gedichte sind indes ruhige, schlichte Lieder, die nichts belegen und keinen belehren wollen, die nur aus Sprache und Rhythmus bestehen. Ich zitiere ein Lied aus dem „Siebenten Ring“, das ich, seit ich es kenne, leichthin mit Heidelberg und dem Schlossberg verbinde. Im getragenen trochäischen Metrum hält es die Erinnerung an einen Abschied fest, der sich im Rückblick wiederholt, eine Trennung zweier Freunde oder ein Gedenken an die Beziehung Georges zu Ida Coblenz, die sich in anhaltender Trauer bestätigt.

„Fenster wo ich einst mit dir
Abends in die landschaft sah
Sind nun hell mit fremdem licht.

Pfad noch läuft vom tor wo du
Standest ohne umzuschau
Dann ins tal hinunterbogst.

Bei der kehr warf nochmals auf
Mond dein bleiches angesicht ..
Doch es war zu spät zum ruf.

Dunkel – schweigen – starre luft
Sinkt wie damals um das haus.
Alle freude nahmst du mit.“

Auch Georges langjähriger Lieblingsjünger, sein Johannes gleichsam, der ihm 1899 von Wolfskehl zugeführt wurde, der später vor allem bei Frauen so beliebte Heidelberger Literarhistoriker Friedrich Gundelfinger, vom Meister in Gundolf (Koseform: „Gundel“ oder auch „Kind“) umgetauft, hat – wie fast alle Anhänger Georges – Gedichte geschrieben; und zwar gar nicht so selten, jedoch zu wenig radikal, befand der Meister, der die Lehrtätigkeit seiner Jünger an den Universitäten mit Misstrauen verfolgte. „Von mir aus führt kein Weg zur Wissenschaft“, äußerte er 1920 bei einem Spaziergang mit Gundolf und Edgar Salin. Und ähnlich schrieb er in einer Tafel „An Gundolf“: „Warum so viel in fernen menschen forschen und in sagen lesen / Wenn selber du ein wort erfinden kannst dass einst es heisse: / Auf kurzem pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen! / Ist das nicht licht und lösung über allem fleisse?“ Gegen den Gelehrten ruft der Meister hier den Dichter auf.

1930, acht Jahre nach der Trennung von George, die für beide eine Tragödie war, nur ein Jahr vor seinem frühen Tod (just an des Meisters Geburtstag), veröffentlichte Gundolf in Georges Berliner Verlag Georg Bondi einen Band recht planlos ausgewählter „Gedichte“. Deren vorletztes, ebenso in vierhebigen Trochäen verfasst wie das oben zitierte Abschiedsgedicht Georges, spricht die schmerzhafteste Trennung und indirekt auch den Trennungsgrund an: die vom Meister untersagte eheliche Verbindung mit der Studentin Elisabeth Salomon („bis ein Stärkerer mich entschränkt“), die sich seit 1914 in Gundolfs Umfeld bewegte und bei Alfred Weber promovierte. Der erboste George nannte sie eine „Hure“, obwohl er anfangs von ihr angetan schien; 1918 besuchte er sie sogar im Sanatorium, gab ihr Ratschläge für ihre Doktorarbeit. Vielleicht war es für Gundolf ja auch eine Art Befreiung, nunmehr so ganz ohne meisterliche Kontrolle, „ohne stab, geleis und strang“ zu leben ... Attraktive junge Frauen hatten jedenfalls in Georges Staat nichts verloren.

„Meine Jugend war gelenkt
Dumpf, dann willig von dem Meister
Bis ein Stärkerer mich entschränkt:
Wahrer schreit ich, als verwaister,
Ohne stab, geleis und strang
Wissend nur noch Gott und Liebe
Durch das schütternde geschiebe
Den vom Tod gewiesnen gang.“

6

Als Schüler, Mitte der 1950er Jahre, stieg ich an warmen Sommerabenden den mit Efeu dicht bewachsenen Schlossberg hinauf, um als Statist bei den Schlossfestspielen mitzuwirken. Ein paar Jahre später kehrte ich auf meinen Streifzügen im Haus

Schlossberg 49 ein, vormalig Bäckerei und „Künstlerpension Neuer“, und saß der für mich damals uralten Julia Neuer gegenüber (sie war höchstens 70), die unverheiratet inmitten ihrer Bücher und Erinnerungen lebte, mit Werken von Goethe, George, Gundolf, Jacob Burckhardt, Max Kommerell und Norbert von Hellingrath, persönliche Widmungsexemplare darunter. Oft sprach Julia von ihrem Geliebten, einem italienischen Pensionsgast und Kunsthistoriker namens Patti, der sie sitzen gelassen hatte. An diesem sehr romantischen Ort, in den hohen hellen Räumen, mit Blicken zum Neckar, zum Heiligenberg und zum Schloss hinüber, erfuhr ich meine Initiation in die Geisteswelt der Literatur. Hier lag mein erstes deutsches Seminar, die Quelle all meiner späteren Heidelberg gewidmeten Buch-Projekte.

Den beiden Fremdenbüchern der Pension Neuer, die im Jahr 1878 einsetzen, lässt sich entnehmen, dass in den Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg fast zur Hälfte reiche Ausländer abstiegen, Amerikaner, schottische Lords, vornehme Russen und Balten, oft mit Familie, Dienern und Hausrat. Studenten blieben häufig semestertlang wohnen. Von einer „Künstlerpension“ kann man allenfalls zwischen 1910 und 1915 sprechen, bedingt durch die oft gleichzeitige Anwesenheit von Friedrich Gundolf und Stefan George. Sie bezogen direkt nebeneinander liegende Zimmer, manchmal, wenn das Haus voll war, auch denselben Raum. In der Folge stieg fast der ganze Freundeskreis Georges bei Neuers ab, so Friedrich Wolters, Ernst Kantorowicz, Norbert von Hellingrath, Max Kommerell und Walter Anton (im selben Zimmer), Ludwig Thormaehlen, Robert und Erich Boehringer, Berthold Graf Stauffenberg, Arthur Salz, Ernst Gundelfinger (Gundolfs jüngerer Bruder aus Darmstadt), Kurt Hildebrandt, Helmut von den Steinen und – einer der stillsten und einflussreichsten – der Kammergerichtsrat Ernst Morwitz, der einmal der „Nächste Liebste“ gewesen war. Im Mai 1922, just zur Zeit der Trennung Gundolfs von George, die sich in unmittelbarer Nähe (Schlossberg 55) ereignete, wohnte hier Dr. phil. Elisabeth Salomon, die umstrittene Geliebte.

7

Am 25. November 1926 erschien in der „Frankfurter Zeitung“ eine Glosse mit dem Titel „Das Fremdenbuch“. Es sei „alt und braunfleckig“, schreibt der Autor, der sich hinter den Initialen „P. L.“ verbirgt, obwohl das Buch (gemeint kann hier nur der jüngere zweite Band sein) doch erst 16 Jahre in Gebrauch war. Wenn er es heute, mehr als 90 Jahre später, sehen könnte! P. L. befindet sich also in einem „würdigen“ Haus „auf dem Berg der kleinen Universitätsstadt am Neckar“ – mehr will er nicht verraten. Er ist der einzige Gast der Pension, er friert im späten Herbstwetter und flüchtet sich mit dem Fremdenbuch ins Bett, wo nach und nach die früheren Gäste vor seinen lesenden Augen erscheinen, hinter jedem Namen die Zimmernummer; es sind „Globetrotter, Ferienpilger, gelehrte Sucher“, aber auch Postbeamte, Krankenschwestern, Offiziere und „Feinde der Arbeit“. Immer häufiger steige, flüchtig hingeworfen, der Name des Dichters in die Zeilen des Buches – ein Name, den P. L. freilich nicht nennt, woraus man schließen könnte, dass Stefan George für die gebildeten Leser der „Frankfurter Zeitung“ auch so erkennbar war. „Hauchdünner Blei skizziert die klangvollen Silben“, heißt es weiter, „ein markanter Strich verwehrt

sich gegen jeden Beruf.“ Selbst im Bett des Glossisten hat der berühmte Dichter schon geschlafen, wie ihm die Zimmernummer verrät. Zum Schluss zitiert er, wiederum anonym, zwei Verse aus einem damals wohl allseits bekannten Herbstgedicht Georges (aus dem Band „Das Jahr der Seele“): „Und blicken nur und horchen wenn in pausen / Die reifen früchte an den boden klopfen.“

Da P. L. erwähnt, dass er sich selbst, bevor er ins wärmende Bett kroch, im Fremdenbuch verewigt hat, konnte ich ihn dort unterm November 1926 als Dr. Paul Laven leicht ausfindig machen. Und Wikipedia hatte, zu meinem Erstaunen, die weiterführenden Informationen parat: Geboren 1902, promoviert bereits 1924, war Laven später ein Pionier der frei gesprochenen Sportreportage und beim Publikum äußerst beliebt. Vor allem von den Olympischen Spielen 1936 berichtete er mit viel nationalem Pathos. Nach 1945 wurde er beim Rundfunk nicht mehr beschäftigt, wogegen er vergeblich klagte, und schrieb fortan Sportfeuilletons und Sportbücher. Dass er ein Könnler im Beherrschen kleinerer Formen war, belegt seine George-Glosse.

8

Bald nach dem Ende des zweiten Weltkriegs ist es Edgar Salin, Ökonomieprofessor in Basel, der mit seinem Erinnerungsband „Um Stefan George“ allen ehemaligen Kreismitgliedern (Boehringer, Thormaehlen, Hildebrandt, Morwitz) zuvorkommt. Das Buch erscheint 1948, eine zweite, erweiterte Auflage 1954. Es ist gleichsam auf den Knien geschrieben, in einem hohen, dauer-begeisterten, aber auch eleganten Ton. Wie weit er damit kaschieren wollte, „nie wirklich zum engsten Kreis gehört zu haben“, wie ihm Ulrich Raulff unterstellt, muss offen bleiben. Zwischen 1913 und 1921 bestand jedenfalls reger Kontakt. Nicht nur ließ der Meister Salin öfter zu sich kommen, er lud sich auch selbst mehrmals bei ihm in der Zähringer Straße 33 zum Mittagessen ein und monierte dabei einen viel zu großen Bücherbesitz. („50 Bücher reichen für einen anständigen Menschen aus. Alles andere ist Bildung.“) Man diskutierte über Dante, über Platon (Salins Habilitationsthema). Ebenfalls 1919 besuchte Salin den seit Jahren nierenkranken Meister mehrmals in der Krehl-Klinik. Bei dieser Gelegenheit erhielt er die höchst unangenehme Aufgabe, den Heidelberger Kreis zusammenzuhalten. Er sollte Percy Gotheins homosexuelle Eskapaden verhindern oder wenigstens begrenzen, vor allem sollte er den immer noch ersten Jünger Gundolf von seinen Eheplänen abbringen. Als ihm beides misslang, ließ George ihn 1921 wie manch anderen als Versager fallen. Schon zum Pfingsttreffen 1919 war er nicht eingeladen worden. Man könnte sagen, George hat ihn benutzt und dann weggeworfen, was Salin selbst freilich völlig anders gesehen hat.

Für jeden, der sich speziell für George und seinen Kreis in Heidelberg interessiert, ist Salins Buch eine Fundgrube. Als ich es vor Jahrzehnten zum ersten Mal las, war ich sofort einbezogen in die Frühlingsatmosphäre dieser „Stadt des Geistes“, die es so vermutlich nie gegeben hat. Bereits die Eingangsszene auf der Hauptstraße ist gesehen mit den Augen eines begeisterten Studenten des Jahres 1913, der einen Spaziergänger mit dünner gelber Seidenjacke und großem Hut ausgemacht hat, der federnden Schritts die träge Menge durchteilt, bevor er in die Märzgasse

einbiegt. „War es ein Gott?“, fragt sich der verwirrte Beobachter, bevor ihn „ein Strahl dieser Augen“ trifft und die Ahnung in ihm aufsteigt: „War es ein Mensch, – dann Stefan George.“

Dass Salin die Dramaturgie des Auftritts virtuos beherrscht, zeigt die im Buch folgende Szene auf besondere Weise: Salin und seine Freunde Wolfgang Heyer und Norbert von Hellingrath sind von ihrem Lehrer Gundolf zu einer bestimmten Zeit auf den Schlossberg bestellt worden, in die Pension Neuer, Gundolfs damalige Wohnung. Ihr Erzieher wirkt stiller als gewöhnlich, nervös und abwesend, als plötzlich von draußen eine Stimme hereindringt: „Gundel! Gundel!“ Die Adepten spüren ein Flüstern, einen Windhauch im Rücken wie von einer sich öffnenden und wieder schließenden Tür. Sie wenden sich um, „sehr furchtsam: Vor uns stand Stefan George.“ Der beginnt umgehend, sie zu examinieren, prüft Bildung und Wissen der Studenten und weiß natürlich alles besser. Die jungen Leute sind eingeschüchtert, erst recht als der Dichter von ihnen verlangt, George-Gedichte vorzutragen. „Wir zitterten vor Angst“, bekennt Salin. Und natürlich missglückt das Lesen „völlig“. George erteilt noch „mit gütiger Stimme“ Ratschläge für künftige Übungen – „Haben Sie schon auf der Höhe des Königstuhls Gedichte gesprochen?“ –, „bis er uns wieder zu sich kommen lasse.“

Nicht nur von heute aus gesehen: ein extrem inhumaner Vorgang. Drei von Gundolf angeworbene Jünglinge, die sich dem Meister in Verehrung zuneigen, werden von ihm erst mal erniedrigt zu „Prüflingen“, zu Kandidaten mit dem „Armesünder-Gesicht“, sie werden klein gemacht, müssen sich sofort an die Verhältnisse in Georges „Staat“ anpassen, eigene Interessen zurückstellen und dienen lernen. Jeder kleine Fehler, der ihnen unterläuft, wird hart geahndet, doch sie nehmen alles ohne Widerspruch in Kauf, oft über viele Jahre hin, und finden sich am Ende dann doch vor die Tür gesetzt, weil es den Meister nach immer Jüngeren verlangt. Selbst ein Experte wie Hellingrath, der Entdecker und Editor der Hymnen Hölderlins, muss sich wie ein Schulbub für die „sklavische Beibehaltung von Hölderlins Schreibweise“ tadeln lassen.

9

Spätestens seit November 1915 wohnte Friedrich Gundolf in der Pension Friedau in der Gaisbergstraße 16a („meine neue Adresse“), die im Besitz von Klara Bezner war. Auch sein Bruder Ernst zog hier ein, 1914/15 der stark introvertierte Platonforscher Josef Liegle und selbstverständlich Stefan George bei seinen zahlreichen Heidelberg-Aufenthalten. Für den erkrankten Dichter verfügte die Pension Friedau im Vergleich zur Pension Neuer über unbestreitbare Vorteile: Sie lag in der Weststadt und nicht auf dem steilen Schlossberg, in unmittelbarer Nähe sowohl des alten Bahnhofs als auch der privaten Arztpraxen und öffentlichen Kliniken, auf deren Hilfe George in zunehmendem Maß angewiesen war. Ein schmerzhaftes urologisches Leiden setzte ihm über Jahre hin heftig zu (die Rede ist von „Nierenschädigung“, „Entzündung der Harnwege“, „Blasensteinen“). George sei, heißt es 1918 aus Medizinerkreisen, „nach dem somatischen Befund ein steinalter Mensch.“ Dabei war er gerade 50.

„Die Pension Friedau war wenigstens für zehn Jahre ein George-Ort“, konstatiert Hans-Martin Mumm im „Jahrbuch zur Geschichte der Stadt Heidelberg“ von 2011. Im August 1915 wohnten sensationellerweise Stefan George und Max Weber, der zu Hause gerade „unversorgt“ war, für ein paar Tage und Nächte gleichsam Tür an Tür bei Frau Bezner. Wie begegneten sie einander auf dem Weg zum Badezimmer? Ob sie die sich überraschend bietende Gelegenheit zu kontroversen Frühstücksgesprächen nutzten, ist nicht bekannt. Trotz aller politischen und weltanschaulichen Differenzen trafen sich da zwei Charismatiker mit asketischer Grundhaltung, wozu die bescheidene Pension als Kulisse gut passte.



Gaisbergstraße 16 a; die heute vermauerte Ecktür führte damals sicherlich in den Speiseraum der Pension Friedau von Klara Bezner. (Foto: Ildiko Mumm)

George nannte sie scherzend „Salinianum“: Edgar Salin hatte hier als Student zwischen 1912 und 1914 mit seinen Freunden Wolfgang Heyer und Norbert von Hellingrath gehaust. Friedrich Burschell, der Jugendfreund Ernst Blochs aus Ludwigshafen, aß in der Pension im Wintersemester 1913/14 regelmäßig zu Mittag, „zusammen mit ein paar Bekannten, die alle der Schule Georges nahe standen.“ Der mit Burschell befreundete expressionistische Lyriker Ernst Blass (sein vielbeachteter Gedichtband „Die Straßen komme ich entlang geweht“ erschien 1912 in Heidelberg bei Richard Weißbach) dürfte auch dabei gewesen sein. Er kam 1913 aus Berlin, neigte in Heidelberg aber dem Meister zu und verfasste die Schrift „Über den Stil Stefan Georges“. Dadurch verloren seine Verse etwas an Charme und Ironie und gerieten fast klassizistisch.

Auch ein junger Rheinländer tauchte um 1912 in der Pension Friedau auf, ein auffallend hübscher Dichter-Jüngling, der alle, nicht zuletzt den Meister, für sich einzunehmen wusste, bis man zu ahnen begann, dass er ein Aufschneider, Hochstapler und Lügner sein könnte. Er zeigte ein Exemplar von „Das Jahr der Seele“ vor mit einer handschriftlichen Widmung des Dichters: „heil dem kommenden / für f. s.“ (also Friedrich Sieburg) stand da zu lesen. Die akademische Gesellschaft, besonders die Damen umschmeichelten ihn, auch Gundolf, dessen Vorlesungen er be-

suchte, nahm sich seiner an, bis sich herausstellte, dass die Widmung gefälscht war. Damit war der junge Herr Sieburg in Heidelberg erledigt ... und hat doch später eine brillante publizistische Karriere hingelegt, etwa mit seinem erfolgreichsten Buch „Gott in Frankreich“ von 1929 sowie als Feuilletonist und konservativer Geist in der FAZ seit 1956. In den Erinnerungsbüchern von Salin und Burschell wird sein Name verschwiegen, als wollte man sich mit dem Mächtigen lieber nicht anlegen.

10

Im Januar 1919 schrieb Gundolf an George, er habe gerade seine zukünftige Wohnung angesehen: „Es sind in dem Palazzo unmittelbar neben dem Schloss zwei getrennte Zimmer, gross und hell und gut heizbar ... das übrige Stockwerk unbewohnt ... ein großer marmorner Vorplatz mit Oberlicht und eine grosse Terrasse in den Garten, sehr italienisch ... Es kommt für dich in Betracht wie nichts anderes.“ Bereits zu Pfingsten versammelte George „die wichtigsten der Getreuen“ seines Dichterstaats, die den Krieg überlebt hatten, in der so gepriesenen Villa Lobstein. Nicht zufällig waren „zwölf“ Jünger geladen, auch der Zeitpunkt ‚Pfingsten‘ war mit Bedacht gewählt. Drei Tage lang traf man zu Spaziergängen, Gesprächen und Gedicht-Lesungen im großen Saal zusammen. Einer der wechselnden Lieblingsjünger, der aus einer Heidelberger Professorenfamilie stammende Percy Gothein, schwärmte später von einem „Seelenfest“ in einem Sakralraum: „Lächelnd empfing mich der Dichter und nahm mich beim arme. Er leitete mich aus dem gemache durch die halle auf einen altan hinaus, durch dessen säulen man hinüber zum garten des schlosses und hinab auf die stadt und den fluss im tale sah.“ Eine beinahe ideale Kulisse.

Steht man vor dem Palazzo, hat man sich links vom Eingang im Hochparterre über dem Stand mit den Andenken Gundolfs Zimmer vorzustellen (es ist heute eine Toilette); auf der rechten Seite befindet sich, schräg über der Eisbude, ein ähnlicher Raum, der George zur Verfügung stand. Oft habe der Meister, so Edgar Salin, stundenlang unbeweglich am Fenster verharrt, damit beschäftigt, „Ausschau zu halten, ob unter der vorbeiflutenden Jugend Einer zu sichten sei, dessen Haltung, dessen Gang, dessen Auge ihn des Kreises der Freunde würdig erscheinen ließe.“

Beim Pfingstfest waren dann die Blicke aller auf die jüngsten „sehr Süßen“, auf die Novizen Erich Boehring, Woldemar von Uxkull und Percy Gothein gerichtet, während reifere Gefährten wie Edgar Salin, der ein Leben lang am Mythos Georges gearbeitet hat, nicht zugelassen waren. Auch Ernst Robert Curtius, Arthur Salz, Ernst Bertram, Josef Liegle, Kurt Hildebrandt und andere fehlten. Man wetteiferte um Georges Gunst: wer ist der Schönste, und damit verbunden auch der Klügste, der Stärkste? Gefeierte wurde, so Karlauf, „die permanente Erneuerung des Kreises aus sich selbst.“ Percy war George bereits 1910 als 14jähriger auf der Neuenheimer Brücke aufgefallen, ein blonder Jüngling mit „Titanenkopf“ (Salin), dem er bis in die Weberstraße nachlief, um den Namen zu erfahren. Die Eltern wurden von Gundolf kontaktiert und reagierten geschmeichelt, wie üblich wurde ein Fototermin vereinbart.

Seltsamerweise hat Percys Mutter, Marie Luise Gothein, eine erfahrene, hoch gebildete Frau und ehrgeizige Autorin, die um Georges sexuelle Orientierung (und vermutlich auch um die ihres jüngsten Sohnes) wusste, Percy dem Meister zur Er-

ziehung überlassen, ein Prozess, der letztlich tragisch endete, da Percy in seinem Drang, immer neue Jünglinge anzuwerben, indiskret vorging und nicht zu bremsen war. Überzeugt, dass Georges Charisma auch in ihm wirksam sei, baggerte er etwa im Wintersemester 1918/19 in München den jungen Karl Löwith an, der Jahrzehnte später in Heidelberg Philosophie lehren sollte. Als er ihn küssen wollte, trat Löwiths Mutter dazwischen.

Ein Jahr später fiel Percy auf der Neuenheimer Brücke ein hoch aufgeschossener blonder Jüngling auf. Er fand heraus, dass es sich um einen Heinz Zimmermann handelte, ein Schüler offensichtlich, der am Abend auf dem Werderplatz mit einer Jugendgruppe Reigentänze aufführte. George nahm den Schönen selbst in Augenschein und war sofort entflammt, wie das späte, virtuos gereimte Gedicht „Der Tänzer“ (ich zitiere die zweite Strophe) bestätigt:

„Wie leicht sein fuss sich dreht und schnell und säumt
Wie beugt die hüfte sich gewandt und sacht!
Im dunkel zittert seines haares schimmer
Er ist der leuchtstern mitten im geflimmer
Er ist die ganze jugend wie sie träumt
Er ist die ganze jugend wie sie lacht.“

Doch Heinz zeigte kein Interesse am Meister und wünschte ihm nicht vorgestellt zu werden. Der wiederum zürnte dem „tumben Bär“ Percy und verpasste ihm den „inner-staatlichen“ Namen Peter. Spätestens 1923 wurde er ausgemustert. Auf seinem Motorrad ratterte er weiterhin Universitäten und Schullandheime ab. George will ihn nicht mehr sehen. Dass er Wolfgang Frommel 1923 in die Villa Elisabeth über dem Schlosspark geführt haben soll, wo George nun bei Ernst Kantorowicz wohnte, darf als Legende bezeichnet werden. Doch Frommel brauchte eine solche Initiation, und sei sie erfunden, einen meisterlichen „Auftrag“, um seinen eigenen häretischen Kreis, das Castrum Peregrini zu legitimieren.

Der so heftig wie vergeblich umworbene Heinz Zimmermann sei unzertrennlich von einem „schwarzen Freund“, berichtet Salin, George zitierend, der also schon Bescheid wusste. Der Schwarze bilde sich viel auf seine Bedeutung ein; er erwarte, von ihm angesprochen zu werden – „er kann lange warten.“ Der Name des Schwarzen wird in fast allen Erinnerungsschriften des Kreises verschwiegen wie der einer lästigen Randfigur. Es handelte sich um den 1902 geborenen Hermann Speer, den älteren Bruder von Adolf Hitlers Lieblingsarchitekt und Rüstungsminister Albert Speer. Doch auch Hermann Speer erfuhr noch das Glück, im März 1921 in die Villa Lobstein hereingerufen zu werden, wo er insgesamt sechs Tage zugebracht haben will und – so heißt es in einem Gutachten der Psychiatrischen Klinik – „von George sexuell ausgepresst“ wurde. Danach hat ihn der Meister nie wieder zu sich gerufen, was für Speer lebenslang eine tiefe Kränkung darstellte. Dennoch hat er ihm weiter Gedichte geschickt und fühlte sich seelisch wie geistig mit ihm verbunden.

Um 1968 sprach mich eben dieser Hermann Speer, ein seriöser älterer Herr nun, nach einem Teach-in im Hörsaal 13 an und lud mich zu einem Kaffee ein. Er erzählte mir vom „Höhe- und Wendepunkt“ seines Lebens, der ihn traf, als ihn in seiner Jugend Stefan George anlockte. Und er verglich die damalige Jugendbewegung mit unserer antiautoritären Rebellion. Beide seien eng mit einander verwandt,

das müsse ich bitte begreifen. Zwischen den zornigen Studenten von 1968, die die spießigen Regeln des akademischen Diskurses zerbrechen, und dem Dichterkreis sowie anderen Jugendbünden bestünde eine unterschwellige Beziehung: „George sei ein Pate jeder Revolte.“ Speer hat mir damals auch zwei, drei Briefe in Georgeschrift geschickt, die ich bedauerlicherweise nicht mehr finde.

11

Georges Werk lässt keinen wahren Leser kalt. Es geht uns noch immer etwas an; seine oft grellen Bilder sind weiterhin Teil unseres Lebens und unserer Träume. Im Unterschied zu den inzwischen als „klassisch“ empfundenen Gedichten Rilkes oder Hofmannsthals provozieren die Georges durch Form wie Gehalt noch immer zu widersprüchlichen Reaktionen und Bekenntnissen. Man muss nur auf das große, den Krieg rückhaltlos abweisende Gedicht „Der Krieg“ (1917) hinweisen: „Zu jubeln ziemt nicht: kein triumph wird sein / Nur viele untergänge ohne würde.“ Der junge Walter Benjamin gesteht 1921 auf eine Umfrage der „Literarischen Welt“ hin, dem Meister ab und zu aufgelauert zu haben, nur um diesen fremden Geist aus der Nähe zu sehen: „Stunden waren mir nicht zu viel, im Schlosspark zu Heidelberg, lesend, auf einer Bank, den Augenblick zu erwarten, da er vorbeikommen sollte. Eines Tages kam er langsam daher und sprach zu einem jüngeren Begleiter. Auch habe ich ihn dann und wann im Hof des Schlosses auf einer Bank sitzen gefunden. Doch das war alles zu einer Zeit, da die entscheidende Erschütterung seines Werkes mich längst erreicht hatte.“ Und Benjamin fährt in hohem, poetischem Ton fort: „Wenn es das Vorrecht und das unnennbare Glück der Jugend ist, in Versen sich legitimieren, streitend und liebend sich auf Verse berufen zu dürfen, so verdanken wir, dass wir dieses erfuhren, den drei Büchern Georges, deren Herzstück ‚Das Jahr der Seele‘ ist. Diese Gedichte aber vergleiche ich im Massiv des Deutschtums jenen Spalten, die nach der Sage nur alle tausend Jahre sich auf tun und einen Blick in das innere Gold des Berges gewähren.“

Benjamin hat übrigens auch an der in Heidelberg zwischen 1914 und 1921 von Ernst Blass herausgegebenen Zeitschrift „Die Argonauten“ mitgearbeitet. 1923 übertrug er für deren Verleger Richard Weißbach den zweiten Teil von Baudelaires „Les Fleurs du Mal“ ins Deutsche und versah das Buch mit einem Vorwort über „Die Aufgabe des Übersetzers“. Schon 1922 hielt er in Marianne Webers Kreis einen Vortrag über Lyrik, der auf völliges Unverständnis stieß.

Auch der junge Ernst Bloch fühlte sich in seinen Heidelberger Jahren (um 1912) mit George geistig verbunden, ebenso der junge Georg Lukács. Er fand in dessen Gedichten sein eigenes melancholisches Lebensgefühl ausgedrückt und äußerte sich „brüderlich begeistert“ (so Klaus Siblewski in „Text+Kritik“). In den 1950er Jahren tauschte Lukács dann sein Vokabular trivial-marxistisch aus und sah in George nur noch einen „Wegbereiter der Nazis“. Benjamins spätere Distanzierung geriet ungleich subtiler.

12

In der vornehmen Heidelberger Dantestraße errichtete der Architekt Franz Sales Kuhn 1909 ein herrschaftliches Anwesen mit Wohn- und Praxisräumen für den Direktor der Hautklinik Siegfried Bettmann, einen getauften Juden. Sämtliche Klinikchefs unterhielten nebenher solche Privatpraxen in ihren Palazzi. Bettmanns Sohn, der national gesinnte Gerichtsassessor Hans Walter Bettmann, der sich zu Stefan George bekannte, hat sich am 1. April 1933, dem Tag seiner Entlassung aus dem Justizdienst und einer Attacke auf die Praxisräume seines Vaters erschossen – eine Tat, die europaweit Aufsehen erregte. In einem Abschiedsbrief bedauerte der 27-jährige Assessor, dass er nun sein Leben nicht mehr dem deutschen Staat widmen dürfe und es deshalb nicht fortsetzen könne.

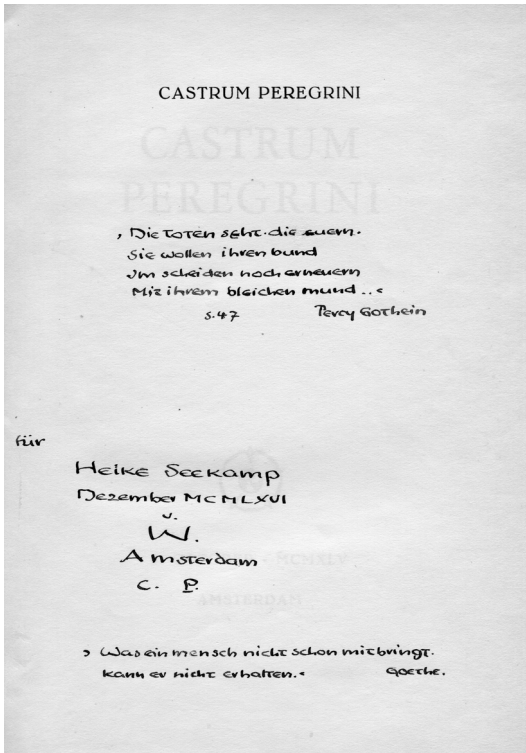
Laut Karlauf hatte ihn Friedrich Wolters in Kiel bei George eingeführt. Er sei auch den Freunden in Heidelberg um Friedrich Gundolf „besonders lieb geworden“ und habe an all ihren kulturellen Aktivitäten teilgenommen, weiß Salin zu berichten und nennt „die Eros-Feier des Symposions, das wir gemeinsam griechisch lasen.“ Zu Georges „deutschen Folgern“ gehörig, habe es Bettmann nicht ertragen, verfehmt zu werden. Viele national-konservativ eingestellte Juden, die sich über eine Anbindung an den George-Kreis Assimilation erhofften, sahen sich so getäuscht.

13

Um 1980 entdeckte ich für mich das 1951 gegründete Castrum Peregrini als literarisches Projekt und Leitbild. Diese „Fluchtburg des Pilgers“ war der geschlossene Kreis der Eingeweihten, die Runde der nahen Freunde, eine Verbindung von Dichten und Leben, von Literatur und Erfahrung – gerichtet gegen den trivialen und opportunistischen Zeitgeist, der mich allseits umgab. Das Inbild dieser konservativen, man könnte auch sagen Stifter'schen Utopie hat mich lange fasziniert. Es funktionierte auch ganz unabhängig vom George-Kreis und hat mich beispielsweise zu meinem Landroman „Schoppe“ (1989) inspiriert, worin sich einige Künstler und Wissenschaftler, enttäuscht von der gesellschaftlichen Entwicklung, in ein altes Herrenhaus auf dem Land zurückgezogen haben. Sie diskutieren, lesen einander Gedichte vor, bewahren die überlieferten Dinge und bestellen den Garten.

Dabei bin ich wohl zum ersten Mal auf Percy Gothein gestoßen, den fabelhaft aussehenden Jüngling aus Heidelberg mit dem griechischen Profil, der eine Zeit lang Georges Liebster war, dann aber als „Problemkind“ unerbittlich fallen gelassen wurde: „Wer seines reichums unwert ihn nicht nutzt / Muss weinen: nicht wer arm ist wer verlor.“ Er wurde zum Paria des Kreises stilisiert, als ahnungsloser, dummer Peter verspottet und fast eine tragische Figur. Auch sein Ende im KZ Neuengamme muss tragisch genannt werden. Zum Begräbnis des Meisters in Minusio war er nicht zugelassen.

Percy hatte indes in Wolfgang Frommel einen neuen liebsten Freund gefunden, ausgestattet mit der Fähigkeit, eine „Runde“ von jungen Männern um sich zu scharen, eine Gemeinschaft, die „den homosexuellen Bahnen des alten Kreises folgte“ (so Ulrich Raulff). Bei den „wahren“ Erben um Robert Boehring wurde er nur „der



Castrum Peregrini, Amsterdam 1945. Gedenkbuch für die Widerstandskämpfer Percy Gothein, Vincent Weijand und Liselotte von Gandersheim, mit handschriftlicher Widmung Wolfgang Frommels (aus: Ausstellungskatalog, wie Legende zu Abb. S. 101)

Pfaffe“ oder „der Frömmler“ genannt. Doch Frommel, der Guru und „Menschenfischer“, inszenierte sich im Lauf der Jahre in Gestik und Habitus – Fotos belegen es – immer deutlicher als (nicht autorisierter) Nachfolger des Meisters, ein faunistischer Epigone, der Kreis-Geheimnisse kannte und zu bewahren wusste, wo es ihm half. Beide, George wie Frommel, nutzten ihre Macht über sehr junge Menschen bedenkenlos aus, gebrauchten sie und nötigten sie zum Schweigen.

Als ich im Sommer 1983 zum ersten Mal die geweihten Räume des Castrum Peregrini in der Amsterdamer Herengracht 401 betrat, waren meine George betreffenden Kenntnisse bescheiden. Nach einem für diese Zeit ungewöhnlich seriösen Empfang saß ich Manuel Goldschmidt, dem Herausgeber und Redakteur der Zeitschrift (schwarzes Haar, eleganter dunkler Anzug, blaue Augen),

und seinem Assistenten, dem jungen Thomas Karlauf gegenüber. Wir sprachen über Frommel, der hier im dritten Stock des Hauses einige jüdische Jungen vor den Nazis versteckt hatte, und über den 1943/44 plötzlich auftauchenden Percy Gothein, in dem deutsche Landser einen „verfluchten Christus“ zu erkennen meinten. Zum geheimen Boten des Kreisauer Kreises war er, der ständig Auffallende, der manches auszuapludern pflegte, kaum geeignet.

Gemälde, Plastiken und Fotos von Stefan George und seinen Freunden waren überall im Raum verteilt. Ich konzentrierte mich auf eine Zeichnung des Basler Bildhauers Alexander Zschokke, die eine Kreis-interne Gedichtlesung darstellte. Im Zentrum des Bildes der Meister, alle anderen überragend und als einziger mit individuellen Zügen ausgestattet; an seiner Brust ein Jünger in der Johannes-Position. Als ich die Abendmahl-Assoziation ansprach, gaben sich Goldschmidt und Karlauf erstaunt. George als Christus? Auf so etwas wären sie nie gekommen! Sie wanden sich heftig, was sie auch taten, wenn man sie als „Nachfahren Georges“ bezeichnete. Karlauf machte das ziemlich geschickt, während Goldschmidt leicht abwesend wirkte. Und wie bitte, „schwul“? Etwa Gothein? Und Frommel ein Knabenfänger? Sie

verdrehten die Augen, lächelten vielsagend. Nie gehört! Das kreistypische Schweigegebot breitete sich aus. Aber sie merkten natürlich durch meine unverstellten Fragen, dass ich in ihre Runde nicht passte und auch als Bündnispartner nicht recht taugte und so verloren sie rasch jedes Interesse an mir. Dass sie mir damals ihren schillernden Sektengründer Frommel vorenthielten, nehme ich ihnen bis heute übel.

Und dennoch vermisse ich die erst 2008, lange nach Frommels Tod (1986), eingestellte, immer sorgfältig aufgemachte und redigierte „Exil“-Zeitschrift. Sie war in ihrer Art einmalig auf der Welt: konservativ und zugleich, falls ich mich nicht täusche, immer auch ein wenig am Nicht-Bürgerlichen orientiert. Stets schien die Castum-Leute ein jugendlich-schräger, antiautoritärer Wind zu umwehen.

14

Zwischen etwa 1910 und 1930 war Heidelberg (neben München und Berlin) eine von George und seinem Freundeskreis bevorzugt aufgesuchte Stadt, auch bedingt durch Gundolfs Lehtätigkeit. Noch in den 50er und 60er Jahren konnte man hier Einzelne und sogar kleinere Gruppierungen antreffen, die sich emphatisch auf George und sein Werk beriefen, obwohl sie den Meister höchstens aus der Ferne gesehen hatten. So erinnere ich mich an Artur Sommer, den Nationalökonom und Freund Edgar Salins, der damals in meiner Nähe in der Kleinschmidtstraße 38 allein unterm Dach wohnte, ein Porträt Georges an der Wand, und manchmal eine für George typische Baskenmütze trug. Als Offizier in Berlin hatte er sich um die Rettung von Juden bemüht.

Ich erinnere an Gerhard Frommel, den jüngeren Bruder Wolfgang Frommels, ein heute leider kaum noch aufgeführter Komponist in der Nachfolge des veremten Hans Pfitzner und Kompositionslehrer, der am Werderplatz 10 eine ockerfarbene Villa bewohnte, in der er Kreis-interne Kontakte pflegte und die Verbindung nach Amsterdam nicht abreißen ließ. Seine inzwischen greisen Söhne Melchior und Christoph Luitpold Frommel sind in des Vaters wie des Onkels orthodoxe Fußstapfen getreten und beklagten nach 2007 halblaut „die Bosheiten und Unterstellungen der Herren Raulff und Karlauf.“

Bereits als Schüler, um 1954, lernte ich Peter Lutz Lehmann kennen, einen eleganten, strohblonden Herrn, der zeitweise als Referendar am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium tätig war. Er sprach in wohlgesetzten Wendungen über Poesie und bezeichnete sich gelegentlich als Urenkel Stefan Georges, was wir Schüler nicht recht verstanden. Später wurde er Germanistik-Professor an der Northwestern University im fernen Chicago, doch eigentlich dachte er ständig an Heidelberg, wo er alljährlich den Sommer zubrachte. Über Jahre hin haben wir zusammen im Internationalen Ferienkurs ein Seminar über „die geistige Situation der Zeit“ veranstaltet, in das ich die drängenden Fragen der Gegenwart einbrachte, während Lehmann ständig über die Götter seiner Jugend, George und Jaspers, meditierte.

Eine eindrucksvolle Gestalt war der Keramik-Künstler und Lyriker Silvio Siermann, der jahrzehntelang eine Töpfer-Werkstatt in Handschuhsheim unterhielt, wo er halb öffentlich eigene Verse, aber auch solche Georges vortrug. Er starb 2017 mit über 90 Jahren. Sein Leben – er stammte aus Rumänien – wurde von den

„Freunden Stefan Georges“ im Stil einer Geheimgesellschaft geleitet; an allen Brennpunkten tauchten sie hilfreich auf. Früh lernte er, vermittelt über Gefährten des reisenden Boten Percy Gothein, Georges Gedichte kennen. 1947 traf er auf den Maler Friedrich Kotzenberg (der sich als Künstler Martinotto nannte) und zog wegen ihm 1958 nach Heidelberg – eine Lebensbeziehung. Die Werke Martinottos findet man noch heute in fast allen mit George verbundenen Wohnzimmern und Treppenhäusern. Sie wirken wie ein Erkennungszeichen. Siermanns keramische Gebrauchsgegenstände (Vasen, Schalen und andere Gefäße) verkörpern in Farbe und Form „klassische Schönheit“ und schärfen die Sinne derer, die sie sich leisten können.



Einladungskarte zu einer Ausstellung des Keramikers Silvio Siermann in sein Handschuhheimer Atelier, 2010 (aus Ausstellungskatalog, wie Legende zu Abb. S. 101)

Hinweisen muss ich unbedingt auf den 1921 in Berlin geborenen Andreas Rasp, der das Dritte Reich in London überlebte, wo er sich mit Ernst Gundolf anfreundete und dessen Zeichnungen wie seine Poetenjacke erbt. 1955 kam er nach Heidelberg und hat nahezu 30 Jahre am Englischen Institut unterrichtet. Er zeichnete, malte, schrieb Gedichte und Erzählungen, übersetzte Dylan Thomas für Arnfrid Astels „Lyrische Hefte“ sowie etwa 400 Gedichte von Emily Dickinson. Außerdem widmete er sich fast zwanghaft der Ur- und Frühgeschichte, wobei er die häretische These vertrat, dass der moderne Mensch nicht aus Afrika, sondern aus dem Ostseeraum kam. Veröffentlicht hat Rasp, ähnlich wie Silvio Siermann, sehr spärlich; darunter sind ein paar schöne Heidelberg-Gedichte. Ab und zu erschienen Verse in der Zeitschrift *Castrum Peregrini*, mit deren Herausgebern, vor allem mit dem in England lehrenden Claus Victor Bock, er in Kontakt stand – ein entschieden freier Geist, der 2013 starb.

Zuletzt sei der Dichter und Celan-Forscher Michael Speier genannt, der 1976 in Heidelberg die Literatur-Zeitschrift „Park“ ins Leben rief, die ein Stück weit von George herkam, was damals durchaus nicht in die Zeit passte, doch bis heute ein ermutigendes Beispiel für den Überlebenswillen der Lyrik in poesieferner Zeit darstellt.

Die 2012 leider pleite gegangene Weiss'sche Universitäts-Buchhandlung in der Grabengasse 8 hatte eine lange, wechselhafte Geschichte, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreichte. Im Jahr 1900 ging sie an Eduard Faust über, der sie zu einer literarischen Institution in Heidelberg machte. Faust war Anhänger Stefan Georges und hat auch selbst Titel des Kreises verlegt, etwa Friedrich Gundolfs Studie über Andreas Gryphius (1927), seinen Lessing-Vortrag (1929) und seine Vortragssammlung "Dichter und Helden" (1921), auch Schriften anderer Kreis-Autoren, rund 50 Titel – schlichte, oft gelb eingebundene Broschuren.

Im Jahr 1980, als Gerhard Rönick der Buchhandlung Weiss noch einmal literarische Bedeutung verlieh, traf dort der 20-jährige Philologie-Student Frank Schirmmacher auf den alten Zauberer Wolfgang Frommel und das Castrum Peregrini und erkannte in dieser Begegnung, wie manch anderer vor und nach ihm, einen „Wendepunkt seines Lebens“. Seinem ersten Besuch in Amsterdam, wo – wie er annahm – das Geheime Deutschland noch gelebt wurde, gingen begeisterte Briefe, Postkarten und Telegramme voraus, die sich erhalten haben. Beide wirkten „entflammt“, ein leuchtender „Freundschaftsbund“ kündete sich an. Schirmmacher memorierte täglich Georges Gedichte, er glich sogar seine Schrift an die des Meisters an. Und er schrieb ein erstes Gedicht mit dem Titel „Liebe zum Meister“, das er mit dem Namen Alexis signierte.

Frommel hat Schirmmachers Begeisterung in den folgenden Wochen und Monaten überraschenderweise schroff ausgebremst. Sein „Enthusiasmus“ erschien ihm „suspekt“ (so Michael Angele in seinem Schirmmacher-Porträt, 2018). Und er blieb misstrauisch: Dem jungen Mann, meinte er, mangle es an „Authentizität“. Vielleicht erkannte er in Schirmmacher ja die „Spielernatur“, den kommenden Star-Journalisten, Redakteur und mächtigen Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, für den die Zurückweisung besonders verletzend gewesen sein muss. Doch der universitäre Alltag wie die sich anbahnende Karriere nahmen ihn in Beschlag. Das Ideal der „Männerfreundschaft“ zerbröckelte.

In den Jahren 1909 und 1910 hat Stefan George, meist zusammen mit Wolfskehl, Gundolf oder Melchior Lechter, nicht ungern das von mönchischen Geistern umwobene Stift Neuburg über dem Neckar aufgesucht, von der Hausfrau am Tor rituell mit Brot und Salz auf einem Tablett empfangen. Dass es in einigen Räumen spukte, machte dem Meister nichts aus: „Vielleicht sind heute Nacht stärkere Gegenkräfte anwesend.“ Doch der Stiftsherr, der neuromantische Dichter und Übersetzer Alexander von Bernus, neigte stärker einem anderen Propheten, dem Anthroposophen Rudolf Steiner zu, und es kam zum Bruch mit George. Im Rückblick (1951) weiß von Bernus zu berichten: „Ich sehe den Meister noch in der Bibliothek von Stift Neuburg ganz nahe vor mir stehen und mit einer leidenschaftlichen Intensität in mich hineinsagen: Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen: Man macht alles nur mit Fanatismus. Sie sind noch lange nicht fanatisch genug!“

Hans-Martin Mumm

Theodor Haubach und Emil Henk

Zwei Georganer im Widerstand gegen Hitler*

Im Unterschied zu den weiteren Vorträgen dieser Reihe spreche ich nicht über Texte, sondern über zwei Lebensläufe. Es geht um Theodor Haubach (1896–1945) und Emil Henk (1893–1969). Nach meiner Begrifflichkeit waren beide Georganer, auch wenn sie dem Meister selbst persönlich nie begegnet sind. Ihr geistiger Mentor war Friedrich Gundolf, in dessen Kolleg sie saßen und mit dem sie befreundet waren.

Noch bevor Haubach 1919 zum Studium nach Heidelberg kam, kannte er Henk, vermutlich von Wandervogelbegegnungen. In Heidelberg trafen sie sich in Gundolfs Vorlesung und im Freundeskreis um Carl Zuckmayer. Haubach war, als er 1923 nach Hamburg ging, bereits SPD-Mitglied, Henk wurde es bald darauf in Heidelberg. Beide wirkten publizistisch gegen den aufkommenden Nationalsozialismus, beide begannen 1933 unverzüglich mit aktivem Widerstand. 1934 bis 1936 waren sie in Haft. Anschließend richteten sie ihr Berufsleben auf künftiges illegales Handeln aus und suchten ab 1941 neue Kontakte. Am 20. Juli 1944, dem Tag des Stauffenberg-Attentats, waren sie zusammen im Allgäu, in den Tagen danach in Heidelberg. Haubach wurde als Mitglied des Kreisauer Kreises am 23. Januar 1945 in Plötzensee hingerichtet. Henk dagegen blieb unentdeckt.

Ausgewählt habe ich diese beiden Lebensläufe, weil sie erstens mit Heidelberg verbunden sind und weil sie zweitens Antworten geben können auf die Frage nach der politischen Ausstrahlung des Werks Stefan Georges nach dessen Tod 1933. Haubach und Henk hatten bis 1933 sicherlich weitere Impulse erhalten. Aber die Unbeirrbarkeit, mit der sie dem aufkommenden Nationalsozialismus entgegen traten, ist auch zu verstehen als Frucht der Lehren, die sie bei Gundolf/George erfahren haben. Das kann ich nicht im strengen Sinn beweisen, will es aber biografisch-historisch nachvollziehbar machen.

Die Quellenlage ist höchst unterschiedlich. Zu Haubach erschien 1954 eine materialreiche Erinnerungsschrift, und es gibt Teilnachlässe seiner Briefe. Sein Name findet in der Widerstandsliteratur vielfach Erwähnung. 2004 hat Peter Zimmermann ihm eine Biografie gewidmet, die auch ein Verzeichnis seiner Veröffentlichungen enthält. Zu Henk ist die Überlieferung dagegen lückenhaft. Ein Jahr nach seinem Tod kam eine Erinnerungsschrift heraus und seine Widerstandshandlungen 1933/34 sind gut erforscht. Aber ein Nachlass seiner Tagebücher und Briefe ist nicht bekannt, und es gibt kein Verzeichnis seiner zahlreichen verstreuten Publikationen.

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags vom 14. Juni 2018 im Ebert-Haus, veranstaltet vom Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg: Stefan George. Vortragsreihe aus Anlass des 150. Geburtstags.

1. Emil Henk. Jugend und Studienzeit

Emil Henk wurde am 17. Dezember 1893 in eine katholische Familie geboren. Seine Mutter war Ida, geb. Völcker, der gleichnamige Vater war Spediteur und wohnte wegen der Bahnhofsnähe in der Weststadt. So wuchs Henk in der Bahnhofstraße 29, Kaiserstraße 48 und schließlich Kaiserstraße 56 auf. An Geschwister hatte er mindestens zwei Brüder, von denen der jüngere, Richard, 1918 als Soldat ums Leben kam. Er besuchte die Oberrealschule an der Kettengasse und legte dort Ostern 1915 das Abitur ab.¹

Eine Besonderheit der Oberrealschule war, dass sie sich sehr früh der Wandervogelbewegung öffnete. Hans Lißner, einer der Miturheber des Zupfgeigenhansel von 1908/09,² hatte dort Vorträge gehalten und dadurch das Schulwandern angeregt.³ Auch in seiner Freizeit ‚tippelte‘ Henk. In der Ortsgruppe West beantragte er im April 1913, dass Mädchen und Jungen künftig gemeinsam wandern.⁴ Diese kleine Gender-Revolution im Wandervogel führte zur Spaltung: Im September entstand die Ortsgruppe „Am Gaisberg“, die bis 1919 bestand.

Am 11. Oktober 1914, ein Vierteljahr nach Beginn des Weltkriegs, erschien Friedrich Gundolfs Aufsatz „Tat und Wort im Krieg“ in der Frankfurter Zeitung. Im Unterschied zu George war Gundolf 1914 beseelt von patriotischen Hoffnungen. Am Tag darauf schrieb Henk an Gundolf: „Sie können gar nicht wissen, was es heißt, Schüler zu sein. Geistige Dürre mindestens. Wir klammern uns an wahrhaftige Lebensmöglichkeiten.“⁵ Drei Tage später berichtet Gundolf an George:

„Die seltsamsten Zuschriften bekomme ich von Unbekannten wegen meines Aufsatzes, besonders von Spinneten, Protestanten, Theosophen u. dgl. Einen merkwürdigen von einem Wandervogel und Oberrealschüler aus Heidelberg (der nicht weiss wer und wo ich bin), ich werde mir ihn in Heidelberg bestellen.“⁶

Ob es bereits 1914 zu einer Begegnung kam, ist nicht ersichtlich. Im Mai 1915 beantwortet Gundolf offenbar einen weiteren Brief Henks:

„Was Sie auf der Universität belegen sollen, kann ich Ihnen auch nicht raten, da ich nicht einmal weiß, was Sie studieren wollen: auf jeden Fall die betreffenden Fachkollegien der Ordinarien und ihre Übungen, ohne Rücksicht darauf ob sie ‚anregend‘ sind oder nicht. [...] Von Vorlesungen allgemeiner Art werden Sie jedenfalls [den Kunsthistoriker Heinrich] Wölfflin besuchen.“⁷

Nach zwei Semestern in München holte Henk der Krieg ein. Er diente als Unteroffizier und wurde vor Verdun verwundet. Ende 1918 war er wieder in Heidelberg und immatrikulierte sich am 3. Dezember 1918 für ein Studium der Nationalökonomie. Da das Wintersemester schon weit vorangeschritten war, nahm er das Veranstaltungsangebot des Kriegsnot-Semesters wahr, das im Januar 1919 für die demobilisierten Soldaten eingerichtet wurde. Gleichzeitig war er im Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrat aktiv.

1919 heiratete Henk und zog nach Eberbach. Dort wurde 1920 ein Sohn geboren, der den Namen Richard erhielt, nach dem jüngeren Bruder Henks, der im Krieg geblieben war. 1920 erwarb Emil Henk das Wohnhaus Kaiserstraße 33 in Heidel-

berg, in dem er bis zu seinem Tod lebte. Sicherlich wurde er beim Kauf vom elterlichen Vermögen unterstützt.

1919 muss die persönliche Begegnung zwischen Gundolf und Henk stattgefunden haben. Dabei entstand eine enge Beziehung. Im Sommer 1919 waren Henk und Haubach unter den Hörern in Gundolfs „Die romantische Schule“. Gundolf selbst bezeichnete Henk als „Freund“. Henk übernahm akademische Aufgaben, vergleichbar vielleicht mit einem heutigen studentischen Tutor, aber ohne Anstellung und Bezahlung. Drei Quellenfunde können das belegen.

Im Sommer 1920 kam Max Kommerell zum Studium nach Heidelberg. Seine erste Studentenbude hatte er in der Weststadt, Albert-Mays-Straße 9. In seiner Heimat Münsingen war er im Wandervogel gewesen und kannte Henk vielleicht aus Fahrtenbegegnungen. In Marburg war er 1924 bis 1928 Georges Sekretär. In Heidelberg war er noch nicht bereit, sich der Meisterschaft Georges zu unterwerfen. Es war Henk, der ihn in die Denkkungsart Georges und Gundolfs einführte. Bemerkenswert ist, dass Kommerell und Henk dabei auch über die beiden homosexuellen Protagonisten des Wandervogels, Hans Blüher und Gustav Wyneken, diskutierten. Im Mai 1920 schreibt Kommerell an seine Schwester:

„Gundolf ist eine herrliche Erscheinung von begeisternder Reinheit. [...] Sein Freund, Emil Henk, stud. philos., hat mich freundlich aufgenommen. Ich kann viel von ihm lernen, da er rasend gescheit ist und innerhalb eines bestimmten Stoffbereichs alles fertig durchdacht und lebendig durchformt hat, und werde sehr erzogen, gleich im ersten Gespräch, da seine Geistigkeit durchaus aktiv bis zur Tyrannei ist. [...] Neulich hat mich Henko mit völlig vernichtenden Urteilen über Blüher [...] und Gustav Wyneken überrascht. Es war die erste Kritik gegen Wyneken, die nicht auf Trägheit, sondern im Grund eben auf die von ihm geforderte Haltung zurückzuführen ist – die ich gehört habe, übrigens unterstützt, bei beiden, durch Gundolfs Urteil.“⁸

1917 hatte Max Weber in München einen Vortrag zum Thema „Der Beruf der Wissenschaft“ gehalten und darin deren ‚Entzauberung‘ und ‚Wertfreiheit‘ gefordert. Das rief Kritik im Georgekreis hervor. Erich von Kahler veröffentlichte 1920, kurz nach Webers Tod, eine Gegenschrift: „Der Beruf der Wissenschaft“, die in Georges Vertragsverlag Bondi erschien. „BeDeWe“ (Beruf der Wissenschaft) war fortan das Stichwort, unter dem Gundolf diese Kontroverse abhandelte. 1921 kam es darüber



1920 erwarb Emil Henk das Haus Kaiserstraße 33. Hier wohnte er bis zu seinem Tod, unterbrochen nur von einem Aufenthalt in Positano und der Zeit im Gefängnis. (Foto: privat).

zu einer Diskussion in Alfred Webers Doktorandenzirkel. Gundolf drückte sich, schickte aber seinen Adlatus Henk dorthin:

„Der Bedewediskussionsabend fällt gerade in meine Abreise .. ich wär aber auch so kaum hingegangen, da mich dies sterilvolle und ziellose Knabengewäsch anwidert. Ein verlässlicher und gescheiter Freund, Henk, geht aber hin und wird berichten und berichtigen.“⁹

Ein Bericht über diesen Abend liegt nicht vor. Etwa zwei Jahre später gab es erneut eine Debatte über die Wertfreiheit, diesmal bei dem Soziologen Karl Mannheim. Goverts erzählt im Nachhinein:

„Ich erinnere mich auch noch gut eines Diskussionsabends in der Wohnung des damals noch jungen, späteren Soziologieprofessors Karl Mannheim, zu dem auch Henko mit seiner Frau kam. Nach lebhaften Auseinandersetzungen [...] über das Generationen-Problem, kamen wir auf das damals aktuelle Thema zu sprechen, gibt es noch objektive wertfreie Wissenschaft. [...] Während Mannheim damals noch den alten Standpunkt einer wertfreien Wissenschaft weitgehend verteidigte, setzte sich Henko mit dem Standpunkt des George-Kreises dafür ein, daß man in der Geschichtswissenschaft, wolle man sich über das Wesen einer großen Persönlichkeit oder einer größeren Periode äußern, man dies nur von seinem persönlichen Erlebnis der Werke der betreffenden Gestalt oder des betreffenden Zeitabschnitts tun könne. [...] Wir schwiegen meist zu diesem Dialog zwischen Henko und Mannheim, lediglich Theo Haubach, damals schon auf Hegel eingeschworen, machte hin und wieder kluge, präzise formulierte Bemerkungen.“¹⁰

Henks Curriculum war voller Ehrgeiz, führte aber zu keinem Abschluss.¹¹ Volkswirtschaftliche Vorlesungen hörte er bei Eberhard Gothein, Emil Lederer und Alfred Weber. Seinen Schwerpunkt verlagerte er bald auf die Literaturwissenschaft; neben Gundolf belegte er Veranstaltungen bei Wilhelm Braune, Friedrich Panzer und Max von Waldberg. Philosophie lernte er bei Karl Jaspers, Heinrich Maier und Heinrich Rickert. Er vertiefte sich in alte Sprachen: Latein, Griechisch, Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch. In späteren Semestern widmete er sich der Geschichte und hörte bei Friedrich Baethgen, Karl Hampe und Hermann Oncken. Im Sommersemester 1923 endeten seine Belegungen. 1925 mahnte die Universitätsbibliothek die Rückgabe ausgeliehener Bücher an. Henk reagierte zögerlich und wurde schließlich aus der Liste der Studierenden gestrichen. Sein Abgangszeugnis hat weder ein Datum noch eine Unterschrift.

Neben den akademischen Aktivitäten bewegte sich Henk in einem studentischen Freundeskreis, dem Carl Zuckmayer im fünften Kapitel seiner Erinnerungen ein literarisches Denkmal gesetzt hat:

„Ich kann nicht alle nennen, die mit uns im Bunde waren, doch denke ich in besonderer Bewunderung und Zuneigung an Emil Henk, unseren ‚Henko‘. Er hatte in Heidelberg sein Elternhaus, in das er uns manchmal zu unvergeßlichen Waldmeister- oder Erdbeerbowlen einlud, auch diese, im Einklang mit dem daraus aufblühenden Dialog, Genüsse von geistigem Rang! Ähnlich wie Goverts hat Emil Henk in den Zeiten der braunen Tyrannei, obwohl selbst von ihr heimgesucht und sogar mit ihren Zuchthäusern bekannt, den Freunden Carlo [Mierendorff] und Theo [Haubach] in ihren schwersten Jahren Hilfe und Zuflucht geboten, ohne an seine eigene Sicherheit zu denken.“¹²

Zuckmayer blieb aber nur bis 1921 in Heidelberg, zu kurz, um Mittelpunkt des Freundeskreises zu sein. Zu nennen sind folgende Namen:

- Theodor Haubach und Carlo Mierendorff (1897–1943),
- Henry Goverts (1892–1988), später Verleger in Hamburg,
- Wolfgang Petzet (1896–1985), später Dramaturg in Frankfurt und München,
- Egon Ranshofen-Wertheimer (1896–1958), wohnte bei Gotheins, nach 1945 UN-Diplomat.

Zuckmayer und Ranshofen-Wertheimer gingen ins Exil, die anderen blieben in Deutschland und miteinander in Kontakt.

In seiner Erinnerung an Henk schildert Goverts den täglichen Mittagstisch im „Goldenen Hecht“, dessen Wirtin ausnahmsweise für diese Runde ein Tischtuch aufdeckte. Die Gespräche waren fröhlich und turbulent. Wenn aber Henk, der als einziger verheiratet war und zuhause aß, zum Nachtschiff kam, schlug die Stimmung um:

„Kam dann gegen Ende unseres täglichen Mittagessens Emil Henk, den wir bald Henko nannten, mit seinem knochigen Gelehrtenesicht an unseren Tisch, so wurde das meist heitere Gespräch, das vor allem der vitale Mierendorff führte, ernster, und wir lauschten seinen immer etwas belehrenden Worten.“¹³

Schließlich verließen die meisten Freunde nach und nach die Stadt, nur Goverts blieb bis 1926 in Heidelberg. Ab 1923 existierte der Kreis nicht mehr. Henk verließ die Universität ohne Abschluss und ging als freier Journalist seinen Weg.

2. Theodor Haubach. Jugend und Studienzeit

Theodor Haubach wurde am 15. September 1896 in Frankfurt am Main in eine evangelische Familie geboren.¹⁴ Der Vater Emil war Kaufmann, starb aber wenige Wochen nach der Geburt des Sohnes. Die Mutter Emilie, geb. Hirschfelder, war ihrer Abstammung nach Jüdin; nach 1933 hätte Theodor daher als Halbjude gegolten. Es gelang den beiden aber, ihre Abstammung zu verschleiern. Haubach, nach der Erinnerung Petzets „keiner Frau, sondern allein der alten Mutter zugetan“,¹⁵ nahm sie mit nach Hamburg und Berlin und pflegte sie bis zu ihrem Tod.

1903 zog die kleine Familie nach Darmstadt. Haubach besuchte dort das Ludwig-Georgs-Gymnasium, an dem auch George und Gundolf gewesen waren. Sein Mitschüler war Carlo Mierendorff, dem er lebenslang in enger (aber nicht intimer) Freundschaft verbunden war. Beide waren im Wandervogel aktiv und besuchten 1913 den Ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner. Haubach legte 1914 ein vorzeitiges Notabitur ab, um sofort in den Krieg zu ziehen. Er brachte es zum Leutnant und wurde mehrfach verwundet, darunter im Oktober 1916 vor Verdun schwer.

Parallel zu seinem Militärdienst beteiligte er sich an dem kulturellen Aufbruch in seiner Heimatstadt. Er schrieb in der Schülerzeitung „Die Dachstube“ (1915–1918) und in der von Mierendorff herausgegebenen Zeitschrift „Das Tribunal“. Dieser Aufbruch fand seinen Höhepunkt in der expressionistischen Darmstädter Sezession von 1919, an der der Schriftsteller Kasimir Edschmid, der Theatermann Gustav Hartung, der Dichter Hans Schiebelhuth und viele andere beteiligt waren. Haubachs Texte handeln von der Bildenden Kunst, erwähnen gelegentlich die Schönheit männlicher Soldatenkörper, akzentuieren den Gegensatz von Geist und Politik und verfolgen die

neue Literatur. Beiläufig bezeichnet er einmal Stefan George als „Wegbereiter des Expressionismus“.¹⁶

Haubach wurde über die Gräueltaten des Weltkriegs nicht zum Pazifisten. Er war stolz auf seine Männlichkeit, auf die Härte der Fronterfahrung und auf die soldatische Gemeinschaft. Gerne sprach er von der „Erhabenheit“ der Kriege.¹⁷ Seine Narbe am Kinn trug er selbstbewusst wie ein Burschenschaftler seinen Schmiss. Von der politischen Rechten unterschied ihn, dass für ihn die Zäsur des Novembers 1918 ein Neuanfang war. Er wollte die republikanische Demokratie, und wer sie nicht akzeptierte, gleich ob rechts oder links, war sein Gegner. Nach der Demobilisierung war er 1919 kurzfristig Arbeiter- und Soldatenrat in Butzbach, entschloss sich dann aber, ein Studium aufzunehmen.

Vom Sommersemester 1919 bis zum Wintersemester 1919/20 war Haubach an der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg eingeschrieben. Im Sommer 1920 wechselte er zusammen mit Mierendorff nach München, um Max Weber zu hören. Dessen früherer Tod ließ ihn im Winter 1920/21 nach Frankfurt am Main wechseln. Vom Sommer 1921 bis zum Winter 1922/23 war er dann wieder in Heidelberg. Aufschlussreich sind die Adressen seiner Heidelberger Wohnungen:¹⁸ Zuerst wohnte Haubach im elterlichen Haus Henk, Kaiserstraße 56, ein sicheres Zeichen dafür, dass Henk und Haubach sich schon kannten. Im folgenden Semester wohnte Haubach in der Albert-Mays-Straße 14, blieb also in der Nähe. Nach der Rückkehr aus Frankfurt zog es Haubach hoch zum Molkenkurweg 1; gleichzeitig zog dort Ernst Kantorowicz mit seinem Lebensgefährten Woldemar von Uxkull-Gyllenband ein. Später lebte hier auch Henry Goverts. Die restlichen Semester wohnte Haubach in der Alten Bergheimer Straße 1.

Haubachs philosophische Lehrer¹⁹ waren Hans Driesch, Hans Ehrenberg, Karl Jaspers, Heinrich Maier und Heinrich Rickert; bei Alfred Weber hörte er Volkswirtschaft und bei Eberhard Gothein Kulturgeschichte; im Sommer 1919 saß er bei Gundolfs Kolleg „Die Romantische Schule“. In der zweiten Hälfte des Studiums belegte er daneben bei Ludwig Curtius und Carl Neumann kunsthistorische Veranstaltungen. In seinem letzten Semester, während der Niederschrift der Dissertation, bereitete er sich mit einer Völkerrechtsvorlesung auf künftige Aufgaben vor.

Auch außerhalb der Universität war Haubach engagiert. Neben seinen Veröffentlichungen in der Darmstädter Tribüne und weiteren Zeitungen bis 1923 nahm er 1919/20 an den Veranstaltungen der Gemeinschaft Wilhelm Fraengers teil. Der Kunsthistoriker Fraenger hatte unmittelbar nach dem Krieg eine Art Volkshochschule initiiert, in der Hochschuldozenten ein öffentliches, wissenschaftlich fundiertes Programm anboten.²⁰

Politisch traten Mierendorff und Haubach einer sozialistischen Studentengruppe bei, die sich bereits vor dem Sommer 1919 gebildet hatte. Für sie war Haubach im Winter 1919/20 im Allgemeinen Studentenausschuss. Im Winter 1922/23 wurde Haubach erneut gewählt, diesmal für eine Gruppe Republikanischer Studenten. Seine Akzentuierung auf die Verteidigung der Republik ist hier bereits erkennbar.

Am 24. Juni 1922 wurde Walter Rathenau von Rechtsradikalen ermordet. Für den Tag des Staatsbegräbnisses am 27. Juni verordnete die Badische Regierung Staatstrauer und Arbeitsruhe in öffentlichen Einrichtungen. Der Nobelpreisträger

Philipp Lenard widersetzte sich der Anordnung, halbmast zu flaggen und einen Ruhetag einzulegen. Gewerkschafter und sozialistische Studenten riefen zu einem Protestzug auf, zogen vor das Physikalische Institut und entführten den antisemitischen Professor zum Gewerkschaftshaus. Es gelang schließlich, die Menge zu beruhigen. Lenard kam für eine Nacht ins Gefängnis und war damit in Sicherheit. In dem anschließenden Prozess wurde Mierendorff freigesprochen; Haubach trat dabei als Zeuge der Verteidigung auf. Mit dieser Aktion waren die sozialistischen Akademiker erstmals aus dem Hochschulbereich in den politischen Raum der ganzen Stadt hinausgetreten.

Wolfgang Frommel, Heidelberger Pfarrerssohn und späterer Gründer des Casstrum Peregrini in Amsterdam, erinnert sich in großem zeitlichen Abstand an eine Begegnung mit Haubach:

„Theo Haubach hatte mich mit einem gewissen Nachdruck zu einem abendlichen Trunk eingeladen. Mit einer bei ihm ungewohnten Feierlichkeit griff er nach einem weißgebundenen Buch und las mir zum erstenmal Gedichte vor. Die verhaltene, gleichmäßige, eher eintönige Weise seines Vortrags machte auf mich einen so starken Eindruck, dass ich dem Inhalt der Gedichte kaum zu folgen vermochte. Plötzlich schlug er das Buch wieder zu und erklärte mir: Hier zeige ein großer Dichter die Lebenshaltung einer neuen, klassenlosen Jugend. Er sei zwar kein Marxist, aber er habe wie kein anderer den unabwendbar nahen, furchtbaren Untergang der bürgerlichen Welt vorausgesehen. Er lebe abseits, habe nie am Literaturbetrieb teilgenommen und beschränke seinen Umgang auf wenige junge Menschen. Dann trennten wir uns, und seltsamerweise hatte dieser Abschied, ohne dass wir wussten warum, etwas Endgültiges.“²¹

Frommel datiert diese Begegnung nicht. Zimmermann hält 1919 für das zutreffende Jahr,²² in dem sowohl Haubach als auch Frommel, noch als Schüler, an Veranstaltungen von Fraengers Gemeinschaft teilgenommen hatten. Da bei Frommel allerdings Bezüge zu George und seiner Dichtung vor 1922 nicht zu erkennen sind, halte ich es für wahrscheinlich, dass diese Begegnung, im Nachhinein als Initiationsszene ausgeschmückt, erst 1922/23 stattfand.

Im Winter 1922/23 schloss Haubach sein Studium ab mit einer Arbeit zum Thema „Versuch einer Phänomenologie des ästhetischen Bewußtseins im Grundriß“.²³ Doktorvater war Karl Jaspers. Die Dissertation war wohl zum Druck vorbereitet, dafür fehlte es am Ende aber an Zeit und Geld. 40 Jahre danach erinnert sich Jaspers gegenüber Hannah Arendt einer „wunderlichen, aber begabten Arbeit“.²⁴

Henk stand 1923 noch im Schatten. Carlo Mierendorff war hervorgetreten und mit ihm Haubach. Deren Freundschaft hielt bis zu dessen frühem Tod 1943. Fritz Croner, zeitweise Vorsitzender der Sozialistischen Studentengruppe, erinnert sich:

„Sie ergänzten sich auf eine besondere Weise. Da, wo Mierendorff impulsiv war und aus seinem sicheren Instinkt handelte, war Haubach sorgsam und nachdenklich. Da, wo Mierendorff heftig und kräftig war und ungeduldig aufbrausen konnte, war Haubach ruhig, fast zart, scharf in der Gedankenführung und leise in der Stimme. Aber in einem waren sie einig und einander gleich: in der Rücksichtslosigkeit ihres Bekennens der Wahrheit.“²⁵

Die beiden Freunde verließen Heidelberg. Mierendorff ging nach Berlin, Haubach nach Hamburg. Im Gepäck hatten sie den Zuruf Egon Ranshofen-Wertheimers: „Ihr müsst die Staatssekretäre von morgen werden!“²⁶

3. Greta Stange, verh. Schellworth

Der Freundeskreis um Haubach und Henk bestand nur aus Männern. Im weiteren Umfeld gab es aber auch Frauen. Eine davon war Greta Stange. Sie wurde am 28. Juli 1898 in Hamburg in eine konfessionslose Kaufmannsfamilie geboren.²⁷ Sie wuchs zeitweise in Buenos Aires auf. Am 29. April 1918 immatrikulierte sie sich in Heidelberg als Medizinerin. Sieben Semester blieb sie in der Stadt und wohnte in der Akademiestraße 2.

Ihr Curriculum ist bemerkenswert.²⁸ Sie begann das Fach Medizin mit anatomischen Veranstaltungen und suchte zugleich eine Übersicht über alle naturkundlichen Fächer: Zoologie, Physik, Chemie. Daneben hörte sie bei Hans Driesch, Karl Jaspers und Rickert Philosophie. Im Sommer 1919 saß sie zusammen mit Haubach und Henk in Gundolfs Vorlesung in der Aula. Gundolf erinnert sich später an den „Hörsaal, über dessen Brüstungen einst die erfolgekrönten Beine der eroberungslustigen Argentinierin baumelten.“²⁹ In demselben Semester belegte sie bei Gundolf vorlesungsbegleitende Übungen, hörte den Philosophen Hans Driesch und nahm an einer Übung zu Friedrich List bei Edgar Salin teil. Seit dem Winter 1919 konzentrierte sie ihr Studium wieder vollständig auf medizinische Veranstaltungen.

Die Bekanntschaft mit Haubach und Henk datiert höchstwahrscheinlich auf den Sommer 1919. Weniger die Vorlesung als vielmehr das persönliche Umfeld Gundolfs mag dafür der Begegnungsort gewesen sein. Gundolf und Stange hatten ein Liebesverhältnis begonnen, zu dem er sich im Dezember 1919 in einem Brief an Erich von Kahler bekennt:

„Ausser der schwarzen Domina [Elisabeth Salomon] hab ich noch eine blonde Beiin [Herin] – (ich glaub Sie haben sie schon einmal gesehen, die Hamburgerin aus Buenos Aires) – etwas näher kennen lernen, nicht ohne Billigung.“³⁰

Gundolf blieb mit ihr in brieflichem Kontakt. 1925 schreibt er an sie:

„Vielleicht hätte ich dich noch mehr küssen sollen – es fiel mir neulich auf einmal in der Nacht als ein Versäumnis ein, dass ich dir nicht alle Freuden abgenommen habe die Du geben kannst und die sich ja doch erneuern.“³¹

Greta Stange wurde Ärztin, heiratete 1928 den Neurologen Walter Schellworth, von dem sie sich 1937 scheiden ließ. 1931 trat sie der Liga für Menschenrechte bei. 1932 war sie Kinderärztin in Berlin, erhielt aber 1934 Berufsverbot. Im Krieg wurde sie zwangsverpflichtet und arbeitete zuletzt in einem Polizeikrankenhaus. Ihre Rolle beim Schutz Gertrud Jaspers' wird noch dargestellt werden. Sie überlebte die NS-Diktatur, wanderte 1950 nach Argentinien aus und starb um 1968 in ihrer Wahlheimat.

4. Theodor Haubach 1923 bis 1940

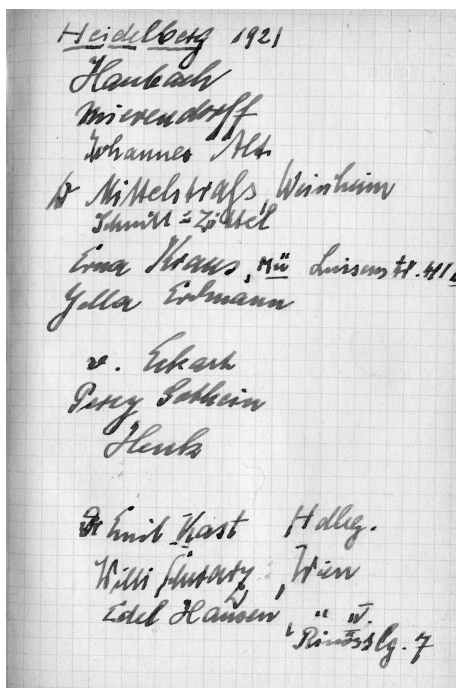
Haubach bekam 1923 in Hamburg eine Stelle als Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Institut für Auswärtige Politik. Die Einrichtung war SPD-nah und hatte zum Ziel, die Möglichkeiten zur Milderung der Bedingungen des Versailler Vertrags auszuloten. Seither war Haubach Experte für internationale Beziehungen. Im selben Jahr erlebte er den Hamburger Oktober-Aufstand der KPD, dessen Abenteuerlichkeit ihn

in seiner Entscheidung für die SPD bestätigte. 1924 wurde er Redakteur beim sozialdemokratischen „Hamburger Echo“ und arbeitete dort für das Ressort Außenpolitik. 1925 war er Delegierter beim Heidelberger Parteitag der SPD und wurde 1927 in die Hamburger Bürgerschaft gewählt.

In der Heidelberger George-Ausstellung war ein seltsames Dokument zu sehen: Ein weithin leerer Schulkalender für 1923/24, in dem sich auf einer Seite eine Namensliste findet. Die Einträge stammen von demselben Füller, die Schriftzüge sind jedoch individuell. Es handelt sich offenbar um die Anwesenheitsliste eines Treffens, das 1924 oder später stattfand. Die Überschrift „Heidelberg 1921“ verweist möglicherweise auf ein Ereignis, zu dessen Erinnerung das Treffen diente. Nicht alle Namen lassen sich Lebensläufen zuordnen. Die bekannten Namen deuten auf eine Wandervogelbeziehung hin: Haubach, Mierendorff, Gustav Mittelstraß, Herbert Schmidt-Zittel und Henk waren Wandervögel. Da Haubach und Mierendorff nach 1923 nicht mehr in Heidelberg waren, käme der Zeitraum 13. bis 18. September 1925, der Dauer des SPD-Parteitags, in Betracht, an dem beide teilnahmen und an dessen Rand vielleicht ein Erinnerungstreffen ehemaliger Wandervögel stattgefunden hatte. Am meisten erstaunt die Unterschrift von Percy Gothein, zu dem bislang keine Wandervogelbeziehung bekannt ist.

Seit 1924 galt Haubachs besonderes Engagement dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Blockpolitik zum Schutz der Republik hatte er bereits im Heidelberger AStA geübt. In der großen Politik ging es darum, die Anhänger der drei republikanischen Parteien Zentrum, Deutsche Demokratische Partei und SPD in einer Massenorganisation zusammenzuführen. Im Stil der Zeit gehörten dazu Aufmärsche, Uniformen, paramilitärische Übungen und Saalschutzdienste. Erfasst wurden Arbeitermilieus, aber auch katholische und bürgerliche Kreise. Von linken Sozialdemokraten kritisch beäugt, fungierte das Reichsbanner bis 1933 erfolgreich, um dann dem Ansturm des Nationalsozialismus zu erliegen.

Im November 1929 wurde Haubach in Berlin Pressesprecher im Reichsinnenministerium. Nach der Reichstagswahl 1930, zu der er ohne Erfolg angetreten war, schied die SPD aus der Regierung aus. Er wechselte im Oktober ins Polizeipräsidium



Handschriftliche Namensliste um 1925, darunter Theodor Haubach, Emil Henk und Percy Gothein (Aus: Thomas Hatry, Hans-Martin Mumm: „Wer je die flamme umschritt ..“ Stefan George im Kreis seiner Heidelberger Trabanten. Ausstellungskatalog, Heidelberg 2018, S. 59.)

der Stadt Berlin als dessen Pressesprecher. Kurz zuvor erhielt er Besuch aus Heidelberg. Elisabeth Gundolf schreibt im Juni 1930 an ihren Mann:

„Ich bin ziemlich verblödet durch die Hitze. Nur Abends erhol ich mich in den kühlen und meist glänzenden Theatern: [...] gestern mit Haubach im Deutschen Theater bei Unruhs ‚Phaea‘: eine Mischung aus Geist, Tiefsinn, Spannung und kleinem Moritz. Letzterer allerdings so stark dosiert, daß das Ganze doch wie das Stück eines begabten Tertianers wirkt. Wir saßen in der Loge des Polizeipräsidenten.“³²

Die Selbstverständlichkeit, mit der sie hier den Namen Haubach erwähnt, lässt darauf schließen, dass Gundolf und Haubach sich näher kannten, auch über 1923 hinaus.

1930 wurde Haubach in ein Zeitschriftenprojekt hineingezogen: Die „Neuen Blätter für den Sozialismus. Zeitschrift für geistige und politische Gestaltung“ traten für eine Erneuerung der SPD ein und standen dem religiösen Sozialismus nahe. Der Theologe Paul Tillich gehörte zu den Herausgebern, im Beirat saßen neben anderen der Heidelberger Nationalökonom Lederer, Mierendorff und der Pädagoge Adolf Reichwein. 1931 rückte auch Haubach in den Beirat auf.

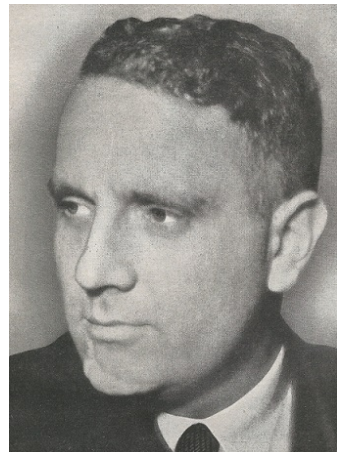
Haubachs zahlreiche Beiträge gruppieren sich in drei Themenbereiche: Außenpolitik, Kampf gegen rechts und eine Neuausrichtung der SPD im Kampf gegen rechts. Aus seiner Sicht war die Aussöhnung mit Polen der Schlüssel zu einer neuen Europapolitik, wie sie das Heidelberger Programm 1925 gefordert hatte. Innenpolitisch war sein Entsetzen über den Aufstieg der NSDAP ebenso groß wie das über die Hilflosigkeit der Demokraten. Er bedient sich dabei der Sprache der Tagespolitik; gelegentlich greift er auf das zurück, was er in Heidelberg gelernt hatte, den Primat des Geistes:

„Bedarf es also zur Abwehr des Faschismus nicht nur einer tatkräftigen Praxis, sondern einer starken geistigen Klarheit, die es erlaubt, die eigene Politik nicht nur mitzumachen, sondern mit Überzeugung und Sicherheit zu vertreten, so bedarf es andererseits eines noch tiefergehenden Verständnisses für das faschistische Phänomen, das sich nicht allein mit der Erfassung soziologischer Ursachen und ökonomischer Motive begnügen kann.“³³

Die „Neuen Blätter“ standen nicht im Fokus der nationalsozialistischen Zensur und konnten noch bis Juni 1933 erscheinen.

Die Landtagswahl vom April 1932 führte zum Ende der Parlamentsherrschaft in Preußen. Die Summe der NSDAP- und der KPD-Stimmen lag über 50 Prozent, die Weimarer Parteien hatten keine Mehrheit. Franz von Papen wurde als Reichskommissar für Preußen eingesetzt. Haubach verlor bei diesem „Preußenschlag“ seine Stelle im Polizeipräsidium.

Die Machtergreifung 1933 erlebte Haubach wie fast alle Demokraten in Deutschland als schlechten Traum, als einen Spuk, der sich bald erledigt haben würde. Er floh im März aus Berlin,



Theodor Haubach, Berlin 1932 (Aus: Walter Hammer: Theodor Haubach wie Anm. 15, nach S. 40)

um der befürchteten Verhaftung zu entkommen. In München gelang es Petzet bei einer Hausdurchsuchung, Haubach im Bett als Dienstmädchen verkleidet zu verstecken.³⁴ In der Schweiz beschlossen Mierendorff und Haubach, nach Deutschland zurückzukehren und den Kampf zu wagen.

Je länger sich die braune Macht etablierte, desto drängender stellten sich zwei Fragen: Die Sicherung der eigenen Existenz und der Aufbau eines Netzes verlässlicher Regimegegner. Haubach nahm eine Stelle als Versicherungsvertreter an, die ihm unauffällig Reisen und Kontaktaufnahmen ermöglichte. Im Nachlass Ida Dehmels findet sich ein Schreiben, in dem Haubach ihr eine Hausratsversicherung anbietet und sich dafür entschuldigt, „dass ich mich der Frau des grossen Dichters zum ersten Mal nur mit geschäftlichen Dingen nähern kann“.³⁵ Aber die Gestapo passte auf. In einem Polizeibericht heißt es, Haubach habe 200 Personen im gesamten Reichsgebiet kontaktiert.

Zum Aufbau eines konspirativen Netzes verfügte Haubach über viele Kontakte. Aufgrund seiner Aktivitäten im „Reichsbanner“ kannte er auch viele verlässliche Personen aus dem DDP- und Zentrums-Lager. Die Behörden ließen Haubach eine Weile gewähren, um weitere Hintermänner überführen zu können. Am 24. November 1934 wurde er verhaftet und ohne Prozess in das KZ Esterwegen gesperrt. Andert-halb Jahre verbrachte er an diesem Ort tiefster Rechtlosigkeit und Demütigung. Über seine Erfahrungen dort schwieg er später.

Im Mai 1936 wurde er entlassen und kehrte nach Berlin zurück. Er fand zunächst schlecht bezahlte Arbeit in einer Fabrik. 1938 stellte ihn Viktor Bausch für seine Papierfabrik ein; beide kannten einander aus Darmstadt und vertrauten sich. Haubach arbeitete im Management und konnte reisen, ohne übermäßig aufzufallen. In seiner Freizeit ging er geistigen Interessen nach, las Thomas von Aquin, Spinoza, Hölderlin und George.³⁶ Georges Gedicht „Der Widerchrist“ aus dem „Siebenten Ring“ von 1907 war wohl auch für ihn das Schibboleth des Widerstands.

Ein Brief vom März 1938 kennzeichnet Haubachs Haltung in dieser Phase. Adressat ist der Norweger Karl („Kalle“) Brodersen (1917–1998), der 1937 in Berlin gelebt hatte und später in Oslo anthroposophischer Lehrer wurde. Dessen Bruder war der Soziologe Arvid Brodersen (1904–1996), der 1935 in Frommels Runde-Verlag über Stefan George publiziert hatte und später im norwegischen Widerstand aktiv war. Haubachs Brief zeigt mit seinem Mut zum minoritären Denken und mit seiner poetologischen Kategorie der Beschwörung zumindest Spurenelemente George-Gundolfischer Lehre:

„Unter allen heutigen Lastern ist das allerschlimmste der Aktualitätswahn. Um Gotteswillen, Kalle, waten Sie nicht im Geschwätz der Literatencafés herum! Ob einer in seinen Werken eine soziale Anklage erhebt, oder auch nicht erhebt, ist vom Dichterischen her gesehen völlig gleichgültig. Weder der Inhalt, noch das Wesen als solches, auf das der Künstler gestossen ist, geben seinem Werk Rang oder Unwert. Erst die vollzogene Beschwörung entscheidet.“³⁷

Mit dem Überfall auf Polen kam Haubach für eine Woche in Haft, eine Vorsichtsmaßnahme, um etwaigen Protesten vorzubeugen, aber auch ein Signal des Überwachungsstaats. Das Jahresende 1939/40 verbrachte er mit Henk in dessen Sommerhaus im Allgäu.

5. Emil Henk 1923 bis 1940

Henks Leben als Schriftsteller zwischen 1923 und 1933 ist nicht gut belegt. Vielleicht ist sein Italienaufenthalt³⁸ schon in das Jahr 1924 anzusetzen. Eine Weile lebte er in Positano; dort freundete er sich mit dem futuristischen Künstler Gilbert Calvel an, dem er 1929 einen Nachruf schrieb.³⁹ In Italien hatte er Gelegenheit, den aufkommenden Faschismus aus der Nähe kennen zu lernen. Zurück in Heidelberg war er vielleicht schon 1925 und wurde 1926 SPD-Mitglied.⁴⁰ Seine Aufsätze und Reportagen sind sehr verstreut, erschienen u.a. in der Frankfurter Zeitung.

Am Ende der 1920er Jahre war für Henk die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus das herausragende Thema. In der Zeitschrift „Die Republik“, einem Organ des linken Flügels des Zentrums, fand er eine ihm zusagende Publikationsmöglichkeit. 1931 schreibt er dort:

„Seit den unheilvollen Septemberwahlen steht als Schicksalsfrage über dem deutschen Volk auch für jeden Außenstehenden und Unpolitischen eine einzige große Entscheidung: sie lautet nicht mehr Sozialismus oder Kapitalismus, sie lautet auch nicht mehr Sozialpolitik oder nicht, sondern klar und unausweichlich: Diktatur oder Demokratie.“⁴¹

Am 12. Juli 1931, Georges 63. Geburtstag, starb in Heidelberg Friedrich Gundolf. Henk widmete ihm in den „Neuen Blättern für den Sozialismus“, einen Nachruf. Der Text ist nicht wirklich gescheit, aber von großer Bewunderung gekennzeichnet. George kommt vor, aber die eigentliche Größe ist Gundolf:

„Die Gestaltung einer Idee, die man in George verkörpert finden mag, in die kulturellen und geistigen Materialien der Zeit und der Weltzeit, das ist Gundolfs Werk. Er hat als einziger den Kosmos und die Ideen, die in George sind, in den Bereich der Bildung gebunden, und er hat ihre Grenzen am Individuum und am All aufgezeigt. Das allein schon ist eine Leistung, die die Kraft einer ganzen Generation übersteigt.“⁴²

1932 wird Henks Ton gegen rechts schärfer und die Analyse nüchterner, ohne dass seine Hoffnung auf eine Wende ganz geschwunden wäre:

„Die deutsche bürgerliche Jugend ist heute fast ausnahmslos faschistisch. Nur ganz geringe Minoritäten stehen heute dem Hitlertum ablehnend oder neutral gegenüber, meist aus religiösen, seltener aus politischen Gründen. Der große Rest der bürgerlichen Jugend aber steht ganz im Banne des Faschismus und die Republik hat in diesem Lager fast keine Anhänger mehr; ihre eigene Jugend steht heute weitgehend im Lager des Proletariats.“⁴³

Aber auch die Hoffnung aufs Proletariat sollte trügen. Henk bereitete sich auf eine Situation vor, die konspiratives Handeln erfordern würde. Bei Sergej Tschachotin, der 1930–33 als Naturwissenschaftler in Heidelberg beschäftigt war und viel Erfahrung im Umgang mit den zaristischen und sowjetischen Polizeiparaten hatte, lernte er den Umgang mit Geheimtinten, verdeckte Kommunikation und andere konspirative Techniken; auch Mierendorff war daran beteiligt.⁴⁴

Trotzdem war auch für Henk der Machtantritt der Nationalsozialisten zunächst nur ein Alptraum, der rasch verfliegen würde. Mierendorff wurde im Juni 1933 in das Konzentrationslager Osthofen bei Worms gesperrt. Henk fasste abenteuerliche Pläne, um ihn dort herauszuholen. Als daraus nichts wurde, konzentrierte er sich auf die Erstellung von Flugblättern, um der öffentlichen Propaganda entgegenzuwir-

ken.⁴⁵ Der kleine Kreis der Eingeweihten nannte sich nach dem Pseudonym Henks Rechberg-Guppe. Die Flugblätter wurden in Heidelberg konzipiert, die unentwickelten Filme nach Mannheim in eine Apotheke gebracht, wo sie entwickelt und zum Druck vorbereitet wurden. Die fertigen Flugschriften wurden dann heimlich ausgelegt. Zur Konspiration gehörten auch nächtliche Treffen am Trifels in der Pfalz und bei den Drei Eichen oberhalb von Rohrbach, die etwas Wandervogelhaftes an sich hatten. Von den Freunden der Studentenzeit kamen Goverts 1933/34 zweimal nach Heidelberg, Haubach mindestens einmal; Henk informierte sie in Umrissen über sein Netzwerk.⁴⁶

Im September 1934 wurde die Gruppe verhaftet. Anders als bei Haubach kam es zu einem förmlichen Prozess. Neben Henk wurden der SPD-Mann Otto Calvi, der Mannheimer Apotheker Erhard Althertum und vier weitere NS-Gegner angeklagt. Den Häschern entging der junge Walter Krause, der als Kurier gedient hatte und später Stuttgarter Innenminister wurde. Am 29. März 1935 wurde Henk zu 20 Monaten Zuchthaus verurteilt, die er im Bruchsaler Gefängnis verbrachte. Dort entstanden seine Gefängnisgedichte, von denen nur einzelne veröffentlicht wurden. Sie klingen düster und lassen keinen Einfluss der Poesie Georges erkennen. Zwei Beispiele:

„Schlafe Herz, was hilft's
Ob die Nacht auch kommt
Fürchte nicht die Qual:
Hindern kann's nur Gott.

Niemand weiß den Weg
Den die Weltzeit geht
Warum bist du ganz
Düsterkeit und Not?

Schlafe Herz, was hilft's
Ob die Weltnacht kommt:
Wegelos ist bald
Aller Menschen Schritt.“

In: Gunter Groll (Hg.): De Profundis. Deutsche Lyrik in dieser Zeit. Eine Anthologie aus zwölf Jahren, München 1946, S. 168.

„An Sassa

Noch einmal warf
Ich Anker aus.
Mir schiens zu spät,
Zu hoch im Tag
Der unser ist.

Da war ein Tag,
An dem Du kamst,
Getreuster Freund.
Und wieder schien
Der Wege Spur
Erhellte ... und weit
Das Land, das wir
Vereint gesehn.
Januar 1936“

In: Ruperto Carola 41, 1967, S. 113. „Sassa“ ist wohl ein Pseudonym Otto Calvis.

Mitte 1936 kam Henk frei, durfte aber die Stadt zunächst nicht verlassen. Um wirtschaftlich unabhängig zu sein, kaufte er die Firma Ries, die mit pharmazeutischen Präparaten handelte, aber auch ein kleines Produktionslabor hatte. Ein Inspektionsbericht vom 20. Mai 1941 betont die Kriegsbedeutung der Firma und nennt fünf Angestellte und zwei Lehrlinge.⁴⁷ Die Übernahme ist nach den Adressbüchern⁴⁸ nicht genau zu datieren. Bis 1939 ist als sein Beruf „Schriftsteller“ angegeben. 1938 war er aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen worden. 1940 ist er „Kfm.“, und 1941 wird er als „Teilh. d. Fa. Ries & Co.“ bezeichnet. Der Firmenkauf dürfte dem-

nach 1939 oder 1940 erfolgt sein. Die neue Position erlaubte ihm wieder zu reisen, eine unabdingbare Voraussetzung konspirativen Handelns.

Henk hatte aus der Zerschlagung der ersten Widerstandswelle Lehren gezogen. Im Rückblick von 1967 formuliert er:

„Der totale Staat war stärker; er hatte die Macht zu zerstören. Wenn der Widerstand im totalen Staat Aussicht auf Erfolg haben will, muß er ein Widerstand von Eliten sein. Mit dem Jahr 1936 hat sich diese Einsicht durchgesetzt. Sie wurde bezahlt mit viel Leid und Zerstörung, aber auch mit viel Tapferkeit. Die große geschichtliche Erkenntnis, daß Widerstand im totalen Staat Sache von Eliten ist, wurde der SPD nicht geschenkt. Die Geschichte ist hart.“⁴⁹

6. Der Kreisauer Kreis und der 20. Juli 1944

Schon 1938 hatte Haubach im Gespräch mit Karl Brodersen die Auffassung vertreten, dass Hitler nur durch einen verlorenen Krieg beseitigt werden könne. Nach den Siegen über Polen und Frankreich stand Deutschland so erfolgreich da, dass Widerstand aussichtslos schien. Erst der Überfall auf die Sowjetunion 1941 und die Niederlage von Stalingrad 1942/43 machten deutlich, dass der Krieg nicht zu gewinnen war.

Helmuth James Graf von Moltke sammelte bereits 1940 einen Gesprächskreis von Hitlergegnern, zu dem er auch Sozialdemokraten einlud. Freya von Moltke schildert die Vorgeschichte:

„Für die Zukunft der Menschlichkeit auf Erden mußte man wünschen, daß die Deutschen besiegt würden, falls es nicht gelang, das Regime, das immer noch von einer Mehrheit der Deutschen bejaht wurde, von innen zu zerstören. [...] Ansätze zu Gesprächen über dieses Thema gab es im Kreis von Helmuths Freunden schon vor dem Krieg.“⁵⁰

Schon im Sommer 1927 war Haubach Moltke begegnet, und zwar in Zuckmayers Haus bei Salzburg. 1940 war die Schlüsselfigur Adolf Reichwein (1898–1944). Haubach kannte ihn als Mitherausgeber der „Neuen Blätter“, lernte ihn aber erst jetzt persönlich kennen. Reichwein war in Marburg Schüler Friedrich Wolters' gewesen und wurde persönlicher Referent des preußischen Kultusministers Carl Heinrich Becker. 1930 erhielt er eine Professur in Halle und engagierte sich in der Volkshochschulbewegung. 1933 entlassen entschied er sich, in Deutschland zu bleiben. Reichwein gehört – nach den Stauffenbergs und neben Haubach – zu den wichtigsten Märtyrern des Widerstands, die von der Dichtung Georges geprägt waren. Ulrich Raulff würdigt ihn, das George-Handbuch von 2012 erwähnt ihn dagegen nicht.⁵¹

Es war Reichwein, der Mierendorff und Haubach mit Moltke bekannt machte und sie in den Gesprächskreis einführte. Im Rückblick von 1946 fasst Henk Moltkes Ziele zusammen:

„Wenn es gelang, die beiden Kirchen, den Sozialismus und den aktiven, jungen und brauchbaren Teil der Aristokratie auf eine einheitliche programmatische Linie zu bringen, dann konnte nach dem Sturz Hitlers rasch gehandelt werden und dann war die Gefahr der deutschen Parteiklüngelei verhindert. Es kam darauf an, zu wissen, was man politisch wollte, lange ehe Hitler von der Bildfläche verschwinden mußte. Nur so war einem Chaos

zu steuern. In Kreisau wurde in wiederholten Besprechungen ein Programm entworfen, das wirtschaftlich und politisch die Grundlage für den kommenden Staat geben sollte.“⁵²

Moltkes Vorhaben, Vertreter verschiedener Gesellschaftsbereiche in Grundsatzfragen zusammenzuführen, erforderte ein dichtes Tagungsprogramm. Dreimal wurde auf Moltkes Gut Kreisau in Schlesien getagt; eine weitaus größere Anzahl Besprechungen gab es in Berlin. Die Ergebnisse wurden protokolliert und die Typoskripte auf dem Kreisauer Dachboden versteckt, wo sie die Gestapo 1944 nicht fand.⁵³ Mierendorff und Haubach formulierten im Frühjahr 1943 eine „Sozialistische Aktion“, die der Juni-Tagung vorlag, aber nicht verabschiedet wurde. Nach Zimmermanns Urteil trägt der Text mehr proklamatorischen als programmatischen Charakter.⁵⁴

Henk nahm weder an den Kreisauer Tagungen noch an den Berliner Besprechungen teil. Jedenfalls fehlt sein Name auf der von Freya von Moltke quasi kanonisch festgestellten Liste der Kreismitglieder.⁵⁵ Dem entgegen steht die Aussage Henks, er sei Mitglied „im Kreisauer Kreis“ gewesen.⁵⁶ Das kann nur so akzeptiert werden, dass er die Grundsätze der Kreisauer für einen Neuanfang teilte und von Haubach über die Beratungen informiert wurde. Der Begriff „Kreisauer Kreis“ wurde übrigens von den Teilnehmern nicht verwendet; er taucht erstmals in den Verhörprotokollen Haubachs auf.⁵⁷

Die Reihen lichteten sich. Mierendorff starb im Dezember 1943 bei einem Luftangriff auf Leipzig. Moltke wurde im Januar 1944 verhaftet. Henk gelang es, Mierendorffs Urne nach Darmstadt zu transferieren, wo die Freunde am 22. Februar 1944 auf dem Waldfriedhof eine Totenfeier veranstalteten; Haubach hielt die Gedenkrede.⁵⁸ Im Juli 1944, noch vor dem Attentat, wurde Reichwein verhaftet und im Oktober hingerichtet.

Für Haubachs Ansichten Ende 1943 ist ein Brief aufschlussreich, den er kurz nach Mierendorffs Tod an Alfred Weber schrieb. Trotz des Risikos der Postzensur bekennt er sich zu Umsturzhoffnungen:

„[Mierendorffs] Werk war nicht getan, seine Erdenreise eigentlich nicht beendet. Wie Moses hat er das gelobte Land nicht betreten, nur vom Berge her geschaut. Wir aber laufen noch in der Wüste. Werden wir das Rechte rechtzeitig tun können? Rechtzeitig – d.h. dem Gott nicht zu früh in die Speichen fallen und auf der andern Seite seinen Ruf und Wink zu seiner Stunde nicht zu überhören. Ohne die einende und hellhörig machende Liebe werden wir nichts vermögen.“⁵⁹

Es fehlte in dieser Zeit nicht an Überlegungen, unterzutauchen oder an einen neutralen Ort zu kommen. Frommel fühlte aus Amsterdam entsprechend vor. Haubach antwortet am 23. Mai 1944: „Mein Lieber! Das würde mir so passen!“⁶⁰ Er wolle bleiben und seine Pflicht tun.

Am 20. Juli 1944 waren Haubach und Henk in dessen Ferienhaus in Oberstdorf. Die Nachricht vom Scheitern des Attentats erfuhren sie aus dem Rundfunk.⁶¹ Zimmermann nimmt an, Haubach habe „absichtlich“ die Distanz zum Geschehen in Berlin gesucht.⁶² Sein Verhalten in den Wochen bis zur Verhaftung lässt jedoch eher vermuten, dass er keine Kenntnis vom Attentatstermin hatte und sich selbst nicht in großer Gefahr sah. Die beiden Freunde fuhren nach Heidelberg. Am 29. Juli heiratete Henks Sohn Richard, und Haubach war als Trauzeuge vorgesehen. Das hätte den Polizeibehörden leicht auffallen können. Wie durch ein Wunder geschah nichts.

Haubach besuchte zwei Lehrer der Studienzeit, die beide suspendiert waren. Zehn Jahre später erinnert sich Jaspers:

„Der letzte Besuch Haubachs bei meiner Frau und mir, uns unvergeßlich, war wenige Tage nach dem 20. Juli 1944. Er kam mit unserem Freund Henk zum Tee. [...] Da er aus einem Erholungsurlaub in Bayern kam, wußte er noch wenig. Nach einem Augenblick des Schweigens sagte er zu meiner Frau: ‚Sie und ich sind nun in größter Gefahr.‘ Meine Frau erwiderte: ‚Was sollen wir tun?‘ Haubach gab uns konkrete Vorschläge für das Verhalten, riet uns auch, für ein Versteck für meine Frau zu sorgen.“⁶³

Auch Alfred Weber erinnert sich an Haubachs Besuch:

„Ein paar Tage [nach dem 20. Juli] saß er auf meinem Sofa. Er ließ sich nicht davon abbringen, nach Berlin zurückzukehren, obwohl es klar sein mußte, daß man ihn, der mit auf der bei Goerdeler gefundenen nachrevolutionären Ministerliste stand, sofort ermitteln und festnehmen würde. Von dem furchtbaren Schicksal, das ihn dann traf, weiß ich persönlich nur, daß er gehunfähig wurde und daß man ihn auf der Tragbahre zum Galgen gebracht hat. [...] Mußte er zusammen mit all den Gleichwertigen, die uns heute als politische Talente bitter fehlen, verschwinden, indem er sich aus Anstand zum Schluß selbst ans Messer lieferte? Wer vermag darauf eine Antwort zu geben?“⁶⁴

Nach der Trauung war Haubach in München und verbrachte mit Petzet eine Nacht im Luftschutzkeller des Schauspielhauses. Auch dort bekam er den dringenden Rat, nicht zurückzukehren.⁶⁵ Er fuhr dennoch nach Berlin und übernachtete in der Wohnung eines Freundes. Dort wurde er am 9. August verhaftet. Zwar blieben die Kreisauer Protokolle unentdeckt, aber sein Name tauchte in anderen beschlagnahmten Papieren auf. Für ihn war die Pressearbeit einer neuen Regierung vorgesehen. Am 15. Januar 1945 verurteilte ihn Freisler zum Tod durch den Strang. Aufgrund akuter Nierenkoliken wurde er am 23. Januar auf einer Bahre in den Hinrichtungsschuppen in Plötzensee getragen. Mit ihm starben weitere neun Verurteilte, darunter auch Moltke.

7. Das Versteck für Gertrud Jaspers

Während der ‚Endsieg‘ 1944/45 immer unwahrscheinlicher wurde, arbeitete die Todesmaschine weiter an der ‚Endlösung‘. Dass Personen jüdischer Abstammung, die mit Nichtjuden verheiratet waren, von den Deportationen ausgenommen waren, beruhte nur auf taktischer Rücksicht, um Proteste klein zu halten. Im März 1943 kam es in Berlin zu der bekannten Demonstration von Frauen, die um das Leben ihrer jüdischen Männer bangten. In Heidelberg war es der Selbstmord Leontine Goldschmidts im August 1942, nachdem sie einen Deportationsbefehl nach Theresienstadt erhalten hatte, der den betroffenen Personenkreis alarmierte.⁶⁶

Im Gespräch mit Haubach und Henk vom Juli 1944 war der Schutz für Gertrud Jaspers ein wichtiges Thema. Es war Henk, der dann auch handelte. Hans Saner, Jaspers‘ Assistent 1962–69, später sein Biograf, forschte nach Quellen zu den Ereignissen. Henk schreibt ihm am 25. Juli 1968:

„Die Ärztin, die mich laufend warnte, wenn Aktionen gegen die Juden im Anmarsch waren, war Frau Dr. Gretha Schellworth Berlin. Sie war Polizeiärztin [...]. Mit irgendeinem Kenn-

wort hat sie mich dann telefonisch verständigt. Ich habe dann Jaspers auf die Gefahr aufmerksam gemacht. [...] Meines Erachtens war Frau Jaspers nur einmal bei mir versteckt und nur so lange, bis Frau Dr. Schellworth den Alarm abgeblasen hat.“⁶⁷

Die Beziehung zur oben erwähnten Greta Stange, nun Gretha Schellworth, hatte sich als stabil erwiesen. Haubach dürfte in Berlin Kontakt zu ihr gehabt haben. Gerne würden wir mehr darüber wissen. Das numerische Gedächtnis war aber nicht Henks Stärke. Im August 1945 schreibt Jaspers an Oskar Hammelsbeck:

„Von den Gefahren der letzten Monate vor Eintreffen der Befreier mag ich gar nicht erzählen (meine Frau war drei Mal versteckt). Es ist wie ein Wunder, daß wir leben.“⁶⁸

Wenn Henk dreimal Versteckgeber war, dann muss es sich auch um Ereignisse des zweiten Halbjahrs 1944 gehandelt haben. Das Verhältnis zwischen den Eheleuten Jaspers und Henk war in der Schlussphase der nationalsozialistischen Herrschaft demnach besonders eng.

Am 30. März 1945, Karfreitag, kam Henk mittags zu Jaspers in dessen Wohnung Plöck 66. In einem Brief an Arendt schildert Jaspers 1964 diesen denkwürdigen Tag:

„Am Tag des amerikanischen Einmarsches in Heidelberg, als die amerikanischen Soldaten immer noch ‚in Deckung‘ vorgingen, vorsichtig, standen [...] hinter dem Garten auf der Anlage einige junge, sehr junge deutsche Soldaten, in Uniform, auch ‚in Deckung‘ hinter den Bäumen. Henk öffnete das Fenster und schrie hinaus: ‚Seid doch nicht verrückt, werft die Gewehre weg und ergebt Euch!‘ – was dann auch schnell geschah.“⁶⁹



Emil Henk, Kopie eines undatierten Fotos (Quelle: privat)

8. Schluss

Das weitere Leben Henks nach Ende des Kriegs ist nicht Gegenstand dieser Untersuchung. Hier soll nur resümiert werden, welche Antworten sich auf die eingangs gestellte Frage nach dem George-Gundolfschen Einfluss auf das Widerstandshandeln der beiden Freunde finden ließen. Kristallisationspunkt war Gundolfs Romantikvorlesung im Sommer 1919. Henk stand in dieser Zeit Gundolf persönlich als Freund nahe; aber auch Haubach hatte direkten Umgang mit den Gundolfs, wie die Berliner Theaterepisode von 1930 zeigt. Henks emphatischer Nachruf auf Gundolf und Hau-

bachs Brief an Brodersen belegen, wie lange die Impulse der Studentenzeit nachwirkten. Auch Haubachs bis 1944 nachweisbarer Kontakt zu Frommel geht auf Heidelberg zurück.

Beweise im engen Sinn sind das nicht. Es fehlt an Tagebüchern, Büchern mit Anstreichungen und anderen persönlichen Zeugnissen. Es gibt aber einen Kronzeugen. In seinem Nachruf auf Henk betont Zuckmayer die geistigen Einflüsse der Studienzeit. Er hatte Henk nur 1920/21 erlebt; aber das waren gerade die prägenden Jahre. Einschränkend ist voranzustellen, dass die Differenzierung zwischen Haubach und Henk mir nicht gerechtfertigt scheint. Beide waren ‚rechte‘, positiv formuliert: moderne, Godesberger Sozialdemokraten. Auch über Haubachs Sozialismus ließe sich sagen, er kam „nicht aus erkanntem Mangel, sondern aus bewußter Fülle“. Zuckmayer redet 1970 den toten Freund direkt an:

„Die Zeit des ‚Hohen Meissner‘ und der ekstatischen Jugendbewegung, – es war die gleiche Zeit, in der Deine späteren Freunde und Gefährten nur wenige Jahre jünger als Du, in Darmstadt ihre ‚Blätter der Dachstube‘ produzierten. [...] Ihre geistigen Väter waren Georg Büchner und das ‚Junge Deutschland‘ des Vormärz. Deine geistigen Quellgründe waren anderer Natur. Dich hatte der ‚Stern des Bundes‘ zur strengen Zucht einer hierarchischen Elite geführt, Du glaubtest an eine neue Bemeisterung und Überhöhung unseres Daseins durch eine neue, geheiligte Ordnung, durch das blühende Gesetz der Kalokagathie; Deine Leitbilder waren nicht die Aufrührer und Umstürzler, sondern die Wissenden und Lehrenden, die Weisen und Bildnerischen, George, Wolfskehl, Gundolf. [...] ‚Seele‘ und ‚Schicksal‘ waren in diesem Umkreis nicht schwärmerisch-mystische Phantome, sondern Urgrund und Tragpfeiler des Ich und des Weltganzen, – höchster Anspruch und absolute Forderung. [...] So ist Dein [...] Weg zum Sozialismus zu verstehen: nicht aus erkanntem Mangel, sondern aus bewußter Fülle.“⁷⁰

Anmerkungen

- 1 Anmeldung zur Immatrikulation, UAH: Studentenakte Emil Henk.
- 2 Siehe Maïke Mumm: Der Wandervogel in Heidelberg. Hans Breuer und die Entstehung des Zupfgeigenhansls 1908, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 13, 2009, S. 67–89.
- 3 Oberrealschule Heidelberg, Bericht über das Schuljahr 1908/09, S. 12.
- 4 Herbert Schmidt-Zittel: Vom Leben der Wandervogel-Ortsgruppe Heidelberg, der einstigen Hochburg des Wandervogels in Süddeutschland, Typoskript, Heilbronn 1966, S. 15. Henk wird dort nur noch ein zweites Mal genannt im Zusammenhang mit einer Wanderfahrt 1913 auf den Dilsberg (S. 123).
- 5 Emil Henk an Gundolf, 11.10.1914, in: Friedrich Gundolf: Briefe. Neue Folge, hg. von Claus Victor Bock, Amsterdam 1965, S. 148.
- 6 Gundolf an George, 15.10.1914, in: Robert Boehringer, Georg Peter Landmann (Hgg.): Stefan George, Friedrich Gundolf. Briefwechsel, München u.a. 1962, S. 271.
- 7 Friedrich Gundolf an Emil Henk, 6.5.1915, in: Gundolf: Briefe (wie Anm. 5), S. 148f.
- 8 Kommerell an Jul Strebel, ca. Mai 1920, in: Max Kommerell: Briefe und Aufzeichnungen 1919–1944, hg. von Inge Jens, Olten u.a. 1967, S. 89f., 92.
- 9 Gundolf an Kahler, Heidelberg, 21.6.1921, in: Friedrich Gundolf – Erich von Kahler. Briefwechsel, hg. v. Klaus Pott und Petra Kruse. Bd. 1, 1910–1922 (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 91), Göttingen 2012, S. 260.
- 10 Henry Goverts: Emil Henk und unser Heidelberger Kreis, in: Richard Henk (Hg.): In memoriam Emil Henk 1893–1969. Erinnerungen seiner Freunde, Heidelberg 1970, S. 18–23, hier S. 20.

- 11 Zu Henks Studiengang siehe UAH: Studentenakte Emil Henk; Belegblätter der Akademischen Quaestur (REP 29) 289 Bl. A 780; 421 Bl. B 1222; 458 Bl. A 1592; 484 Bl. A 1580; 516 Bl. B 1418.
- 12 Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft, Wien 1967, S. 285.
- 13 Goverts: Henk (wie Anm. 10), S. 19f.
- 14 Alle biografischen Daten, soweit nicht anders angegeben, beziehen sich auf Peter Zimmermann: Theodor Haubach (1896–1945). Eine politische Biographie (Forum Zeitgeschichte 15), München u.a. 2004.
- 15 Wolfgang Petzet: Stationen. Erinnerungen an Theo Haubach, in: Walter Hammer (Hg.): Theodor Haubach zum Gedächtnis, Frankfurt ²1955, S. 8–11, hier S. 8.
- 16 Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 49.
- 17 Ebd., S. 36.
- 18 Zu den studentischen Adressen siehe die Adressbücher der Universität: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/unihdaddressbuch.html> (Aufrufe: passim).
- 19 Zu Haubachs Studiengang siehe UAH: Studentenakte Theodor Haubach; Belegblätter der Akademischen Quaestur (REP 29) 319 Bl. A 1290; 420 Bl. B 1167; 430 Bl. A 835; 454 Bl. A 906; 488 Bl. B 179.
- 20 Siehe Norbert Giovannini: Fraenger und Freunde. Hinweise zum studentischen Umfeld der ‚Gemeinschaft‘ und einigen Protagonisten der sozialistischen Studentengruppe 1919–1922, in: Susanne Himmelheber, Karl-Ludwig Hoffmann (Hgg.): Neue Kunst – Lebendige Wissenschaft. Wilhelm Fraenger und sein Heidelberger Kreis 1910 bis 1937, Heidelberg 2004, S. 173–185.
- 21 Wolfgang Frommel: Zum Thema Geist und Leben, in: *Castrum Peregrini* 150, 1981, S. 5–23, hier S. 14.
- 22 Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 66.
- 23 Ebd., S. 67.
- 24 Jaspers an Arendt, 25. Juli 1963, in: Hannah Arendt – Karl Jaspers. Briefwechsel 1926–1969, hg. von Lotte Köhler und Hans Saner, München u.a. 1985, S. 547–551, hier S. 548. Auf die Korrespondenz Karl Jaspers' als Quelle zu Henks Biografie hat mich Bernd Weidmann hingewiesen. Ihm sei dafür herzlich gedankt.
- 25 Fritz Croner: Ein Leben in unserer Zeit. Autobiographie, Frankfurt/M u.a. 1968, S. 170.
- 26 Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 97.
- 27 Zu Stanges Biografie siehe Petra Behrens: Hilfen für Verfolgte durch Mediziner des Staatskrankenhauses der Polizei, in: Barbara Orth (Hg.): Gestapo im OP. Bericht der Krankenhausärztin Charlotte Pommer (Studien und Dokumente zu Alltag, Verfolgung und Widerstand im Nationalsozialismus 2), Berlin 2013, S. 120–130, hier S. 125. Die Schreibweise des Vornamens variiert. Ihr Matrikelgesuch unterschreibt sie mit „Greta“ (UAH, Studentinnenakte Greta Stange), Behrens schreibt „Gretha“.
- 28 Zu Stanges Studiengang siehe UAH: Studentinnenakte Greta Stange; Belegblätter der Akademischen Quaestur (REP 29) 244 Bl. A 187; 257 Bl. 467; 259 Bl. 871; 302 Bl. 823; 309 Bl. B 1811; 311 Bl. A 91; 320 Bl. A 1487; 354 Bl. B 65; 387 Bl. B 420; 390 Bl. B 810; 424 Bl. 1745.
- 29 Gundolf: Briefe (wie Anm. 5), S. 200. Der Herausgeber datiert den zitierten Brief leider nicht.
- 30 Gundolf an Kahler, 9.12.1919, in: Gundolf (wie Anm. 9), S. 225.
- 31 Gundolf an Greta Stange, 22. 11. 1925, in: Gundolf: Briefe (wie Anm. 5), S. 200f.
- 32 Elisabeth Gundolf an Gundolf 13.6.1930, in: Friedrich Gundolf – Elisabeth Salomon. Briefwechsel (1914–1931), hg. v. Gunilla Eschenbach und Helmuth Mojem, Berlin u.a. 2015, S. 664f.
- 33 Theodor Haubach: Die militante Partei, in: *Neue Blätter für den Sozialismus* 2, 1931, S. 208–213, hier S. 209.
- 34 Petzet: Stationen (wie Anm. 15). S. 9f.
- 35 Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 347.
- 36 Ebd., S. 371, 379.
- 37 Theodor Haubach an Karl Brodersen, 9.3.1938, in: *Castrum Peregrini* 184–185, 1988, S. 26–33, hier S. 31.
- 38 Gerhard Hinz: Emil Henk †, in: *Ruperto Carola* 46, 1969, S. 58f., hier S. 58.
- 39 Martin Mittelmeier: Adorno in Neapel. Wie sich eine Sehnsuchtslandschaft in Philosophie verwandelt, München 2013, S. 194, Anm. 94. Das Typoskript des Nachrufs befindet sich im Nachlass Clavel im Staatsarchiv Basel; ebd., S. 279.

- 40 Friederike Reutter: Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit (Buchreihe der Stadt Heidelberg 5), Heidelberg 1994, S. 175.
- 41 Emil Henk: Der Faschismus von morgen, in: Die Republik 5, Heft 10, 1930/31, S. 292–295, hier S. 292.
- 42 Emil Henk: Friedrich Gundolf, in: Neue Blätter (wie Anm. 33) 2, 1931, S. 393–395, hier S. 394.
- 43 Emil Henk: Der Charakter der deutschen faschistischen Jugend, in: Neue Blätter (wie Anm. 33) 4, 1932, S. 308–312, hier S. 308.
- 44 Emil Henk: Sozialdemokratischer Widerstand im Raum Mannheim, in 100 Jahre SPD in Mannheim. Eine Dokumentation, Mannheim 1967, S. 68–73, hier S. 70. Siehe auch den Beitrag von Reinhard Riese: Dreipfeil gegen Hakenkreuz im vorliegenden Band, S. 137ff.
- 45 Zum Widerstand 1933/34 siehe Henk: Widerstand (wie Anm. 44); der Gestapo-Bericht über die Rechberg-Gruppe in: Peter Merz (Bearb.): Damit nichts bleibt wie es ist. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Heidelberg 1845–1949, Kösching 1986, S. 217–221; Erich Matthias, Hermann Weber (Hgg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Mannheim, Mannheim 1984, bes. S. 142, 170–176.
- 46 Govers: Henk (wie Anm. 10), S. 21f.; Henk: Widerstand (wie Anm. 44), S. 72.
- 47 Kopie beim Verfasser.
- 48 <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/hdaddressbuch.html> (Aufrufe passim).
- 49 Henk: Widerstand (wie Anm. 44), S. 73.
- 50 Freya von Moltke: Erinnerungen an Kreisau 1930–1945, München 1997, S. 40f.
- 51 Ulrich Raulff: Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München 2009, S. 443–446; Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer, Ute Oelmann (Hgg.): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. Drei Bände, Berlin u.a. 2012; Haubach und Henk sind dort beiläufig erwähnt, aber ohne Hinweis auf ihre politische Haltung.
- 52 Emil Henk: Die Tragödie des 20. Juli 1944. Ein Beitrag zur politischen Vorgeschichte, Heidelberg ²1946, S. 24.
- 53 Moltke: Erinnerungen (wie Anm. 50), S. 65.
- 54 Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 291–293.
- 55 Moltke: Erinnerungen (wie Anm. 50), S. 138.
- 56 Henk: Tragödie (wie Anm. 52), S. 23.
- 57 Moltke: Erinnerungen (wie Anm. 50), S. 49; Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 383.
- 58 Theodor Haubach: In Memoriam, in: Hammer: Haubach (wie Anm. 15), S. 18–22.
- 59 Theodor Haubach an Alfred Weber, 29.12.1943, in: Alfred Weber: Ausgewählte Briefe, hg. von Eberhard Demm und Hartmut Soell (Alfred-Weber-Gesamtausgabe 10), Bd. 1, Marburg 2003, S. 301f.
- 60 Zit. n. Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 419f. Zimmermann ignoriert Frommels Behauptung, Haubach sei im Sommer 1943 in Amsterdam gewesen (Frommel: Geist und Leben, wie Anm. 21, S. 15), bestätigt aber anhand des Frommel-Nachlasses den brieflichen Kontakt.
- 61 Henk: Tragödie (wie Anm. 52), S. 58.
- 62 Zimmermann: Haubach (wie Anm. 14), S. 408.
- 63 Karl Jaspers: Doktor der Philosophie, in: Hammer: Haubach (wie Anm. 15), S. 14–17, hier S. 17.
- 64 Alfred Weber: Ein paar Worte nur, in: Hammer: Haubach (wie Anm. 15), S. 24.
- 65 Petzet: Stationen (wie Anm. 15), S. 10.
- 66 Frank Moraw: Heidelberg – Theresienstadt – Heidelberg. Zur letzten Deportation aus Heidelberg im Februar 1945, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 13, 2009, S. 91–122, hier S. 93f.; zu Gertrud Jaspers S. 94–98.
- 67 Zit. n. Behrens: Hilfen für Verfolgte (wie Anm. 27), S. 128.
- 68 Jaspers an Oskar Hammelsbeck, 11.8.1945, in: Hermann Horn (Hg.): Briefwechsel Karl Jaspers – Oskar Hammelsbeck 1919–1969, Frankfurt/M u.a. 1986, S. 65f., hier S. 65.
- 69 Jaspers an Arendt, 25.4.1964, in: Arendt (wie Anm. 24), S. 587–591, hier S. 587f.
- 70 Carl Zuckmayer: Ein Brief ins Elysium, in: Richard Henk: In memoriam (wie Anm. 10), S. 15–17, hier S. 16f.

Reinhard Riese

Dreipfeil gegen Hakenkreuz

Von der Erfindung eines Freiheitssymbols in Heidelberg

Dass die drei Pfeile als Symbol des Kampfes der „Eisernen Front“ (EF) gegen den Nationalsozialismus in Heidelberg entstanden sind, ist weitgehend unbekannt. Im Jahre 1933 berichtet der „Erfinder“, der russische Naturwissenschaftler Sergej Tschachotin, darüber im Rückblick:

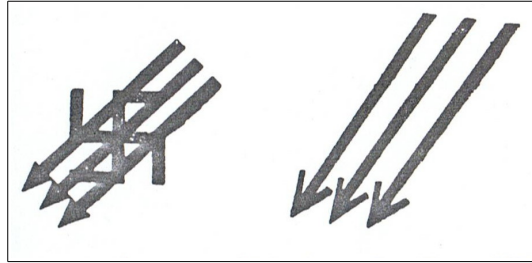
„Etwa fünf Tage danach [nach dem Bekanntwerden der Boxheimer Dokumente am 26. November 1931] wanderte ich in den Straßen Heidelbergs herum und blieb plötzlich wie vom Donner gerührt stehen – an einer Ecke an der Wand stand ein Hakenkreuz angemalt, durch welches ein wuchtiger weisser Strich zog. Ein Blitz durchzuckte mein ganzes Wesen, wie ein Licht ging es mir plötzlich auf: da war ja die gesuchte, die geträumte Lösung! [...] Das musste überall geschehen, nicht ein Hakenkreuz in ganz Deutschland durfte mehr unbehelligt bleiben, das als Auslöser des für Hitler günstigen bedingten Reflexes fungierende Zeichen musste in sein Gegenteil umgewandelt werden. [...] Konnte ich hoffen sie in ganz Deutschland durchzusetzen? [...] Am nächsten Abend rief ich ein Dutzend jugendliche Arbeiter, Reichsbannerkameraden zusammen. Ich sprach ihnen von unserem Kampf, ich erläuterte den Sinn der Symbole, feuerte sie an und gab Jedem ein Stück Kreide in die Hände: ‚Jetzt los in den Kampf, streicht das eckige Ungeheuer mit einem Pfeil, mit einem Blitz durch!‘ Der Strich wurde somit zum Pfeil, weil so das Dynamische unseres Kampfes noch besser zum Ausdruck kam. Sie stürmten in die Nacht hinaus, sie jubelten, jetzt hatte auch in ihnen plötzlich der angesammelte, dauernd durch sog. ‚Ordnungs- und ‚Zur Disziplin‘-Rufe der [SPD-]Führer künstlich gehemmte Tatendrang freien Lauf bekommen. Die nächsten Nächte vergingen wie im Taumel. Sofort merkten die Gegner, dass nun was in der Stadt vor sich ging, sie horchten auf, es tauchten frischgemalte Hakenkreuze sofort auf, die von uns nun wieder durchgestrichen wurden. Sie tobten vor Wut: nichts anderes konnten sie machen als neue Hakenkreuze anzumalen. Ein Kleinkrieg, eine eigenartige Guerilla entspann sich in der Stadt.“¹

Vom Pfeil zum Dreipfeil

Diese Initiative Tschachotins bestätigt – leider anonym – „ein alter Sozialist aus Heidelberg“ im Jahre 1983 in der Erinnerung:

„Man hörte damals, es war 1932, daß er [Tschachotin] vor den Bolschewisten aus Rußland geflohen sei und er der Regierung der Menschewiken angehört hätte. Wir trafen uns abends im Kreise junger Sozialisten im Gewerkschaftshaus in Heidelberg und hörten seine Vorträge. Er machte uns an Hand von Aufzeichnungen deutlich, wie man durch Werbung und Propaganda auf die Menschen einwirken kann, er verstand es ausgezeichnet, uns für seine Ideen zu begeistern. So entstand auch die Idee mit den 3 Pfeilen. Er setzte auf ein Hakenkreuz 3 Pfeile darüber als Zeichen der Vernichtung. Eines abends, nach seinem Vortrag, drückte er jedem von uns 1 Stück Kreide in die Hand, um damit jedes Hakenkreuz an den Häuserwänden mit den 3 Pfeilen durchzustreichen! gesagt, getan! Die Wirkung war verblüffend. Die Nazis waren schockiert, ganz Heidelberg sprach von dieser Aktion. Wie ein Lauffeuer ging es überall herum mit den ‚3 Pfeilen‘.“²

Offensichtlich hatte Tschachotin seine ursprüngliche Idee vom Dezember 1931 in den ersten Wochen des Jahres 1932 zum Dreipfeil weiter entwickelt und junge Heidelberger Sozialdemokraten zum Widerstand gegen die nationalsozialistische Agitation ermuntert.



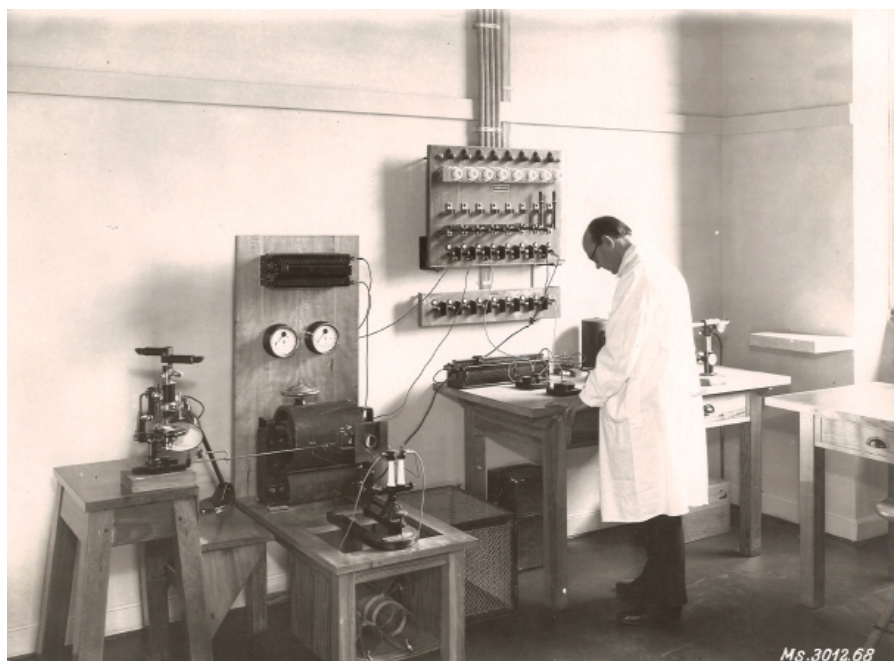
Die Entwicklung zum Dreipfeil (Aus: Tschachotin: Dreipfeil, wie Anm. 1, dort S. 22, 26)

Sergej Tschachotin: eine Kurzbiographie

Wer war dieser Mann? Der russische Staatsbürger Sergej Tschachotin (1883–1969) war promovierter Zoologe und Verhaltensforscher.³ Seit 1930 arbeitete er mit einem dreijährigen Stipendium der Research Corporation New York als Gastwissenschaftler am neu errichteten Kaiser-Wilhelm-Institut für medizinische Forschung in Heidelberg. Diese knappe Beschreibung wird seiner facettenreichen Persönlichkeit freilich nicht gerecht. Als Sohn eines russischen Diplomaten in Konstantinopel geboren, begann er ein Medizinstudium in Moskau und studierte anschließend Naturwissenschaften an deutschen Universitäten, von 1903 bis 1907 in Heidelberg. Hier promovierte er 1907 im Fach Zoologie bei Otto Bütschli (1848–1920) mit den Nebenfächern Chemie und Physiologie über die Gleichgewichtsorgane der Schnecken. Seine wissenschaftliche Arbeit führte ihn an zahlreiche Institute in Deutschland, Italien, Frankreich und Russland. Dort forschte er seit 1912 als Assistent des berühmten Physiologen und Verhaltensforschers Iwan Pawlow (1849–1936). Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erlebte er in Heidelberg, wurde als russischer Spion verdächtigt und aus Deutschland ausgewiesen. 1921 habilitierte er sich an der Universität Zagreb und wurde zum Professor ernannt. Als Kommunist denunziert, verlor er diese Position im Januar 1922 wieder.

Als Wissenschaftler widmete er sich der Zell- und Mikrobiologie. Er entwickelte das Strahlenstichmikroskop, einen Mikromanipulator, der die Untersuchung lebender Zellen unter UV-Strahlen möglich macht. Daneben beschäftigte er sich mit der Krebsforschung. Die Zeit im Pawlowschen Institut machte Tschachotin mit der Verhaltensforschung und der Theorie des konditionierten Reflexes vertraut. Später hat er sich auch mit Fragen der Organisation und Dokumentation naturwissenschaftlicher Forschung beschäftigt. Seit 1930 verschaffte ihm das Stipendium am Heidel-

berger Kaiser-Wilhelm-Institut (Abteilung Physik) hervorragende Arbeitsbedingungen; seine dabei erbrachten Forschungen und Experimente wurden allgemein anerkannt.



Tschachotin 1930 im Labor des KWI (Quelle: Archiv des Max-Planck-Institut für med. Forschung)

Die häufigen Ortswechsel waren nicht nur durch seine wissenschaftliche Tätigkeit, sondern auch durch seine politischen Aktivitäten bedingt. Phasen wissenschaftlicher Arbeit wechselten ab mit solchen eines intensiven Engagements als Sozialist, der Militarismus, Nationalismus und Faschismus bekämpfte. 1902 wurde er wegen der Beteiligung an einer Studentendemonstration aus Russland ausgewiesen; 1918 musste er als Menschewik vor den Bolschewiki aus Petersburg nach Südrussland fliehen, von dort emigrierte er 1919 nach Westeuropa. Als Antifaschist ging er 1933 aus Deutschland ins Exil nach Dänemark, dann nach Frankreich. Anfang der 1920er Jahre plädierte er für die Anerkennung der Sowjetunion, erhielt die sowjetische Staatsbürgerschaft und war 1924–1927 in der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin tätig.

An seine persönliche Ausstrahlung erinnert sich der oben zitierte Zeitzeuge noch immer: „Ich denke oft an Prof. Tschachotin, er verstand immer wieder in seinen eindringlichen Ausführungen in fließendem Deutsch, uns für seine Ideen zu faszinieren.“⁴

Tschachotin hatte in den jungen Antifaschisten Enthusiasmus und Tatendrang geweckt, was in Heidelberg zu einem ungewöhnlichen Erfolg führte.

„Als Wissenschaftler gewohnt“, so Tschachotin, „einen Vorgang zahlenmässig zu überwachen, experimentell zu prüfen, bewaffnete ich mich mit einem Notizblock und lief täglich morgens eine lange Strasse entlang, die ich mir gewählt hatte. Ich zählte die durchgestrichenen und die neu gemalten Hakenkreuze und schrieb es mir auf. Ein gewisses Zahlenverhältnis war da. Tag aus, Tag ein, wiederholte sich das. Der Kleinkrieg wütete, das Verhältnis blieb etwa dasselbe. So ging es etwa eine Woche lang. Und dann – dann kam der erhoffte, der entscheidende Punkt: das Zahlenverhältnis schlug zu unseren Gunsten um! Zuerst langsam, ab und zu schwankend, dann immer rascher, bis nur durchgestrichene Hakenkreuze überall zu sehen waren. Drei Wochen waren vergangen. Der Sieg war unser, die Gegner waren zermürbt, sie sahen ein, es hatte keinen Zweck, sie liessen nach. Eine Erregung bemächtigte sich unserer Genossen.“⁵

SPD, Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und Eiserne Front 1930/31

Derartige neue Ideen und Initiativen hatte die SPD Anfang 1932 bitter nötig.⁶ Schon zur Jahreswende 1929/30 waren Reichspräsident Paul von Hindenburg (1847–1934) und seine Berater entschlossen, die SPD aus der Regierung zu verdrängen und ein „antiparlamentarisches“ und „antimarxistisches“ System zu installieren. Als die Große Koalition unter Reichskanzler Hermann Müller (1876–1931) infolge der Wirtschaftskrise an der Sozialpolitik scheiterte, war der Weg frei für ein Präsidialkabinett unter Heinrich Brüning (1885–1970), der auf das Vertrauen des Reichspräsidenten angewiesen war und mit Notverordnungen nach Art. 48 WRV sowie der Drohung der Reichstagsauflösung regierte. Die Reichstagswahlen vom 14. September 1930 bedeuteten einen politischen Erdbeben und einen herben Rückschlag für die demokratischen Kräfte. Bei gesteigener Wahlbeteiligung von über 4 Millionen vervielfachte die NSDAP ihren Stimmenanteil auf 18,3% und wurde mit 107 Sitzen zweitstärkste Fraktion. Die SPD verlor über 5% und zehn Sitze (143).

Um einen weiteren Rechtsruck zu verhindern und die „Weimarer Koalition“ in Preußen unter Otto Braun (SPD; 1872–1955) nicht zu gefährden, rang sich die SPD zu einem Tolerierungskurs gegenüber der Regierung Brüning durch. Gegen die NSDAP setzte sie auf Aufklärung und Bildungsarbeit ihrer Funktionäre und Mitglieder; die Straße überließ sie weitgehend den Republikgegnern. Während die Zahl der Arbeitslosen im Herbst 1931 auf fast sechs Millionen stieg, häuften sich die Warnsignale von rechts. Am 11. Oktober versammelte sich die „nationale Opposition“ von DNVP, Stahlhelm und NSDAP mit ihren paramilitärischen Organisationen zu einer gemeinsamen Großkundgebung, der „Harzburger Front“. Damit wurde Hitler in den konservativen Kreisen der Republikgegner salonfähig. Am 15. November errang die NSDAP bei den hessischen Landtagswahlen einen Wahlsieg als stärkste Fraktion mit 23,9% vor der SPD (20,3%). Wenig später erschütterte der „Boxheim-Skandal“ die Republik, als am 26. November ein Geheimpapier publik wurde, das der NS-Ideologe und hessische Landtagsabgeordnete Werner Best (1903–1989) bei einem Treffen hessischer NS-Funktionäre am 5. August 1931 im Boxheimer Hof bei Lampertheim vorgelegt hatte. Es enthielt Notverordnungen und Proklamationen der NSDAP für den Fall einer gewaltsamen Machtübernahme nach Niederschlagung eines kommunistischen Putschversuches.⁷

Seit den Wahlen vom September 1930 verging mehr als ein Jahr, bis die SPD-Führung endlich erkannte, dass sie mit ihrer Strategie eines argumentativen Wahlkampfes beim Wähler keinen Erfolg hatte. Auch das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, das im Zuge der allgemeinen Militarisierung des öffentlichen Lebens 1924 als republikanischer Wehrverband gegen die Bedrohung von rechts („Stahlhelm“) gegründet worden war, hatte nach eigener Einschätzung durch die defensive Ausrichtung seine Schlagkraft verloren.⁸ So gründeten am 16. Dezember 1931 SPD, Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund, Arbeitersportverbände und das Reichsbanner die „Eiserne Front“. Als Kampf- und Agitationsorganisation sollte sie die Republik gegen die wachsende Bedrohung durch NSDAP und SA verteidigen, Präsenz in der Öffentlichkeit zeigen und Versammlungen demokratischer Organisationen schützen. Die neu gebildete Formation war freilich bei den Gewerkschaften und den katholischen Kräften nicht unumstritten. Letztere zogen sich bald ganz aus der Mitarbeit zurück, sodass die EF eng an die SPD gebunden war. Aus den Erfolgen der NSDAP mussten SPD und EF Lehren für ihre eigene Propaganda und Wahlkampfstrategie ziehen.⁹ Dafür boten sich die Überlegungen von Tschachotin an.

Ein neues Konzept der politischen Propaganda

Tschachotin wendet die Erkenntnisse der Verhaltensforschung auf die politische Propaganda und Massenmobilisierung an. Zu Beginn stellt er die Frage nach den möglichen Wählern:

„Nehmen wir eine kleine Stadt, z.B. Heidelberg, mit etwa 60.000 Wählern [...]. Wenn wir uns fragen, wieviel von diesen 60.000 als unsere aktiven Mitstreiter gelten können, so können wir es aus der Besucherzahl in den Versammlungen ergründen: es waren etwa 1000, höchstens 2000 Menschen [...]. Dasselbe galt von den aktivsten Gegnern, die Nazis. Die anderen kleineren und weniger aktiven Parteien brachten kaum auf mehr als 1000 alle zusammen. Zusammengerechnet ergab das etwa 5000 relativ aktive Wähler. Wo sind aber die anderen 55.000, die ja das gleiche Wahlrecht haben wie die Aktiven und deshalb mit ihrer Zahl das Endergebnis bestimmen? Die Aufgabe der Propaganda muss also sein, diese 55.000 Passiveren zu erfassen. Wie kann das aber geschehen? Unsere Presse lesen sie nicht, in unsere Versammlungen kommen sie nicht. Also unsere ganze Propaganda erweist sich als verlorene Mühe und verlorenes Geld – an die entscheidenden Elemente dringt sie gar nicht durch. [...] Die 55.000 können nur auf der Straße erfasst werden, und so müssen wir mit unserer Propaganda auf die Straße gehen.“¹⁰

Um breitere Wählerschichten zu gewinnen, hielt Tschachotin die bisherigen biederen Wahlkampfmittel der SPD – langatmige Parteiversammlungen, textlastige Flugblätter und einfallsslose Plakate – für ungeeignet. Die Arbeiterorganisationen müssten in der Öffentlichkeit sichtbar sein, d.h. die Straße von den Nazis zurückerobern und den NS-Terror durch wirksame Gegenpropaganda bekämpfen. In allen Aktionen sollten die Emotionen der Menschen angesprochen werden. SPD und EF müssten den Schwung der früheren Arbeiterbewegung als außerparlamentarische Massenbewegung zurückgewinnen, deren Methoden die NSDAP erfolgreich kopiert habe.

Tschachotins „Symbolkampf“ umfasst drei Instrumente: die drei nach links unten gerichteten Pfeile als optisches Zeichen, den Gruß „Freiheit“ als akustisches Sig-

nal und die erhobene Faust als Geste. Wie schon beschrieben, dienen die drei Pfeile zunächst dazu, die überall wie Wahlplakate wirkenden Hakenkreuze zu überdecken, zu „durchbohren“ und zu „vernichten“. Gut erkennbar und leicht reproduzierbar entsteht so ein dynamisches Symbol des antifaschistischen Widerstands; durch ständige Wiederholung verstärkt das Zeichen seine Schlagkraft und wirkt als Reiz im Sinne des Reiz-Reaktion-Schemas auf den Betrachter. Die Zahl der Pfeile wird unterschiedlich interpretiert: als Zeichen der Geschlossenheit von SPD, Gewerkschaft und Reichsbanner im Kampf gegen Kapitalismus, Faschismus und Reaktion; als Erinnerung an die Ideale von 1789: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder als Anforderungen an den antifaschistischen Kämpfer: Aktivität, Disziplin, Einigkeit.¹¹

Der Gruß¹² sollte sich von dem der Nationalsozialisten und dem der Kommunisten unterscheiden. Die bisher übliche Parole „Frei Heil“ wurde durch das einprägsame und entschiedener „Freiheit“ ersetzt, dazu der senkrecht erhobene rechte Arm mit geballter Faust – eine Gebärde aus der Tradition der Arbeiterbewegung. Dieses Ritual sollte dazu dienen, den Anhängern individuellen Mut zuzusprechen und das Selbstbewusstsein und die Solidarität der Gruppe zu stärken. Denselben Zweck haben die „Aufpeitsch-Dialoge“, bei denen der Versammlungsredner seine Zuhörer zu verbaler Interaktion mitreißt¹³ – eine skurrile oder eine ganz moderne Agitation. Dazu kommen neue Werbemethoden wie Lautsprecherwagen und Filmvorführungen.



Dem politischen Gegner soll die Vormacht im öffentlichen Raum streitig gemacht werden. Bei Aufmärschen und Umzügen werden die Botschaften der EF durch Fahnen, Transparente und allegorische Darstellungen visuell vermittelt. Die NS-

Klebezettel als Flugblatt (Aus: Tschachotin: Dreipfeil, wie Anm. 1, S. 45)

Verbände sollen durch die neuarti-

gen Aktivitäten nicht nur eingeschüchtert, sondern auch verspottet werden. Ironie ist ein wichtiger Bestandteil der Tschachotinschen Strategie: Die drei Pfeile verfolgen ein fliehendes Hakenkreuzmännchen; das Hakenkreuz wird zu einer Hitlerfratze umgezeichnet. Den Hitlergruß beantwortet man spöttisch mit „Heilt Hitler“ oder „Heil ihn selber“. Schließlich werden kleine Klebezettel gedruckt und verteilt, auf denen der Dreipfeil und spöttische Verse, meist Zweizeiler, gegen Hitler und die Nazis abgedruckt sind.¹⁴

„Symbolkampf“ im Jahre 1932

Anfang Januar 1932 begann die EF mit einer Offensive der Massenmobilisierung, zunächst in Berlin, dann in anderen Städten des Reiches. „Die Eiserne Front im Gegenangriff“, „Unser Kampf gegen den Faschismus“, „Eiserne Front für Volksrechte gegen Diktatur“ – so die Titelseiten der SPD-nahen Heidelberger „Volkszeitung“.¹⁵ Unter dem Motto „Wir greifen an. – Massen marschieren. Die Heidelberger ‚Eiserne Front‘ kampfbereit!“ fand hier am 21. Februar 1932 die erste große Kundgebung in der Stadthalle statt. SPD-Stadtrat Josef Amann (1879–1971) leitete die Veranstaltung; Hauptredner war der Heilbronner SPD-Reichstagsabgeordnete Fritz Ulrich (1888–1969).¹⁶ Die Rhetorik der EF-Propaganda war entschieden und militant. Die demokratischen Kräfte gingen jetzt in die Offensive und versuchten, der NSDAP das Gesetz des Handelns zu entreißen; Züge der Selbstbeschwörung sind dabei unverkennbar. Am 23. Februar begann eine „Rüstwoche“ der Heidelberger EF: Als Zeichen seiner Gesinnung und Solidarität trug man sich in ein „Eisernes Buch“ ein, das im Gewerkschaftshaus auslag, bzw. in Listen in den Stadtteilen (z.B. im Vereinshaus der Freien Turner).¹⁷ Regelmäßig warb die „Volkszeitung“ dafür: „Eisern die Hand! Republikanisch das ganze Land!“ Frauen und Jugendliche wurden gesondert zur Beteiligung aufgerufen. In den Betrieben bildeten sich „Hammerschaften“, die den Einfluss der Nationalsozialisten zurückdrängen sollten. Ihr Zeichen – der erhobene Hammer in der Faust – wurde auch von der EF verwendet. Das Dreipfeil-Symbol erscheint dagegen bis in die erste Märzhälfte in der Heidelberger Presse nicht.

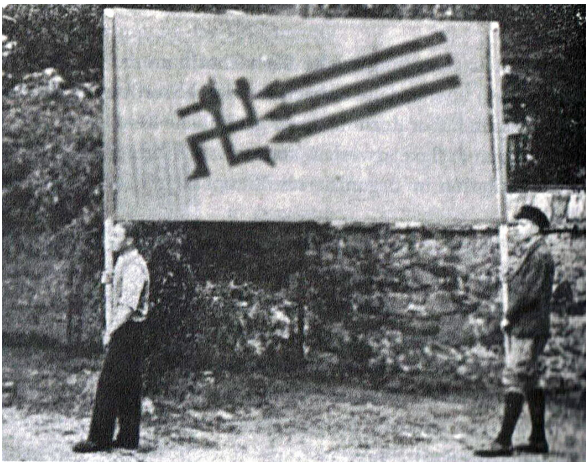
Dass Tschachotin seine oben beschriebene Aktion bis dahin fortsetzte, ist wahrscheinlich. Sein Name wird in der SPD-Presse im Februar 1932 aber in einem ganz anderen Kontext genannt, der sein Persönlichkeitsbild um eine Facette erweitert. Als Sprachgenie beherrschte er ein Dutzend Sprachen und hielt jetzt im Heidelberger SPD-Bezirk Vorträge über die „Weltsprache Esperanto und die Arbeiterschaft“. Anfang März entschieden sich SPD und EF bei der bevorstehenden Reichspräsidentenwahl Hindenburgs Kandidatur zu unterstützen, um Hitler zu verhindern. Für den Wahlkampf schickte Tschachotin einen Strategieplan an die Zentrale der EF und legte als Muster einen Klebezettel mit dem fliehenden Hakenkreuz bei. Die Antwort aus Berlin kam spät und war inhaltlich: Das Konzept würde im zweiten Wahlkampf „wenn möglich Verwendung finden“.¹⁸ Jetzt wurde Tschachotin auf ei-



Nach dem 1. Wahlgang vom 13. März 1932 (Quelle: Volkszeitung, 14. März 1932, S. 7)

gene Faust aktiv und gewann Parteigenossen in Heidelberg und anderen Städten Südwestdeutschlands für seine Wahlkampf-Strategie. Am 12. März 1932 berichtete die „Volkszeitung“ erstmals von der Aktion und druckte die drei Pfeile mit der Hitler-Karikatur und mit den Spottversen „Hitler tu Dich ja beeilen / vor den Eisernen drei Pfeilen“ ab.¹⁹ Den Ausgang des ersten Wahlgangs vom 13. März 1932 wertete die SPD als Sieg: Der von ihr unterstützte Hindenburg erreichte beinahe die absolute Mehrheit; Hitlers Aufstieg war mit 30% zunächst gestoppt. „Prahlerci und Größenwahnsinn“, titelte die „Volkszeitung“: „Durchgefallen, durchgefallen ist der Adolf bei den Wahlen“.²⁰

Die Freude darüber war freilich eher unbegründet. Im zweiten Wahlgang am 10. April 1932 wurde Hindenburg zwar mit 53% gewählt; die NSDAP aber mobilisierte zusätzlich zwei Millionen Wähler, Hitler erhielt 36,8% der Stimmen. Schon unmittelbar nach dem ersten Wahlgang wurde Tschachotin nach Berlin gerufen. Die EF übernahm seinen Symbolkampf (Dreipfeil, Klebezettel), Tschachotin selbst wurde ihr Propagandaleiter. Bald aber legte er dieses Amt entnervt nieder, weil – so seine Schilderung – eine langfristige, nachhaltige Wahlkampfstrategie weder in der Führung der EF noch der SPD durchsetzbar war. Denn letztere lehnte seine Agitationsmethoden als unseriös und „amerikanisch“ ab.²¹



Fahne im hessischen Wahlkampf (Aus: Albrecht: Sozialdemokrat, wie Anm. 23, dort S. 129)

In der Folgezeit warb Tschachotin in persönlichen Gesprächen und in publizistischen Äußerungen für sein Propagandakonzept.²² Dabei knüpfte er Kontakte zu dem jungen hessischen SPD-Politiker Carlo Mierendorff (1897–1943), der seit längerem auf eine Reform der Parteiarbeit drängte.²³ Gemeinsam organisierten sie auf der Basis des Tschachotinschen Konzepts den Wahlkampf für die hessischen Landtagswahlen am 19. Juni 1932.

Das Ergebnis wurde von der SPD als Erfolg, ja als „Triumph“ gewertet. Der Stimmenanteil der NSDAP war etwas zurückgegangen; als einzige Partei hatte die SPD leicht gewonnen (+ 1,7%) und blieb an der Regierung.²⁴ Der Erfolgskurs der NSDAP schien gebrochen. Als Anleitung für zukünftige Wahlkämpfe publizierten Mierendorff und Tschachotin gemeinsam eine Broschüre über „Grundlagen und Formen politischer Propaganda“ mit praktischen Tipps für die Wahlkampfführung, die freilich nicht überall in der Partei auf eine positive Resonanz stießen. Immerhin veranlassten die Erfahrungen in Hessen die traditionell gestimmte SPD-Führung dazu, in einem Rundschreiben vom 14. Juni 1932 die gesamte sozialdemokratische Arbeiter-

bewegung zum Symbolkampf unter dem Zeichen der drei Pfeile zu verpflichten.²⁵ Eine zentrale Propagandaleitung, die den Wahlkampf koordiniert und eine Erfolgskontrolle durchgeführt hätte, wurde allerdings nicht eingerichtet.

Auf die ungewohnten Aktivitäten von SPD und EF reagierten die NS-Führer aus der Position der bisher erfolgreichen populistischen Bewegung eher herablassend, manchmal gereizt. Auf den Straßen dominierten weiterhin die NS-Verbände. In Propagandareden und in der NS-Presse wurden die EF als „Wellblechfront“ und ihre Mitglieder als „Blechkameraden“ verspottet.²⁶ Die drei Pfeile nannte man „Mistgabeln“ und zeichnete sie an den Hauswänden in „bürgerliche“ Regenschirme um. „Sch-Mierendorff“ und „Mistgabelzinken“ höhnte die Heidelberger NS-Zeitung „Volksgemeinschaft“ am 18. Juli 1932. Offensichtlich hatte sich Carlo Mierendorff in Heidelberg aktiv am Symbolkampf beteiligt und war dabei ertappt worden, wie er ein Hakenkreuz mit den drei Pfeilen übermalte.²⁷ NS-Propagandisten wie Goebbels warfen dem politischen Gegner vor, die Methoden der NSDAP kopiert zu haben.²⁸

Der Wahlkampf der SPD für die Reichstagswahlen im Juli 1932 stand ganz im Zeichen der drei Pfeile. Das Symbol wurde als Abzeichen verkauft und getragen. Die Presseorgane der Sozialdemokratie – so der Berliner „Vorwärts“ seit 29. Juni 1932 – trugen jetzt den Dreipfeil im Titel, und auf Fahnen erschien er in weißer Farbe auf rotem Grund. In die Einheitsfront gegen rechts unter dem Zeichen der drei Pfeile reihte sich der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund ein. In einer „Sit-



Wahlkampf in Berlin (Quelle: Vorwärts. Berliner Volksblatt. Abendausgabe, 29. Juli 1932, S. 3)

zung, die vom Ernst der Stunde getragen war, in welcher aber Optimismus und ein unbeugsamer Kampfeswille herrschte“, schworen Adolf Rausch (1899–1967) und Adolf Engelhardt (1889–1967) die Gewerkschaftsmitglieder auf die Unterstützung der SPD ein.²⁹ Am 4. Juli 1932 berichtet die Heidelberger „Volkszeitung“:

„Die ‚Eiserne Front‘ war eifrig tätig. Straßauf und straßab eilten Kämpfer für Freiheit und begrüßten sich mit dem Gruß ‚Freiheit‘ mit erhobener Faust. Es war eine neuartige Erscheinung im Straßenbild der Stadt und soviel kann gesagt werden, daß der Erfolg ein durchschlagender war. Die Spaziergänger mußten sehen, daß nicht die Nazi die Straße beherrschen, sondern die Eiserne Front auch da ist. Am Nachmittag kam eine Motorradstaffel der Eisernen Front hier an und machte eine Rundfahrt durch die Stadt und Vororte. Ueberall wurden die Fahrer herzlich begrüßt, besonders war die Begrüßung am Bismarckplatz sehr begeistert und übertraf bei weitem diejenige am Vormittag der Nazi bei deren Umzug. Freiheit!“³⁰

Unermüdlich warb die EF dafür, das Drei-Pfeile-Abzeichen zu tragen, ihre Versammlungen zu besuchen und so die Solidarität der antifaschistischen Kräfte zu demonstrieren. Am 10. Juli organisierte sie – nach eigenen Angaben – einen „Riesen-Aufmarsch“ von ca. 6000 Teilnehmern, die sich am Gewerkschaftshaus trafen und zum Marktplatz marschierten. Dort stellte Josef Amann seine Rede unter das Motto „Freiheit“ und bemühte sich, „das wahre Gesicht der getarnten Nazi-Sozialisten aufzuzeigen“. Dazu druckte die „Volkszeitung“ den Vierzeiler ab. „Drei Pfeile seien Dein

Begleiter / Eiserne Front, marschiere weiter! / O, armer Nazi, eile – / Drei Pfeile! Drei Pfeile!“³¹ Dynamik und Zuversicht versuchte die „Volkszeitung“ noch am 30. Juli 1932, dem Vorabend der Reichstagswahl, auf ihrer Titelseite zu vermitteln: Ein Vorkämpfer der EF schreitet über Monarchisten, Kapitalisten und Faschisten hinweg zum Sieg.³²

Die politische Situation in Deutschland rechtfertigte diese Zuversicht in keiner Weise. Am 30. Mai 1932 hatte Reichspräsident Hindenburg Reichskanzler Heinrich Brüning, auf den die republikanischen Kräfte immer noch ihre Hoffnung setzten, entlassen und durch Franz von Papen (1879–1969) ersetzt, der ein „Kabinett der nationalen Konzentration“ bildete und das Verbot der SA wieder aufhob. Vor der Reichstagswahl zerstörte



Aufruf zur Reichstagswahl (Quelle: Volkszeitung, 30. Juli 1932, S. 1)

der „Preußenschlag“ ein weiteres Kernstück der Demokratie, als die Regierung Papen-Schleicher die preußische Minderheitsregierung unter Otto Braun (SPD) absetzte und durch Reichskommissare ersetzte. Damit verloren die demokratischen Kräfte ihre letzte Machtbasis: die Verfügungsgewalt über die preußische Polizei. Die SPD blieb bei ihrem Legalitätskurs und rief aus Furcht vor einem Bürgerkrieg nicht zu einem Generalstreik gegen diese verfassungswidrige Maßnahme auf.

Die unmittelbar darauf folgende Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 brachte der NSDAP einen gewaltigen Erfolg mit 37,3% der Stimmen. Weit abgeschlagen blieben SPD (21,6%), KPD (14,3%) und Zentrum (12,5%). Im bürgerlich geprägten Heidelberg hatten die Wahlkampfanstrengungen der EF und SPD keinen Erfolg. Gegenüber 1930 verlor die SPD noch 1,1% und erreichte nur 17,6%. Die KPD blieb stabil auf 11% und das Zentrum verbesserte sich auf 16,7%. Die meisten Wähler der liberalen Parteien aber wanderten zur NSDAP ab, die 41% der Wählerstimmen gewann.³³ Die Rückschläge des Juli 1932 führten bei der SPD zu einer Art Schockstarre, von der sie sich nicht mehr recht erholte. Die Propaganda-Aktionen der EF nahmen rapide ab. Viele Mitglieder scheuten sich, ihre Gesinnung durch das Dreipfeil-Abzeichen öffentlich zu machen und damit Repressalien durch den politischen Gegner zu riskieren. Die einzige Institution, die Hitler noch hätte verhindern können, war Reichspräsident Hindenburg – mit dem bekannten Ergebnis des 30. Januar 1933.

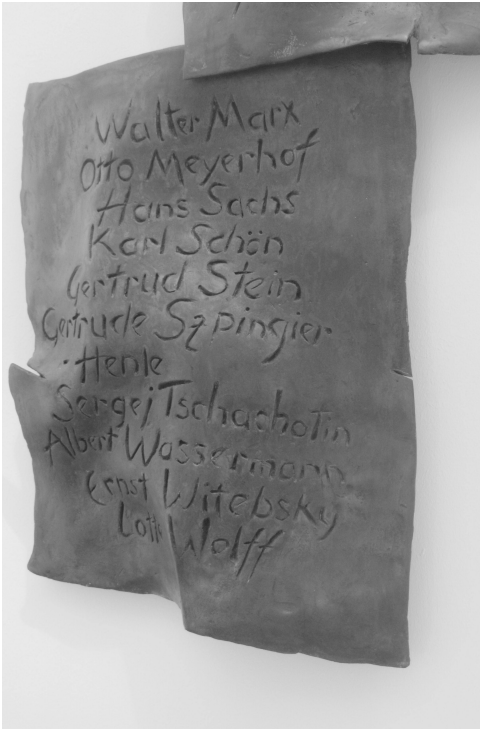
Auf dem Weg in die NS-Diktatur

Seit Ende Juli 1932 zog sich Tschachotin ganz aus der Propaganda-Arbeit für die Arbeiterbewegung zurück und widmete sich wieder verstärkt der wissenschaftlichen Forschung. Seine vielfältigen Talente setzte er aber noch auf einem anderen Gebiet ein. Über Mierendorff, der in seiner Studentenzeit bei der Familie Henk gewohnt hatte, lernte er den Journalisten und späteren Mann des Widerstandes Emil Henk (1893–1969) kennen. Dieser berichtet, dass Tschachotin ihn und Otto Calvi (geb. 1902) in Techniken der illegalen Arbeit geschult habe.

„Man lernte ‚sympathetische Tinten‘ kennen, man lernte die Technik illegaler Korrespondenz, die nicht aufschlüsselbar ist und man erfuhr die Technik illegaler Treffen. Tschachotin [...] war ein Genie in allen Fragen der Illegalität. Einige grundlegende Kenntnisse für den Widerstand im totalitären Staat waren also vorhanden.“³⁴

Nach der „Gleichschaltung“ Badens am 8. März 1933 geriet Tschachotin aufgrund seiner politischen Aktivitäten im Jahre 1932 sofort ins Visier der neuen Machthaber. Zwei Tage später durchsuchten Polizei, SA und SS seine Privatwohnung in der Wieblingener Landstraße 12 und seinen Arbeitsraum im Kaiser-Wilhelm-Institut, ohne belastendes Material zu finden. Unter der Rubrik „Politische Notizen“ berichtet das „Heidelberger Tageblatt“ darüber:

„Bei dem gestrigen Marsch von SA. und SS., sowie Stahlhelm zum Kaiser Wilhelm-Institut wurde auf Verdächtigungen hin der dort als wissenschaftlicher Gast tätige aus Rußland stammende Professor Tschachotin vorübergehend festgenommen. Eine Haussuchung bei ihm förderte nicht das geringste politische Material zutage, das die Verdächtigungen hätte



Gedenktafel im Max-Planck-Institut für medizinische Forschung (Foto: R. Riese)

bekräftigen können. Er wurde so-
dann wieder freigelassen. Professor
Tschachotün betreibt im Institut
biologische Forschungen. Am Abend
wurden am Kaiser Wilhelm-Institut
die Fahnen wieder eingezogen.“³⁵

Diese Machtdemonstration verfeh-
lte ihre Wirkung auf die Institutslei-
tung nicht. Als Tschachotin gegen
die seiner Meinung nach unrecht-
mäßigen Durchsuchungen protes-
tierte, wurde ihm bedeutet, dass er
als Ausländer das Gastrecht miss-
braucht und diese Maßnahmen
durch seine politischen Aktivitäten
– vor allem das Dreifheil-Symbol –
selbst verschuldet habe. Aus dem
Briefwechsel zwischen den Heidel-
berger Institutsdirektoren Ludolf
von Krehl (1861–1937) und Karl
Wilhelm Hausser (1887–1933) mit
der Berliner Zentrale (Max Planck,
1858–1947) geht hervor, dass man
einerseits seine wissenschaftliche
Arbeit schätzte und ihn gerne im
Institut weiterbeschäftigt hätte. An-

gesichts der neuen Machtverhältnisse war aber keiner der beteiligten Wissenschaft-
ler bereit, die Verantwortung für das Verbleiben eines Mannes zu übernehmen, der
sich ein Jahr zuvor politisch so aktiv gegen die Nationalsozialisten exponiert hatte.³⁶



Gedenktafel im Max-Planck-Institut für medizinische Forschung (Foto: R. Riese)

Tschachotin wurde zum 1. Mai 1933 aus dem Institutsdienst entlassen. In seinem Kündigungsschreiben führte Krehl zwei Gründe an: die „politische Haltung, die wir absolut missbilligen“, und das Ende des Stipendiums aus den USA³⁷ – das aber tatsächlich bis September gezahlt worden wäre. Von den NS-Machthabern wurden 21 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Heidelberger Institut vertrieben, Tschachotin als einziger aus „politischen“, die übrigen aus „rassischen“ Gründen.³⁸ Am 2. Mai verließ Tschachotin Heidelberg in Richtung Kopenhagen. Nach Jahren der Emigration in Frankreich kehrte er 1958 in die Sowjetunion zurück und forschte dort an Instituten der Akademie der Wissenschaften. Sein Freund und Mitstreiter Carlo Mierendorff bezahlte sein mutiges Eintreten für die Demokratie und gegen die drohende NS-Diktatur mit der Verhaftung unter entwürdigenden Umständen und mit fünfjähriger KZ- und Gefängnishaft. 1938 entlassen, schloss er sich mit Theodor Haubach (1896–1945) dem Kreisauer Kreis an; er kam bei einem alliierten Luftangriff am 4. Dezember 1943 ums Leben.³⁹



Sergej Tschachotin (Foto: Privataarchiv Boris Hars-Tschachotin)

Fazit

„Zu wenig und zu spät. [...] Wir haben versäumt, als unsere Zeit und unsere Stunde war, ihnen [den Nationalsozialisten] zuvorzukommen.“⁴⁰ So selbstkritisch äußerte sich Carl Zuckmayer (1896–1977) über die Rolle der deutschen Intellektuellen und die Verteidigung der Demokratie vor 1933. Als Freund Mierendorffs aus Heidelberger Studienzeiten und Mitglied der EF beobachtete er die vergeblichen Versuche, die NS-Bewegung von der Macht fernzuhalten. Es ist hier nicht der Ort, die Erklärungsmodelle für das Scheitern der Republik zu referieren. Am Beispiel des Symbolkampfes wird deutlich, dass es nicht genügte, die Propaganda-Methoden der NSDAP zu kopieren und zu übertreffen. Denn inhaltlich hatten alle demokratischen Parteien einschließlich der SPD den populistischen Heilsversprechen der Hitler-Bewegung zu wenig entgegenzusetzen. Gleichwohl bleibt die Episode von der Entwicklung der Symbolstrategie und des Dreipfeils durch Sergej Tschachotin in Heidelberg Erinnerungswürdig, als ein Versuch, den Siegeszug der NS-Bewegung noch aufzuhalten, bevor es zu spät war.

Anmerkungen

- 1 Sergei Tschachotin: Dreipfeil gegen Hakenkreuz, Kopenhagen 1933, S. 22–24. Zu den Boxheimer Dokumenten s.u. mit Anm. 7.
- 2 In einem Brief vom 20. Oktober 1983 an Richard Albrecht, der in der Presse um Augenzeugenberichte gebeten hatte. Richard Albrecht: Symbolkampf in Deutschland 1932: Sergej Tschachotin und der „Symbolkrieg“ der drei Pfeile gegen den Nationalsozialismus als Episode im Abwehrkampf der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus in Deutschland, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Jg. 22, 1986, S. 498–533, Zit. S. 523. Abgedr. auch bei Marcel Böhles: Im Gleichschritt für die Republik. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold im Südwesten 1924 bis 1933 (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen. Schriftenreihe A: Darstellungen. Bd. 62), Essen 2016, S. 179. Die Dissertation von Böhles gab den Anlass, sich mit dieser Episode zu beschäftigen und nach weiteren Quellen zu suchen.
- 3 Guter Überblick von Reinhard Rürup, Michael Schuring: Schicksale und Karrieren. Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher (Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bd. 14), Göttingen 2008, S. 332–336; außerdem Albrecht: Symbolkampf (wie Anm. 2), S. 507–523 und Alexandre Métraux: Sergej Tschachotin, der Agitator mit biologischem Fingerspitzengefühl, in: Markus Bitterolf, Oliver Schlaudt, Stefan Schöbel (Hgg.): Intellektuelle in Heidelberg 1910–1933. Ein Lesebuch, Heidelberg 2014, S. 353–358. Einen Dokumentarfilm hat der Urenkel Boris Hars-Tschachotin 2009 produziert: „Sergej in der Urne“ (2014 als DVD; www.sergej-in-der-urne.de).
- 4 Albrecht: Symbolkampf (wie Anm. 2), S. 523; Böhles: Gleichschritt (wie Anm. 2), S. 179.
- 5 Tschachotin: Dreipfeil (wie Anm. 1) S. 24.
- 6 Dazu Eberhard Kolb, Dirk Schumann: Die Weimarer Republik (Oldenburg Grundriss der Geschichte. Bd. 16), München 2013 und Wolfram Pyta: Gegen Hitler und für die Republik. Die Auseinandersetzungen der deutschen Sozialdemokratie mit der NSDAP in der Weimarer Republik (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Bd. 87), Düsseldorf 1989.
- 7 Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, München 2016, S. 126–133.
- 8 Karl Rohe: Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966, S. 392–417; Böhles: Gleichschritt (wie Anm. 2), S. 68ff.
- 9 Pyta: Hitler (wie Anm. 6), S. 468ff. und Kristian Mennen: Selbstinszenierung im öffentlichen Raum. Katholische und sozialdemokratische Repertoire Diskussion um 1930 (Zivilgesellschaftliche Verständigungsprozesse vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Deutschland und die Niederlande im Vergleich. Bd. 12), Münster u.a. 2013, S. 116ff.
- 10 Tschachotin: Dreipfeil (wie Anm. 1), S. 41f.; ähnlich Sergej Tschachotin, Carlo Mierendorff: Grundlagen und Formen politischer Propaganda. Als Ms. gedr., Magdeburg 1932, S. 4f.
- 11 Tschachotin: Dreipfeil (wie Anm. 1), S. 25f.
- 12 Tschachotin, Mierendorff: Grundlagen (wie Anm. 10), S. 20f.
- 13 Ebd., S. 9, 32f.
- 14 Tschachotin: Dreipfeil (wie Anm. 1), S. 49f.
- 15 Volkszeitung (VZ) 21.1. und 26.1.1932, S. 1 (alle Zeitungen im Stadtarchiv Heidelberg).
- 16 VZ 22.2.1932, S. 1.
- 17 Ebd. S. 3.
- 18 Tschachotin: Dreipfeil (wie Anm. 1), S. 45–48, Zit. S. 46. Der Zeitzeuge bestätigt dies: „Leider hörte man auch, daß der Parteivorstand der S.P.D. in Berlin anfänglich nicht so recht mitzog, wenn nicht sogar ablehnend gegenüberstand.“ (Albrecht: Symbolkampf, wie Anm. 2, S. 523 und Böhles: Gleichschritt, wie Anm. 2, S. 179).
- 19 VZ 12.3.1932, S. 3.
- 20 VZ 14.3.1932, S. 7.
- 21 Tschachotin: Dreipfeil (wie Anm. 1), S. 51–64.
- 22 Zuerst Sergej Tschachotin: Die Technik der politischen Propaganda, in: Sozialistische Monatshefte. Jg. 38, Bd. 75, 1932 I, S. 425–431 (9.5.1932).
- 23 Richard Albrecht: Der militante Sozialdemokrat Carlo Mierendorff 1897 bis 1943 (Internationale

- tionale Bibliothek. Bd. 128), Berlin, Bonn 1987, S. 120–130; Walter Mühlhausen: Der Kampf des Herrn Vielgeschrey um die Republik – Carlo Mierendorffs frühe Warnungen vor dem Nationalsozialismus, in: Bitterolf u.a.: Intellektuelle (wie Anm. 3), S. 261–275.
- 24 Tschachotin: Dreipfeil (wie Anm. 1), S. 67–82.
- 25 Pyta: Hitler (wie Anm. 6), S. 479f. und Rohe: Reichsbanner (wie Anm. 8), S. 407f.
- 26 Heidelberger Beobachter 12.2.1932, S. 2; 16.2.1932, S. 6; 22.2.1932, S. 1; Volksgemeinschaft (Titeländerung seit 1.3.1932) 9.3.1932, S. 6; 14.3.1932, S. 5. „Nur um Hitler zu zerschlagen, sei die Eiserner Front gegründet worden, jenes unglückselige aus ‚Wellblech, Pappdeckel und Pfannkuchenteig‘ zusammengesetzte Gebilde“ – so die NS-Funktionärin Klink am 8. März in der Stadthalle (Heidelberger Tageblatt 9.3.1932, S. 5).
- 27 Volksgemeinschaft 18.7.1932, S. 6.
- 28 Goebbels-Rede am 31.7.1932, zit. in: Albrecht: Sozialdemokrat (wie Anm. 23) S. 279, Anm. 102.
- 29 VZ 4.7.1932, S. 3.
- 30 Ebd., S. 4.
- 31 VZ 11.7.1932, S. 3f.
- 32 VZ 30.7.1932, S. 1.
- 33 Statistische Übersicht bei Christian Peters, Arno Weckbecker: Auf dem Weg zur Macht. Zur Geschichte der NS-Bewegung in Heidelberg 1920–1934. Dokumente und Analysen, Heidelberg 1983, S. 347.
- 34 Emil Henk: Sozialdemokratischer Widerstand in Mannheim, in: Heinz Hauser (Hg.): 100 Jahre SPD in Mannheim. Eine Dokumentation, Mannheim 1967, S. 68–73, Zit. S. 70. Vgl. Erich Matthias, Hermann Weber (Hgg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Mannheim, Mannheim 1984, S. 148.
- 35 Heidelberger Tageblatt, 11.3.1933, S. 6.
- 36 Albrecht: Symbolkampf (wie Anm. 2), S. 517–523; Rürup: Schicksale (wie Anm. 3), S. 333f.
- 37 Krehl an Tschachotin 22.4.1933, zit. in: Albrecht: Symbolkampf (wie Anm. 2), S. 522.
- 38 Annette Vogt: Zum Gedenken an die aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Medizinische Forschung vertriebenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Berlin 2006 (zu Tschachotin S. 47f.). Anhand zahlreicher Dokumente verschaffte mir Herbert Zimmermann dankenswerterweise einen Einblick in die Institutsgeschichte und Tschachotins Arbeit am KWI 1930–1933.
- 39 Albrecht: Sozialdemokrat (wie Anm. 23), S. 154ff. und Mühlhausen: Kampf (wie Anm. 23), S. 273f.
- 40 Carl Zuckmayer: Als wär’s ein Stück von mir. Horen der Freundschaft. Frankfurt a. M. 1966, S. 450f.

40 Wunderhorn



100 Jahre Bauhaus

Ré Soupault
*Nur das Geistige zählt –
Vom Bauhaus in die Welt.
Erinnerungen*

Herausgegeben von Manfred Metzner
240 Seiten, € 22,80

Bublitz, Kolberg, Bauhaus Weimar, Berlin, Paris, Tunesien, Algerien, Nord-Mittel-Südamerika, New York, Basel, Paris, das sind nur einige Stationen in Ré Soupaults Leben (1901–1996) als Bauhaus-Schülerin, Avantgarde-Filmerin, Modejournalistin, Modemacherin, Fotografin, Übersetzerin, Studentin bei Karl Jaspers, Radio-Essayistin, Schriftstellerin.

www.wunderhorn.de

Schulverweis. Das Jahr 1968 am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium

„Isch bin mit sechs Russe im Grawwe ferdisch geworde, da werd isch mit Eusch a noch ferdisch werdde!“¹ Wenn der Hausmeister die Tür zu der lärmenden und mit den Tafelschwämmen werfenden Klasse aufriss, war es besser, auf Abstand zu gehen, sonst bekam man leicht eine Ohrfeige verpasst. Herr Güntner war ein kräftiger Mann, trotz des durch eine Kriegsverletzung gelähmten linken Arms. Wenn es beim Verkauf der Schulmilch turbulent zugeing, schrie er die SchülerInnen an: „Isch drig' eisch die Hüüf ins Kreuz“, deshalb hieß er „Gaul“.

Ich berichte im Folgenden über die Ereignisse des Jahres 1968 am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium Heidelberg als einer der damals 17-jährigen öffentlich sichtbaren AkteurInnen, die der Schule verwiesen wurden.

Meine MitschülerInnen oder gar die Lehrerinnen und Lehrer würden vieles gewiss anders darstellen und bewerten.² Auch wenn dieser Text also eine individuelle Färbung nicht verbergen kann, beruht er doch auf den umfangreichen schriftlichen Dokumenten, die damals von uns SchülerInnen selbst, der Schule, der Schulverwaltung, der Presse, den StudentInnen und der Justiz erstellt wurden. Sie haben mich in einem Pappkarton über die Jahrzehnte begleitet. Die Sprache meiner Schulzeit noch einmal erklingen zu lassen und einer Welt wieder zu begegnen, in der die Mitglieder einer Schule so anders miteinander umgingen, als es heute üblich geworden ist, war eine eigentümliche Erfahrung.

Die Schule des Jahres 1968 war Teil einer Welt, die heute unendlich weit entfernt scheint. Für uns Heutige ist das Jahr 1968 genauso weit entfernt, wie es damals in den 60ern die späte Kaiserzeit und das Ende des Ersten Weltkrieges im Jahr 1918 waren. Der Zweite Weltkrieg hingegen mit seinen Massenmorden, Verwüstungen, Lagern, Besatzungen und Bombardements lag gerade 23 Jahre zurück. Unsere Lehrerinnen und Lehrer gehörten mit wenigen Ausnahmen einer Generation an, die vor oder während des Zweiten Weltkrieges ausgebildet oder bereits als Lehrer tätig gewesen war. Viele trugen ihre Traumata wie Herr Güntner sichtbar am Körper: etwa der unendlich weit distanziert wirkende Physiklehrer mit seiner gelähmten Gesichtshälfte. Von dem Biologielehrer mit der hohen Stimme, der aus dem Biologieunterricht gern einen Sexualkundeunterricht machte und dem es erkennbar gefiel, wenn Mädchen rot wurden, vermuteten wir gnadenlos, er habe an sensibler Stelle einen Schuss abbekommen. Beliebter war der Griechischlehrer, den man leicht davon ablenken konnte, die Hausaufgaben zu überprüfen, indem man das Gespräch auf Griechenland brachte – er war in der Besatzungsarmee gewesen, hatte viel zu erzählen, was wir abenteuerlich fanden, und reiste inzwischen gern wieder mit Schülergruppen an seine früheren Einsatzorte.

1. Zeit des Umbruchs

Es lohnt sich, zunächst mit wenigen Strichen den lokal- und zeitgeschichtlichen Hintergrund der schulischen Auseinandersetzungen zu skizzieren. Das Jahr 1968 sorgte auch in Heidelberg von Beginn an für politische Bewegung. Im Januar stritten die Studenten mit Streiks und Besetzungen gegen ein neues Hochschulgesetz. Im März lud der städtische Elternbeirat den baden-württembergischen Kultusminister Wilhelm Hahn (CDU) zum Vortrag in die Stadtbücherei ein, was wegen der nahen Landtagswahl von vielen als illegitime Wahlkampfhilfe verstanden wurde. Tatsächlich interessierte die Wahl aber nur am Rande. Der Darstellung in der Presse zufolge wurde die Diskussion von SchülerInnen übernommen, laut Zeitungsbericht habe ich damals eine Reform der Schülermitverwaltung gefordert. Erinnern kann ich mich daran kaum. Der Minister ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern nahm die Forderung zustimmend auf.³

Die SchülerInnen des KFG waren damals in der Stadt bereits für einen gewissen Aktivismus bekannt. Im Jahr zuvor war es zwischen der Direktion und der Schülerzeitung „Gerüchte“ wegen eines angeblich beleidigenden Artikels zum Streit gekommen, der dann ohne Genehmigung verteilt (und umso gründlicher gelesen) wurde. Allerdings fand sich niemand mehr, der die mit der Redakteurstätigkeit verbundenen Risiken für die eigene Schullaufbahn eingehen wollte. Deshalb wurde die Zeitung eingestellt. Die eigentlichen Debatten fanden allerdings nicht in der Schule, sondern in den Räumen des Republikanischen Clubs in der Unteren Straße statt, einer Organisation, die mit der Humanistischen Union verbunden war und vom linksliberalen Heidelberger Bürgertum getragen wurde. Dort traf sich einmal wöchentlich ein Dutzend Schülerinnen und Schüler verschiedener Gymnasien.

An Ostern 68 war in Berlin auf Rudi Dutschke geschossen worden. Als Antwort hatten Studenten und linke Gruppen zu einer Demonstration in Esslingen aufgerufen, dem Druckort der Bild-Zeitung für Baden Württemberg. Die Haltung der Elternhäuser spielte eine Rolle: Meine Eltern, eher linksliberal eingestellt, hatten mir die Teilnahme erlaubt. Nicht, dass sie sich keine Sorgen machten. Aber dass sich die jungen Leute wehrten, wenn einer der ihren von einem Attentat getroffen wurde, zu dem die Springer-Presse mehr oder weniger unverblümt aufgerufen hatte, fanden sie richtig. Es wurde die erste Begegnung mit einer Bereitschaftspolizei, die dort mit einfachen Uniformen und Mützen stand und ebenfalls keine Ahnung hatte, wie mit solchem Protest in einem Rechtsstaat umzugehen sei. So versuchte sie, die Blockade zu durchbrechen, drängte uns immer wieder von der Straße und setzte dabei großzügig Wasserwerfer und Schlagstöcke ein. Beide Seiten waren ungeübt. Mit den gepanzerten und behelmsen Marsmenschen, mit den ritualisierten Abläufen heutiger Demonstrationen hatte diese Auseinandersetzung wenig zu tun, aber die Verletztenzahlen auf beiden Seiten konnten ohne weiteres mit denen heutiger Großveranstaltungen wie beim G20-Gipfel in Hamburg mithalten, auch wenn sie niemand genau erfasste. Die Erfahrungen bei Demonstrationen wurden an der Schule zu einem unserer Gesprächsthemen.

2. Notstandsgesetze, „Wiederkehr des Faschismus“ und ein Unabhängiger Schülerbund

Die Ostertage waren kaum vorbei, da schwappte die große Politik erneut in unseren Alltag. Die Verabschiedung der Notstandsgesetze galt als Wendepunkt für die Nachkriegsdemokratie. Die „Außerparlamentarische Opposition“, zu der sich neben dem linken Flügel der SPD auch Gewerkschaften und studentische Initiativen gegen die Große Koalition zusammengefunden hatten, sah darin ein neues Ermächtigungsgesetz und beschwor das Wiederaufleben des Faschismus. Zunächst wurde für den 11. Mai, damals ein Schulsamstag, zu einem Sternmarsch nach Bonn mobilisiert. Der „Arbeitskreis Schüler im Republikanischen Klub“ und die SMV des KFG hielten es nicht für realistisch, SchülerInnen dafür zu mobilisieren. Wir traten aber dafür ein, dass diejenigen, die das wollten, an der Demonstration teilnehmen konnten.⁴ Also „bestreikten“ wir die Schule, indem etwa zwei Dutzend KFGler den Vormittag auf der Neckarwiese den Schulgebäuden gegenüber verbrachten. Weil die Demonstration in Bonn „die Herrschenden“ naheliegender Weise nicht von ihren Plänen abgebracht hatte, mobilisierten wir, parallel zu einem bundesweiten Studentestreik, für den folgenden Mittwoch erneut zu einem Schulstreik. Es gelang tatsächlich, eine Demonstration von einigen hundert Schülerinnen und Schülern zusammen zu bringen. Vom Raphael-Gymnasium, damals noch eine von Nonnen geleitete Mädchenschule in Neuenheim, kam die Nachricht, dass die demonstrationswilligen Mädchen nicht teilnehmen könnten, weil die Türen verschlossen worden seien. Prompt standen wir vor der Schule, um Freiheit für die SchülerInnen einzufordern, während Mädchen und Lehrerinnen aus den Fenstern schauten. Unsere Schule reagierte gemäßigt. Der Direktor des KFG, Dr. Berthold Weis, kam in die SMV-Versammlung der Klassensprecher, sprach einen formellen Verweis aus und sagte, damit sei die Sache erledigt.

Nach unserem Erfolg bei den Schülerstreiks fühlten wir uns Ende Mai dann stark genug zur Abkopplung vom „Republikanischen Club“. An unseren Treffen hatte in dessen Auftrag von Zeit zu Zeit der Rechtsanwalt Jürgen Laubscher teilgenommen. Er kam von der Deutschen Jungenschaft, einer eher links geprägten Gruppe der Jugendbewegung. Gelegentlich war, damals noch in Jeans und barfuß, Jürgen Sandler dazu gestoßen, ein Student, der sich im Auftrag des SDS um den Kontakt zu SchülerInnen kümmerte. Ich habe beide als fördernde und unterstützende Personen in Erinnerung, die weit davon entfernt waren, uns eine Ideologie aufzudrängen und es uns selbst überließen, wie wir mit den Konflikten in unseren Institutionen umgehen und unser Vorgehen begründen wollten. Entsprechend gründeten wir Ende Mai, mit Unterstützung von Jürgen Sandler, eine eigene Organisation: Den Unabhängigen Schülerbund USB, der sich zwar als „links“ verstand, dessen Mitglieder aber kaum hätten erklären wollen oder können, was das für sie bedeutete. Links, das war für uns so etwas wie freiheitlich, antiautoritär, unabhängig, auch antifaschistisch, aber prinzipiell offen. Der USB war keine Organisation im strengen Verständnis, es gab keine Vereinsbeiträge und nur eine locker geführte Mitgliedliste – wichtig war vor allem eine Bezeichnung, die man unter ein Flugblatt schreiben konnte.

Was genau unsere Ziele waren, hätten wir damals kaum ausformulieren können. Und doch war es uns völlig klar, vor allem, weil wir wussten, was wir nicht länger wollten: Eine Schule die uns als Unmündige behandelte und herumkommandierte. Wir hatten über Summerhill gelesen, den britischen Wallfahrtsort der antiautoritären Erziehung, wir lasen über die Studentenproteste in Berlin und Paris, und wir bewegten uns im Umfeld eines tiefgreifenden Umbruchs in der Bildungswelt. Die Artikel des Heidelberger Theologen Picht über die „Deutsche Bildungskatastrophe“ waren die in der Öffentlichkeit meistzitierten (wenngleich von uns nicht gelesenen) Publikationen zu diesem Thema. Ein erstes Dokument des USB versucht, diese Ziele zusammenzufassen. Es ist nicht datiert, stammt aber wohl aus dem Juli 1968.⁵

ES GIBT KEINEN GRUND ZUM FEIERN

Bei der Schlussfeier des KFG gestern Abend in der Stadthalle wurde in euphemistischer Art und Weise eine Schule gefeiert, die zu feiern sich nicht lohnt. Die Redner lobten die Verdienste der Schule und stellten sie als einen „Himmlichen Hort der Harmonie und Ruhe“ dar. Da die Schule aber ein solcher Hort nicht ist, konnte die Feier nur dazu dienen, die wahren Verhältnisse zu verschleiern! Nur der Direktor ging darauf ein, dass es auch Probleme an der Schule gibt! Obwohl er bewusst an den Forderungen der Schüler vorbeiredete, verlieh er seiner Freude darüber Ausdruck, dass die Schüler endlich aufgewacht seien. Dennoch verketzerte er jene, die aufgewacht sind, als „Linksextremistische Jungfunktionäre“! Diesen „Extremisten“ unterschob er, dass sie nur am Rande des eigentlichen Problems für „lächerliche“ Forderungen (Raucherlaubnis, selbstverwaltetes Anschlagbrett) einträten und er verschwieг zugleich die Hauptanliegen „jener Extremisten“, nämlich eine neue Form des Unterrichts (Erarbeitung des Lernstoffes durch die Schüler – koordinierende Funktion des Lehrers), Eigenverantwortlichkeit in der Oberstufe und, wie er ganz richtig erwähnte, selbstverwaltetes Anschlagbrett und Raucherlaubnis.

Diese Forderungen der Schüler mussten aber Direktor Weis bekannt gewesen sein, und zwar aus dem Gespräch zwischen Lehrern und Schülern zum Thema SMV-Aufgaben, Grenzen und Möglichkeiten! Statt dieser Forderungen schlug unser Direktor vor, dass die Schüler sich für Selbstverständlichkeiten wie „Modernisierung und Ausbau des Schulgebäudes“ einsetzen sollten, obwohl sie das Aufgabenfeld der SMV nicht in solchem Maße berühren wie unsere Forderungen. Auch bot er an: Die SMV sollte sich hauptsächlich darum bemühen, an der Schule eine „Atmosphäre der Brüderlichkeit“ zwischen Lehrern und Schülern zu schaffen und sich um eine bessere Zusammenarbeit zwischen Lehrern, Eltern und Schülern zu bemühen.

An unserer Schule wird jeder Ansatz zur Freiheit im Sinne der Demokratie im Keim erstickt. Dies betrifft auch die Frage der Raucherlaubnis und des selbstverwalteten Anschlagbrettes. Unsere Demokratie erlaubt es nämlich sonst jedem, seine Meinung frei zu äußern, und ab 16 Jahren darf laut Gesetz auch jeder rauchen. Obwohl der Schüler einer gewissen Aufsicht der Schule untersteht, die im Detail noch zu besprechen wäre, fragt man sich doch, ob z. B. ein Schüler der Oberstufe einem gleichaltrigen Gesellen gegenüber benachteiligt sein soll!

Zum Abschluss seiner Rede bekannte sich Herr Direktor Weis dann noch zum Leistungsprinzip – besonders in der Schule – da eben im Jahr 2000 die Weltbevölkerung die 6-Milliarden-Grenze erreicht hätte, und man nur durch erhöhte Leistung „damit fertig werden könne“. Hieraus entwickelte er dann die Erkenntnis, dass die Schule hauptsächlich der Aufgabe der Wissensvermittlung dienen dürfe. Diese „Erkenntnis“ nun entspringt einzig

und allein seiner Willkür! – Bekanntlich hat die Schule laut Verfassung Art. 12. Abs. 1 ebenfalls die Aufgabe der Erziehung der Schüler zu einem demokratisch gesinnten Bürger. Die Aufgaben der Wissensvermittlung und die der Erziehung sind zweifelsohne gleichberechtigt. Wie soll aber die Schule dem Verfassungsauftrag der Erziehung des Schülers zum Leben in der Demokratie gerecht werden, wenn sie charakterliche Kriterien der Demokratie, wie z. B. die freie Meinungsäußerung, dem Schüler vorenthält, indem sie z. B. ihm seine Forderung nach einem selbstverwalteten Anschlagbrett verweigert!

USB Heidelberg

Auch wenn die Forderungen nicht sehr weitreichend waren und die Begründung mit Berufung auf die Verfassung eher gemäßigt klang, angesichts der Schulrealität glich unsere Haltung einer Provokation. Aus heutiger Sicht könnte man sagen: Es ging um einen Kulturbruch, um die tiefgreifende Transformation des Verhältnisses zwischen Erwachsenen und Jugendlichen. Weil die Lehrerinnen und Lehrer unserer Schule mit einem solchen Kulturbruch nicht umgehen konnten – und wir Schüler natürlich erst recht nicht, wurde in kurzer Zeit der Schulalltag selbst zum Problem.

3. Alltag im KFG - eine schier unüberbrückbare Kluft

Sprachen LehrerInnen und SchülerInnen damals überhaupt miteinander? Ich kann mich vor allem an ausführliche politische Debatten im Religionsunterricht der Unterstufe erinnern. Seit wir selbst aktiv an der Schulöffentlichkeit teilnahmen, gab es keinen „Draht“ zwischen den Beteiligten mehr, kein wirkliches Interesse für einander, keine ernsthaften Versuche der Verständigung. Der Gesprächsfaden war abgerissen, und, wie an den sich entwickelnden Theorien über unsere Fremdsteuerung von außen erkennbar, füllte die Phantasie die Lücken.

Auf unsere Lehrerinnen und Lehrer am KFG traf in besonderer Weise zu, was für andere Konflikte des Jahres 1968 immer wieder hervorgehoben wird: Sie waren uns biografisch sehr fern, fast alle gehörten der älteren Generation an und waren so alt wie unsere Eltern oder älter. Verbindungen zu uns SchülerInnen gab es wenige. An zwei jüngere Religionslehrer, einige Referendare, eine Turnlehrerin, die das Küken im Lehrerzimmer war, auch an einen Musiklehrer erinnere ich mich. Weder erwarteten wir, dass sie uns verstehen konnten – noch gingen sie davon aus, in uns ernst zu nehmende GesprächspartnerInnen zu finden.

Wie vergegenwärtigt man eine kulturell fremd gewordene Epoche? Der Abstand zwischen dem Schulalltag der 60er Jahre und dem Alltag heutiger Gymnasien könnte größer kaum sein. Eine Anekdote aus der Untersekunda (10. Klasse) mag die Situation zunächst illustrieren. Da einigte sich die ganze Klasse darauf, den Griechischlehrer auszusperrern, und – während er an der Tür rüttelte – still zu verbleiben, um dann, als er mit dem Direktor wiederkam, unschuldig eine offene Tür zu präsentieren. Ein solcher „Streich“ liegt vielleicht noch im Bereich heutiger Scherze. Nur geht die Geschichte weiter: Der Lehrer setzte zu einer längeren Beschimpfung an, er vermutete, die Klasse habe wohl „eine Orgie“ gefeiert. Als er das nächste Mal zum Unterricht kam, war es dunkel, die Rollläden waren heruntergelassen, die Tür ging erst nach einigem Rütteln auf, in der Klasse herrschte chaotische Unordnung und die SchülerInnen lagen kreuz und quer übereinander vorn vor der Tafel. Der

Lehrer lief abermals zum Rektor, dem dann ein völlig normales und ruhiges Klassenzimmer präsentiert wurde. Am nächsten Tag weinte bei Unterrichtsbeginn die ganze Klasse dicke Tränen – traurig, weil der Lehrer so schlecht von ihr denke und spreche. Der Direktor wird zum dritten Mal gerufen. Er ist zunächst beeindruckt, bis er zwischen den Bänken eine halbe Zwiebel entdeckt. Natürlich setzte es Schulstrafen, die aber – schon allein wegen der hohen Zahl der Beteiligten – unwirksam blieben. Schließlich war kollektives Nachsitzen wegen der Aufsichtspflicht auch für den Lehrer eine Strafe.

Die Erinnerungen an einzelne Lehrer verdichten das Bild: Ich hatte im Lauf der Jahre (und ehemalige MitschülerInnen bestätigen das) mindestens drei Lehrer, denen es Spaß machte, SchülerInnen zu demütigen. Unter den Kollegen und bei der Schulleitung war dies bekannt, die hier genannten zählten zu den angesehensten Mitgliedern des Kollegiums. Es gehörte zur beruflichen Gestaltungsfreiheit von LehrerInnen, ihre Autorität in dieser Weise auszuüben. Dass sich von LehrerInnenseite jemand den geschilderten Methoden in den Weg gestellt hätte, ist mir jedenfalls nicht bekannt.

Da gab es den Lateinlehrer, der die neu eingeschulten Sextaner (Fünftklässler) darauf hinwies, dass nur der ein wahrer Mensch sei, dessen Vater (von der Mutter war nicht die Rede) über einen Dokortitel verfüge. Und tatsächlich: Die Schule filterte bereits bei der Einschulung die Sextaner nach dem Bildungsgrad der Eltern in die Klassen A bis C – die Väter fast aller SchülerInnen in der A entsprachen dem Kriterium des Lehrers. Der Vater meines Mitschülers Bernd war „nur“ Polizist, wenn auch ein ranghoher. Bernd wurde deshalb jeden Morgen zum Vokabelabhören nach vorn gebeten. Wenn man die Vokabeln abhörte, wie Herr E. das tat, konnte Bernd keine einzige. Er musste also täglich zur Strafe alle Vokabeln abschreiben. Beim Abhören am nächsten Morgen konnte er sie wieder nicht, und jeden Morgen fing er vor der ganzen Klasse an zu weinen. Er ging noch vor der gescheiterten Versetzung von der Schule ab.

Oder der Deutschlehrer, Herr Sch. Als zu Schuljahresbeginn der Quarta sechs sitzengebliebene SchülerInnen aus der C in unsere A-Klasse kamen, fühlte er sich in seiner pädagogischen Ehre gekränkt. Das aufgegebene Gedicht enthielt in der dritten Zeile das Wort „ich“, in der Kurpfalz sagte man jedoch „isch“. Der Schüler musste noch einmal von vorn anfangen, und weil ihm niemand gesagt hatte, wo der Fehler lag, machte er ihn erneut. Nach dem dritten Mal hieß es dann „setzen, sechs“. Fünf der SchülerInnen, sie kamen aus den Dörfern der Umgebung, schafften die Versetzung abermals nicht. Der sechste wohnte in unserer Nachbarschaft in Heidelberg, sein Vater war Medizinprofessor.

Herrn N., ebenfalls Klassenlehrer einer Sexta, führte seiner Klasse zum Schuljahresbeginn mittels einer physisch schmerzlosen Trockenübung an einem Mitschüler vor, wie er Ohrfeigen exekutierte. Dabei ergriff er hinter dem Ohr mit spitzen Fingern der linken Hand das Haar, deutete heftiges Zwirbeln an, zeichnete dann mit der rechten Schlaghandkante von oben nach unten senkrecht die Nasenlinie des Opfers nach (alles recht langsam und sehr effektiv die Schärfe einer Vertikalguillotine verbildlichend), kam schließlich zur schon beschleunigten Ausholbewegung und schlug dann blitzartig und beherzt zu, in diesem Falle virtuos knapp an der Nasen-

spitze des Demonstrationsofopfers vorbei, das zuvor in eigenem Interesse aufgefordert worden war, nicht zu zucken. Das demonstrierte Verfahren kam in den folgenden Jahren regelmäßig zur Anwendung.⁶

Gewiss waren viele unserer LehrerInnen tief verunsichert: die traditionelle Bildungswelt mit ihrer durch den Nationalsozialismus bleibend zerstörten Autoritätsstrukturen war aus den Fugen geraten. Die Zahl der SchülerInnen an Gymnasien oder Fachgymnasien hat sich in kurzer Zeit vervierfacht,⁷ und unsere Lehrer waren überzeugt, dass das nicht gut gehen könne, dass die besondere Qualität der humanistischen Bildung dadurch zerstört werde, weil die „Begabung“ der Kinder aus den bildungsferneren Schichten nicht ausreiche (eine hundertjährige Debatte, die noch heute weitergeführt wird). Anstatt sich über Fördermöglichkeiten Gedanken zu machen, wurde das Problem bei den Kindern abgeladen. Die Härte, mit der das geschah und die wohl auch mit den biografischen Erfahrungen der Lehrerinnen und Lehrer zu tun hatte, würde heute juristische Folgen haben. Dass SchülerInnen, also Minderjährigen, eigene Rechte zustehen und sie diese auch gegen Autoritätspersonen mit ihrer eigenen Stimme geltend machen können, auf die zu achten ist, war damals an konservativen Schulen wie dem KFG undenkbar. Aber es war die Zeit des Umbruchs, und das war zu spüren. Wir als MitschülerInnen sahen solche Methoden schon in den frühen Klassen als „ungerecht“ an und mehrere von uns haben sich für die Opfer eingesetzt.

4. Schulöffentlichkeit, Zensur und der Streit um das Schwarze Brett

Schon die „Aktionen“ gegen die Notstandsgesetzgebung hatten in der Schule für politische Debatten gesorgt. Als bei einer Abstimmung viele KlassensprecherInnen nicht anwesend waren, hatte der Schulsprecher, mein Freund Walther Heipertz, eine Niederlage erlitten und war zurückgetreten. Am Ende des Schuljahres musste deshalb ein neuer Schulsprecher gewählt werden.

Diesmal kandidierte ich und wurde auch gewählt, wenngleich nur mit relativer Mehrheit wegen zahlreicher Wahlenthaltungen. Vielen war ich zu „politisch“. Direktor Weis nahm dies zum Anlass, mir die gemäß Schulsatzung eigentlich notwendige offizielle „Bestätigung“ zu versagen. Trotzdem behandelte er mich in der Folge als gewählten Schulsprecher – insbesondere dann, wenn er seinerseits einen Wunsch an die SMV hatte. Dem SMV-Team gehörten neben Barbara Rendtorff als „Mädchensprecherin“ Walther Heipertz als Politikreferent und Markus Bräutigam als stellvertretender Schulsprecher an.

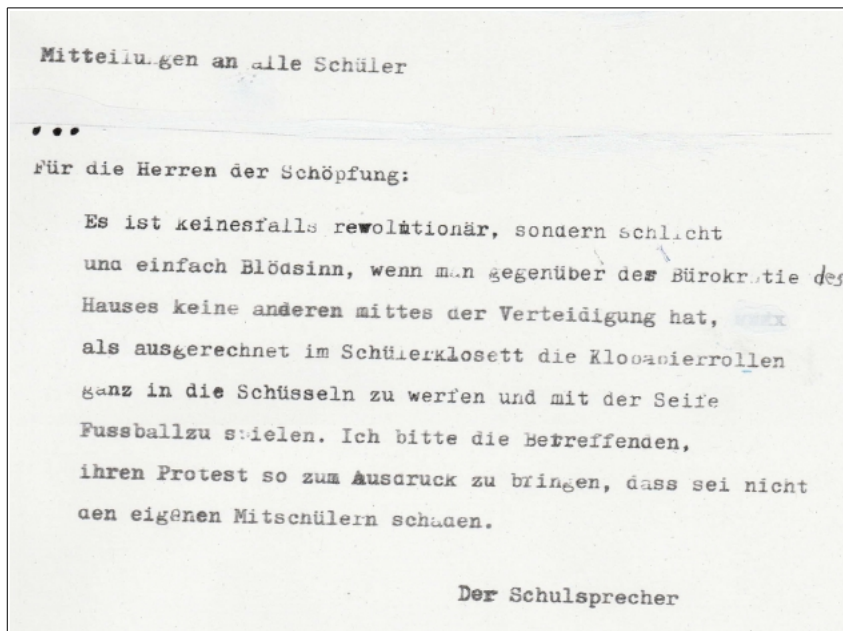
Allerdings hatte sich im ersten Halbjahr 1968 die Atmosphäre in der Schule verändert. Das bekamen wir schon vor den Sommerferien zu spüren. Schon im Juli 1968 hatte Direktor Weis die Mitglieder des USB als „linksextremistische Jungfunktionäre“ denunziert und damit für die folgenden Diskussionen ein entscheidendes Stichwort gegeben. Zu unserer Selbstwahrnehmung allerdings passte diese Erklärung für Unruhe und Kritik in der Schule in keiner Weise.

Was uns motivierte, waren tatsächlich nicht die großen politischen Ereignisse des Jahres 1968. All das spielte im Hintergrund eine Rolle und gab uns das Gefühl, Teil einer gesellschaftlichen Veränderung zu sein. Die eigentlichen Konflikte aber

entwickelten sich aus dem Schulalltag selbst. Die Art und Weise, wie LehrerInnen und SchülerInnen miteinander umgingen, hatte einen Zustand des wechselseitigen Misstrauens und der Sprachlosigkeit erreicht, von dem aus es nicht mehr weiter ging. Wenn wir eine Schulöffentlichkeit herstellten, in der das zum Thema wurde, stand auch die Funktionsweise der Schule selbst in Frage: Konnte sie weiter bestehen, wenn in ihr öffentlich und offen, „unzensiert“, geredet wurde? Nach der Überzeugung einer einflussreichen Gruppe um Direktor Weis stellten wir also die Machtfrage.

Es genügte dann ein typisches Schulereignis, um die Konflikte wieder aufbrechen zu lassen. Es konnte trivialer, aber auch pubertär-aggressiver nicht sein: Die Jungentoilette befand sich im Keller des Gymnasiums, einem großen Raum von 10 Meter Länge und 5 Meter Breite, links eine Kette von 20 oder 30 Pissoirs, rechts die Reihe der Toilettenkabinen. Zur Toilettenspülung wurde die (inzwischen unüblich gewordene) Druckspülung eingesetzt, und es genügte, deren Mechanismus zu blockieren, damit das Wasser immer weiter lief. War es dann noch gelungen, den Abfluss z. B. durch hineingedrückte Papierrollen zu verstopfen, stand es nach kurzer Zeit zentimeterhoch im Keller.

In diesem September 1968 hatten Unbekannte es geschafft, sämtliche Toiletten auf einmal zu verstopfen und den Wasserzufluss mittels Stecknadeln auf Dauerbetrieb zu stellen. Der Hausmeister brauchte Stunden, um das Problem zu beheben. Der Schulbetrieb war wegen fehlender Toiletten ernsthaft in Frage gestellt. Also wurde der Schulsprecher zum Direktor bestellt. Die SMV sollte ihre Verantwortung wahrnehmen und für Abhilfe sorgen, indem sie an das jugendliche Verantwortungsgefühl appellierte. Der daraufhin von uns am Schwarzen Brett platzierte Aushang war allerdings nach einer halben Stunde wieder verschwunden. Der Hausmeister hatte ihn zum Direktor getragen.



Dass die Sabotageaktion durch diesen Anhang in einen schulischen Ursachenzusammenhang gestellt werden sollte, ging für die Direktion erkennbar zu weit.

So wurde das „unzensierte“ Schwarze Brett zum Hauptkonfliktpunkt. Was am Schwarzen Brett ausgehängt werden sollte, musste vom Direktor persönlich abgezeichnet werden. Wir wollten aber nicht um Genehmigung für unsere Sicht der Dinge bitten, zumal diese wiederholt und auch ohne Begründung nicht erteilt worden war. Demokratie hieß für uns, gleichberechtigt in der Schulöffentlichkeit zu Wort zu kommen, auch wenn wir minderjährig und der Autorität einer Anstalt unterstellt waren. In dieser Haltung allerdings wussten wir einen großen Teil der KFGler hinter uns.

5. Politik der Ungeduld

Die Zuspitzung der Konflikte ließ nicht auf sich warten.

Rauchen galt auch unter nichtrauchenden Schulsprechern als Symbol der Freiheit. Für die heutige Nichtraucherwelt mag es völlig unverständlich sein – aber all die Teach-ins, Versammlungen und Diskussionsrunden an der Universität muss man sich als extrem rauchbelastet vorstellen. Wer nicht rauchte, hatte das selbstverständlich zu tolerieren, bei Strafe der Nichtzugehörigkeit, also der Höchststrafe.

Am KFG war SchülerInnen das Rauchen verboten. Die SMV hatte seit mehr als sechs Jahren ein „Raucherzimmer“ bzw. eine „Raucherecke“ im Oberstufenschulhof am Neckarstaden gefordert. Die Schulleitung lehnte das ab und verzögerte eine Entscheidung immer weiter. Dass der Direktor auf die Elternvertreter verwies, die einer diesbezüglichen Änderung der Schulordnung erst zustimmen müssten, wurde allgemein als Hinhaltenaktik verstanden. Die SMV fragte also beim Elternbeiratsvorsitzenden nach, ob SchülerInnen an der nächsten Sitzung teilnehmen könnten. Das wurde abgelehnt.

In einer Zusammenfassung, die ich ein paar Wochen später schrieb, wird der Ablauf wie folgt gerafft wiedergegeben – ich zitiere ihn hier, um zu veranschaulichen, wie eine Banalität in jenen Jahren ein schulpolitisches Tonnengewicht bekommen konnte.

... „18. Okt. Unterredung des Direktors mit dem Schulsprecher über Raucherlaubnis und Teilnahme der Schüler an der Elternversammlung. Die Bitte um ein SMV-eigenes Anschlagbrett wird abgelehnt.

22. Okt. Der Schulsprecher hängt einen Bericht über die Unterredung vom 18. Okt. an eine Säule am Haupteingang. Der Hausmeister entfernt diesen Anschlag auf Anordnung der Direktion.

23. Okt. 7:55 Uhr Gespräch zwischen Direktor und Schulsprecher, in dem Dir. Weis einerseits behauptet, er übe keine Zensur aus, andererseits aber sagt, genau dies sei unumgänglich, da er für alle „strafbaren Handlungen“ innerhalb der Schulzeit haftbar sei.

23. Okt. 10:10 Uhr Der Schulsprecher legt dem Direktor folgende Notiz zur Genehmigung vor: „Der Schulsprecher gibt hiermit bekannt, dass der Bericht über das Gespräch vom 18. 10. zwischen dem Herrn Direktor und dem Schulsprecher abgerissen worden ist. Dies aus folgenden 2 Gründen: 1. Da er die Aufforderung zum Ungehorsam beinhaltet und

2. Da er nicht genehmigt gewesen sei. Dem Schulsprecher wurde im Wiederholungsfall ein Ausschlussverfahren angedroht. Der Direktor verweigerte die Aushangenehmigung.

24. Okt. 10:30 Der Schulsprecher und andere Mitglieder der SMV hängen außerhalb des Schulbereiches (an einer Laterne am Neckarstaden und an einer Hauswand der Braun'schen Buchhandlung) zwei Plakate auf, in denen sie die Schüler über diese Vorgänge informieren.

24. Okt. 11:20 Uhr Das Plakat am Neckarstaden wird von Oberstudienrat Dieterich und das an der Braun'schen Buchhandlung vom Hausmeister entfernt.

28. Okt. Der Direktor weigert sich, die Plakate zurückzugeben, weil er sie zuvor noch photokopieren wolle. Andererseits lehnt er die Verantwortung für das Abreißen der Plakate ab; er sagte, er hätte sie hängen lassen, wäre er anwesend gewesen. Stattdessen habe man ohne seine Zustimmung gehandelt; der Hausmeister indessen lehnt auch jede Verantwortung ab und verweist auf Befehl von oben. ..."

Aus einer Entscheidung, die die Direktion ohne Gesichtverlust hätte treffen können, war ein hoch symbolischer Konflikt geworden. Die „Scheinautoritäten“ von denen wir so oft sprachen, hatten sich in unseren Augen desavouiert.

Denn auch der eigentliche Konflikt – die Auseinandersetzung um die schulische Öffentlichkeit und ein „unzensiertes“ Schwarze Brett – spitzte sich zu. Wir kündigten an, künftig regelmäßig durch Plakate und Flugblätter im öffentlichen Raum des Neckarstadens unserer „Informationspflicht“ gegenüber unseren MitschülerInnen nachzukommen.

6. Die bemalte Schule

Die Auseinandersetzung trieb also auf einen Höhepunkt zu und die Schule war zu Kompromissen nicht bereit. Da geschah etwas, womit wir nicht gerechnet hatten: Der Konflikt wurde seinen schulischen Protagonisten aus der Hand genommen. Wie in den Zeitungen zu lesen stand, hatten sich Unbekannte aus der linken Szene in der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober mit einem Eimer weißer Farbe auf den Weg quer durch die Stadt gemacht und unterwegs Sprüche gepinselt wie „Zundel⁸ Polizei und Gott machen Heidelberg kapott“. Am Ende hatte auch das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium ein paar Parolen abbekommen.

Als ich am Morgen des 26. Oktober in die Schule kam, ging ich an der Turnhalle an einer Inschrift vorbei: „Nutz die Wände!“ stand da – offenbar ein Bezug auf die Versuche, unzensierte Mitteilungen der SMV an die SchülerInnen zu unterbinden. Am Schuleingang wurde ich von einem Lehrer in Empfang genommen, der mich fragte, wie ich das fände – ich sagte spontan: „Schön“. Was tatsächlich an die Schulwände gemalt worden war, stellte ich erst später fest.

Die Schule dokumentierte die Inschriften sorgfältig: „Nutz die Wände“ (3x), „Wer jetzt nicht schmiert, ist schmutzig.“ „Weis ist so schwarz, brauner geht's nicht.“ „Weis ist eine Tarnfarbe.“ „Weis ist ein liberaler Scheißer.“ „Weg mit dem autoritären Leistungsprinzip.“

Für die Schulleitung war die Malaktion die Chance auf die sie, davon waren wir fest überzeugt, gewartet hatte.⁹ Zwar distanzierte ich mich am nächsten Tag per

Flugblatt von den „Beleidigungen“, die Mehrheit der LehrerInnen und auch der SchülerInnen schrieben dennoch der SMV-Spitze die Verantwortung zu.

Jedenfalls nutzte die Schulleitung die Gelegenheit: Obwohl mit derselben Farbe und ähnlichem Schriftbild in der ganzen Stadt Inschriften angebracht worden waren, behauptete sie, die Malereien könnten nur von uns, den Vertretern der KFG-SMV, stammen.

Bärbel Rendtorff, Walther Heipertz und ich selbst wurden aus unseren Klassen geholt und nacheinander von jeweils sechs Lehrern über mehrere Stunden verhört. Das Thema, so dachten wir, sei die Malaktion – dass es sich tatsächlich um das „rechtliche Gehör“ handelte, das den von Ausschlussverfahren Betroffenen gewährt werden muss, wurde uns nicht mitgeteilt. So wussten wir nicht, worum es wirklich ging, und auch was protokolliert wurde, ließ man uns nicht sehen. Ein fertiges Protokoll wurde uns dann tags darauf mit der Aufforderung vorgelegt, es zu unterschreiben. Alle drei verweigerten wir die Unterschrift.

Allerdings waren wir uns auch untereinander nicht mehr einig. Nachdem ich zunächst eher sarkastisch und unbedacht das Wort „schön“ verwendet hatte, war ich nach Betrachtung aller Inschriften erschrocken. Bei aller Bereitschaft, uns gegen die Obrigkeit zu unterstützen, war diese Form der Debatte geeignet, uns in den Augen unserer MitschülerInnen ins Unrecht zu setzen. Also verfasste ich ein Flugblatt, in dem ich es zwar „nicht verwunderlich“ fand, dass „am Samstag einige Unbekannte die Schulwände zu dem Forum der Auseinandersetzung erklärt hatten, das von der Schulleitung verweigert worden war“, zugleich distanzierte ich mich aber „eindeutig von den Beleidigungen, die hier geäußert wurden. Die Beleidigung ist kein annehmbares Mittel des politischen Kampfes.“¹⁰

Bärbel Rendtorff und Walther Heipertz, wie auch die große Mehrheit des USB, sahen das anders. Sich zu distanzieren hielten sie für falsch, stattdessen listeten sie in einem (nicht namentlich gezeichneten) USB-Flugblatt unter der Überschrift: „Sind die Wände schmutzig“ die Aktionen der Direktion gegen die „freie Meinungsäußerung“ chronologisch auf und kamen zu dem Ergebnis: „Diese skandalösen Vorgänge, mit denen die freie Meinungsäußerung permanent unterdrückt wird, beweisen eindeutig, dass Direktor Weis undemokratisch handelt [...] Weiterhin werden unsere Informationen abgerissen werden, die Möglichkeit der Öffentlichkeitsarbeit wird weiterhin unterdrückt bleiben. Ist es nicht verständlich, wenn die, die die Wände bemalt haben, schreiben: NUTZT DIE WÄNDE! WER JETZT NICHT SCHMIERT IST SCHMUTZIG!“

Walther Heipertz verteilte darüber hinaus am 6. November ein selbstverfasstes Flugblatt mit dem Titel: „Ein wenig weiße Farbe bloß“. Darin hieß es: „Dr. Weis versuchte, durch (ich empfand es so) permanente Unterdrückung, Informationen an unsere Mitschüler zu verhindern. [...] Der Dämmerenschlaf in einer vollkommen rechtlosen Lage an der Schule sollte durch diese Konteraktion möglichst erhalten bleiben. Eine Leerformel Demokratie, ausgeführt mit autoritären Methoden, kann es nicht geben, Demokratie muss praktiziert werden.“¹¹

Für den nächsten Tag hatten wir eine Klassensprecherversammlung einberufen. Die Leitung dieser Versammlung und die Festlegung der Tagesordnung übernahm allerdings, gegen alle Regeln, der Vertrauenslehrer, Herr Gierlich. Dass eine Ver-

Die Lehrerkonferenz des Kurfürst-Friedrich-Gymnasiums hat am 6. November 1968 beschlossen, daß gegen wegen besußer Mißachtung und Verletzung der Schulordnung, Aufreizung der Mitschüler zu Ungehorsam und Widersetzlichkeit und zur Auflehnung gegen die vom Gesetzgeber und der Unterrichtsverwaltung festgelegten Institutionen der Schule, schulinterner und öffentlicher Angriffe gegen Amt und Person des Direktors durch einen "eskalierten" Flugblattkrieg und dadurch herbeigeführte Behinderung des Schulleiters in der Erfüllung seiner eigentlichen Aufgaben, intellektuelle und psychologische Vorbereitung und versteckte oder offene Rechtfertigung beleidigender Schularbeiten, Versuche der Störung gesetzlich vorgeschriebener Elternversammlungen

ein Ausschlußverfahren

eröffnet werden soll. Nach § 57 Abs.(3)

des Schulverwaltungsgesetzes sind vor der Entscheidung über den Ausschluß die Erziehungsberechtigten zu hören. Wir haben für diese Anhörung die Zeit zwischen dem 15. und 25. November 1968 vorgesehen und bitten Sie, uns einen Ihnen genehmen Termin in diesem Zeitraum zu nennen oder mit mir zu vereinbaren. Es steht Ihnen auch frei, zu den oben aufgeführten Punkten bis zum 25. November 1968 schriftlich Stellung zu nehmen.

Mit verbindlicher Empfehlung

h. Weis

Mitteilung der Schule an die Eltern (Privatarchiv: Roland Schaeffer)

trauenslehrerwahl seit mehreren Jahren nicht stattgefunden hatte, rächte sich jetzt. Es hatte mehrere Flugblätter von SchülerInnen gegeben, die sich kritisch gegen die SMV äußerten, uns zur Stellungnahme aufforderten und die Durchführung einer Schulvollversammlung verlangten. Oberstudienrat Gierlich allerdings erteilte uns dazu nicht das Wort. Die Versammlung verabschiedete eine Resolution, die sich gegen die Malaktion richtete.

Im Anschluss an diese Versammlung kam es zu heftigen Diskussionen innerhalb des USB. Wir raufte uns zwar wieder zusammen, die Heftigkeit der Reaktion der Schule hatte uns aber doch beeindruckt. Und so traten wir gemeinsam von unseren Ämtern zurück:

„Wir haben unsere Aufgabe in der SMV nicht darin gesehen, in der bisherigen Weise fortzufahren, sondern darin, unsere Mitschüler über die Situation der Schule und die daraus entstandene Funktion der SMV zu informieren. Hierbei suchten wir die Zusammenarbeit mit den Lehrern, die jedoch großenteils nicht dazu bereit waren, sodass wir entgegen unseren Absichten in eine Kampfstellung gedrängt wurden. [...] Lehrer polemisierten in den

Klassen gegen die SMV, u. a. mit der Behauptung, wir seien an der Bemalung der Schule beteiligt gewesen, und – wie berichtet wurde – mit der „Aufforderung“, Roland Schaeffer die Treppe hinunterzustürzen, da er ein Prolet sei. [...] In Anbetracht dieser Umstände sehen wir keine Möglichkeit zu ausreichender Information unserer Mitschüler, es ist uns damit unmöglich gemacht, unsere Aufgabe zu erfüllen.“¹²

Was wir nicht wussten: Die Lehrerkonferenz hatte bereits am 5. November bei drei Enthaltungen die Einleitung eines Ausschlussverfahrens gegen Bärbel Rendtorff, Walther Heipertz und mich beschlossen. Wie einvernehmlich dieses Vorgehen und wie geschlossen die Front war lässt sich daran ersehen, dass der Beschluss neun Tage lang vollkommen geheim blieb, bis die Mitteilung darüber am 14. November 1968 bei den Eltern einging.

7. Proteste: Bilder für die Medien und ein weiterer Schulausschluss

Die Ereignisse der folgenden Wochen wurden in der Heidelberger Presse, aber auch in überregionalen Medien wie der Tagesschau, ausführlich dokumentiert. Zunächst rief der USB für den 23. November zu einem „teach in“ in den berühmten „Hörsaal 13“ der Universität. Für die zahlreichen teilnehmenden SchülerInnen war es ein großes Happening mit kontroverser Debatte, allerdings auch mit viel Beifall für die vom Ausschluss Bedrohten.

Eine Resolution wurde verabschiedet, die der zeitgleich tagenden Versammlung der Elternsprecher des KFG „überbracht“ werden sollte. Die Überbringer standen indes beim KFG vor einer geschlossenen Glastür. Diese wurde nach einigem Warten und Rufen eingeschlagen. StudentInnen und SchülerInnen (fast alle von anderen Schulen) liefen die Treppen zum ersten Stock hinauf. Die Elternversammlung hatte sich inzwischen aufgelöst, die Eindringlinge sollen aber versucht haben, die Eltern am Verlassen des Gebäudes zu hindern. Nachdem der Direktor die Polizei gerufen hatte, war die „Aktion“ schnell zu Ende. Jetzt gab es Bilder, die zum Symbol des Konfliktes wurden, weil sie einen nächtlichen „Sturm auf das KFG“ (Rhein-Neckar-Zeitung) dokumentierten. Dass die eigentlichen Akteure daran nicht beteiligt waren, spielte keine Rolle mehr. Nur ein Schüler des KFG hatte das Gebäude betreten, der den LehrerInnen bekannt war – Cornelius Mugdan. Zwar war er Mitglied im USB und machte durch lange Haare und Schulversäumnisse auf sich aufmerksam. Aber er war nicht Mitglied der SMV und politisch nicht besonders hervorgetreten. Trotzdem weitete die Schulleitung den Ausschlussbeschluss auf ihn aus. Zwar waren die SchülerInnen mit großer Mehrheit gegen die angedrohten Schulausschlüsse, wendeten sich aber zugleich gegen „Einmischung“ von außen und die befürchtete Einflussnahme von StudentInnen bzw. des SDS. Eine Solidaritätsaktion – SchülerInnen anderer Schulen und StudentInnen wollten demonstrativ zur Diskussion auf dem Pausenhof erscheinen – wurde deshalb abgeblasen. Stattdessen gab es eine Demonstration einiger Dutzend SchülerInnen mit Plakaten, die sich gegen jede „Einmischung von außen“ verwarnten.

In der Presse, vor allem im Heidelberger Tageblatt, wurden die Leserbriefspalten mit Stellungnahmen eingedeckt. Während die einen kommunistische Verschwörer am Werke sahen und hartes Durchgreifen forderten, wandten sich andere ge-

gen die „alte autoritäre Garde in ihrer Unnahbarkeit und Überheblichkeit“ und begrüßten den SchülerInnenprotest. Die Fronten schienen auch in der Leserschaft unüberbrückbar.

Die Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit war heftig. So veröffentlichte Direktor Weis einen Grundsatzartikel, in dem er das ganze Problem auf Fremdsteuerung von außen zurückführte und uns unterstellte, wir seien einer „Grammatik des Partisanenkrieges“ gefolgt.¹³ Auch sonst ließ er seiner verschwörungstheoretischen Phantasie freien Lauf. Die angesichts der Verbrechen des Dritten Reiches von ErziehungswissenschaftlerInnen erhobene Forderung einer „Erziehung zum Ungehorsam“ werde die Schulen zu „einer Hölle entfesselter Aggressivität“ machen. Seine eigenen Anregungen zur Demokratisierung seien „bei den Extremisten wütender Negation“ begegnet, „denn ihre Absichten sind offenbar nicht auf friedliches Zusammenwirken, sondern auf Umsturz und Zerstörung gerichtet.“ Diese Erfahrung habe ihn gelehrt, „dass fanatisierte Schüler und Jugendliche von ihren Aggressionen auch dann nicht abzulassen gewillt sind, wenn sie damit Gesundheit und Leben ihrer Opfer gefährden. Gewiss, man kann sagen, diese Schüler sind Unmündige, sind ferngelenkte Marionetten, aber es dürfte schwer fallen zu glauben, dass ihren Einpeitschern die physische Vernichtung derer, die sie für ihre Gegner halten, mehr als ein kleiner Betriebsunfall der kulturellen und gesellschaftlichen Revolution ist.“ Zwar war in diesem „Krieg“ niemandem, jedenfalls keinem Lehrer, auch nur ein Haar gekrümmt worden. Das hinderte die imaginierten Opfer aber nicht, ihn auszurufen und zu führen und diesmal, dank bürokratischer Übermacht, auch zu gewinnen. Das galt auch für die Personalvertretung, die in Person von Oberstudienrat Peter zwischen den „Stellungnahmen unserer Schülergruppen“ und ihrem „Plakatkrieg gegen außerschulischen Terror“ auf der einen und den „manipulierten Pamphleten“ der „Gegner“, die außerhalb der Schule hergestellt worden sind auf der anderen Seite unterschied. Tatsächlich war es der SMV nicht ermöglicht worden, die schulischen Schreib- und Druckmaschinen zu benutzen. Im Heidelberger Tageblatt wandten sich zugleich zahlreiche LehrerInnen gegen die Redaktion, die Verständnis für die SchülerInnen gefordert hatte – sie habe „Tatsachen nicht nur fahrlässig unrichtig, sondern einseitig tendenziös, ja z. T. böseartig verdreht wiedergegeben“¹⁴.

Die Klassensprecherversammlung des KFG und die Schülervertretungen der meisten Heidelberger Gymnasien verabschiedeten Resolutionen, die sich gegen den Ausschluss wandten. Unsere Klasse, die U 1 A, beschloss eine Solidaritätserklärung, in der sie wahrheitsgemäß darauf hinwies, dass sie nicht von den Ausgeschlossenen zu Unterrichtsstörungen motiviert worden sei.

Das Studentenparlament der Universität solidarisierte sich bei drei Gegenstimmen mit den ausgeschlossenen SchülerInnen. Damit diese ihre Sicht der Dinge in der Öffentlichkeit darstellen konnten, wurde ein Betrag von 400,- DM für eine Dokumentation bereitgestellt. Diese wurde ein paar Tage später vor den Schulen verteilt.

8. Schatten der Vergangenheit

Der Inhaber der neben der Schule gelegenen Buchhandlung Braun hatte mich Anfang November, beiseite genommen: Ob ich auch mit Herrn Peter zu tun habe? Der sei beim SD, dem Sicherheitsdienst der SS gewesen und habe damals die Heidelberger Buchhandlungen kontrolliert.¹⁵ Gegenüber SchülerInnen wie auch gegenüber KollegInnen ließ er keinen Zweifel daran, dass er stolz auf diese Vergangenheit war. Nachdem über die Heidelberger Ereignisse bundesweit berichtet worden war, wurde uns die Festschrift zum 300-jährigen Bestehen des Karlsruher Lessing-Gymnasiums aus dem Jahr 1936 zugesandt. Der (anonyme) Absender kannte offenbar unseren Direktor, der dort unter der Überschrift „Unser Ehrenmal“ ein Gedicht veröffentlicht hatte.¹⁶

Die Halle, die wir Tag um Tag durchschreiten,
klang einst von ihrem Schritt ein letztes Mal:
dann gingen sie den unbekanntem, weiten
und schweren Weg, wie ihr Gesetz befahl.

Des jungen Werdens wechselnde Gezeiten,
erprobten sie zu wandellosem Stahl,
im Feuerhagel wuchsen Ewigkeiten,
und Jahre grenzte jede Stundenzahl

So reiften sie in wütenden Gewittern
Zum größten Opfergang und gaben stumm
Ihr letztes hin, dass wir bestehen sollten.

Die Tafel ruft, der Halle Fliesen zittern,
denn ehern gehen die Unsichtbaren um,
und mahnen uns, zu bauen, was sie wollten.¹⁷

Wir dokumentierten dieses Gedicht in einem Flugblatt, das vor der Schule verteilt wurde.¹⁸ Selbst allerdings konnten wir nicht mehr öffentlich in Erscheinung treten. Unsere Eltern – alle gehörten zum linksliberalen akademischen Bürgertum – wollten die (wie sie wussten: geringen) Chancen eines Widerspruchs beim Oberschulamt bzw. einer Klage beim Verwaltungsgericht nicht weiter schmälern. Einige Monate später – der Ausschluss war im Eilverfahren vom Verwaltungsgerichtshof Mannheim in zweiter Instanz bestätigt worden – meldete sich auch die (verbotene) KPD zu Wort. Die Richter des Gerichtes, so teilte sie mit, seien alle Mitglieder des NS-Rechtswahrbundes gewesen, der Senatspräsident habe zudem als Reichsredner der NSDAP fungiert.¹⁹

9. Überraschung: Eine Schulordnung von 1904

Der Ausschluss wurde am 5. Dezember 1968 durch Beschluss der Lehrerkonferenz vollzogen. Zur Begründung heißt es:

„Bei einem weiteren Verbleiben des Schülers in der Schule würde nämlich die Spannung, die durch die nahezu täglichen Flugblätter, Demonstrationen, Aktionen und durch

die großaufgemachten Presseberichte über diese Vorgänge bei den Schülern erzeugt wurde, nicht nachlassen, ein ruhiger und geordneter Unterrichtsablauf könnte nicht wieder gewährleistet werden, so dass bei einem Großteil der lernwilligen Schüler Wissenslücken und Leistungsabfall entstehen würden; schließlich würde der Unterrichtsbetrieb auch dadurch gefährdet, dass die Gesundheit und damit die Leistungskraft der Lehrer und insbesondere des Schulleiters durch ständige Erregungen sowie durch außergewöhnliche körperliche und seelische Belastungen, die maßgeblich durch das Verhalten des Schülers Roland Schaeffer entstanden sind, weiterhin in einem unzumutbaren Maße angegriffen würde.“²⁰

Die Schule hatte in der folgenden Debatte keinen leichten Stand. Zwar waren die Begründungen für den Ausschluss aus der Binnensicht der Schule plausibel, für die öffentliche Debatte waren sie hingegen wenig geeignet. Die Eltern waren nicht informiert worden, dass etwa ein Ausschluss auch nur in Erwägung gezogen wurde. Die aufgeführten disziplinarischen Vergehen wie Zu-Spät-Kommen hatten keine Strafen nach sich gezogen und hatten vor der Versetzung stattgefunden, waren also rechtlich streng genommen nicht relevant. Und was die Schule genau meinte, wenn sie von einem „eskalierten Flugblattkrieg“ sprach, war ebenso schwer zu vermitteln wie die Klage über „außergewöhnliche körperliche und seelische Belastungen“ des Direktors. Man durfte sich fragen: Bestand seine gut bezahlte Aufgabe nicht im Umgang mit schwierigen Diskussionen und kritischen Geistern?

Wir SchülerInnen hatten in der Schule „Öffentlichkeit hergestellt“ und in dieser Öffentlichkeit den Konflikt gesucht. Wir hatten dabei Regeln in Frage gestellt – wirkliche Verstöße waren schwer nachzuweisen. Wir konnten uns darauf berufen, dass wir im Rahmen der SMV gehandelt hatten und auf die Erziehung zur Demokratie verweisen, die laut Landesverfassung Aufgabe der Schule sei. Und vor allem hatten wir in den Monaten seit August keine Schulstrafen erhalten – was eigentlich eine zwingende Voraussetzung für die schärfste Schulstrafe, den Schulverweis, gewesen wäre.

Sowohl die Schule als auch – nach dem Widerspruch unserer Eltern – das Oberschulamt sammelten akribisch alles zusammen, was es an Gründen für einen Ausschluss geben konnte. Die Ausgeschlossenen seien unerlaubt dem Unterricht ferngeblieben. Bärbel Rendtorff z. B. habe sich in einem Aufsatz kritisch über die Themenstellung geäußert, Roland Schaeffer sich gegenüber einem Lehrer „unverschämt“ benommen – was im Klassenbuch vermerkt war. Dass der Lehrer (so mein Gedächtnisprotokoll) ihn zuvor wüst beschimpft hatte, stand nicht darin.

Die Anklage blieb dürftig, das wussten alle Beteiligten. Mein Vater hatte Dr. Helmut Amman als Anwalt gewählt, einen angesehenen Vertreter der kritischen Linken in Heidelberg.²¹ Ammann hob hervor, dass es beim Ausschluss der gesamten SMV nicht um eine disziplinarische Entscheidung gehe, sondern um eine politische. Er konzentrierte seine Argumentation auf die Erziehung zur Demokratie, wie sie in der Baden-Württembergischen Landesverfassung gefordert wurde, und bezog sich auf pädagogische Zeitschriften und philosophische Texte, in denen Themen wie die Fähigkeit zur Kritik und die demokratische Selbstbestimmung auch von SchülerInnen damals einen großen Raum einnahmen.

Auch juristisch gab es also einige Nüsse zu knacken. Trotzdem wurde der Ausschluss durch die Widerspruchsinstanzen – Oberschulamt, Verwaltungsgericht Heidelberg – hindurch bestätigt.

Der Verwaltungsgerichtshof Mannheim lieferte dann die erste Überraschung in diesem Verfahren: Da das Land Baden-Württemberg nie eine eigene Schulordnung für Höhere Schulen erlassen habe, sei von der Weitergeltung der „Allgemeinen Schulordnung des Landes Baden für die höheren Schulen aus dem Jahr 1904 auszugehen“. So etwas wie eine Erziehung zur Kritikfähigkeit oder zur Demokratie war aus naheliegenden Gründen in dem damaligen Erlass des „Friedrich, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen“ nicht vorgesehen.²² Hingegen sind die Pflichten der SchülerInnen klar definiert: „Die Schüler sind der Schule Gehorsam, ihren Lehrern Achtung und Folgsamkeit schuldig und zur Beobachtung von Ordnung und Anstand in und außer der Schule verpflichtet.“²³ Die Ausgeschlossenen hätten dagegen, so der Gerichtshof, vielfach verstoßen – durch Missachtung von Anordnungen, durch Streikaufrufe, aber z. B. auch dadurch, dass dem Schulleiter „... Begriffe zugeordnet werden wie Unterschieben, Ersticken der Demokratie und Willkür. Dem Direktor wurde in dem Flugblatt, wie eine Gesamtschau des Inhaltes ergibt, u. a. ein unehrenhaftes Verhalten vorgeworfen. ... Die öffentliche Versagung der Achtung gegenüber einem Lehrer stellt aber einen besonders groben Verstoß gegen die Pflicht des § 27 Abs. 1 der Schulordnung von 1904 dar.“²⁴

Hier könnte die Geschichte enden – nur hält die fürstliche Verordnung aus dem Jahr 1904 noch eine Überraschung bereit, auf die die Richter nicht eingegangen waren. Die Schulordnung (auf die neben seinem Vater Friedrich I. von Baden vielleicht auch der Sohn, der liberale Politiker, kurzzeitige Reichskanzler und Gründer des Internates von Salem Max von Baden Einfluss genommen hat) legte nämlich nicht nur für die SchülerInnen, sondern auch für die LehrerInnen eindeutige Pflichten fest. Ich habe den Text bei der Recherche für diesen Artikel zum ersten Mal gelesen. Hätten wir dieses Dokument des Badischen Liberalismus vor 50 Jahren gekannt, wir hätten gewiss versucht, es ans Schwarze Brett zu hängen – schließlich wären wir dann zumindest nicht mehr die einzigen gewesen, die gegen die gültige Schulordnung verstoßen hatten.

Die Lehrer, so heißt es dort, „werden sich bemühen, die Liebe, Achtung und Zuneigung ihrer Schüler sich zu erwerben und ihr Benehmen in allem so einrichten, dass es für die Schüler vorbildlich ist; sie werden daher alle beleidigenden Schimpfworte, höhnischen Bemerkungen und sonst unpassenden Ausdrücke vermeiden, Witz und Humor nur da anwenden, wo sie am Platze sind, Nachsicht ohne Schwäche, Ernst ohne auffahrende Leidenschaft üben und überhaupt sorgsam darauf achten, sich nach keiner Richtung bloßzustellen.“ Und weiter: „sie werden dabei alle nicht ausdrücklich für erlaubt erklärten Strafmittel, namentlich Strafarbeiten, Verweisung aus dem Klassenzimmer [...] vor allem aber jede Art körperlicher Einwirkung auf die Schüler streng vermeiden“²⁵

10. Ausblick

Vieles an dieser Geschichte erscheint aus dem Abstand von 50 Jahren geradezu komisch, manches auch unverständlich.

Das Rauchverbot wurde einen Monat nach der Ausschlussentscheidung aufgehoben. Eine Neuwahl des Schulsprechers sollte, auf besonderen Wunsch von Direktor

Weis, im Januar 1969 stattfinden. Allerdings fand sich nur ein einziger Schüler zur Kandidatur bereit, der sich auch gegen die alte SMV und die „Einmischung von außen“ deutlich zu Wort gemeldet hatte. Nachdem er nur 39,8 % erhalten hatte, trat er – sehr zum Bedauern des Direktors – sein Amt nicht an.

Der Ausschluss führte zu Konflikten auch an anderen Heidelberger Schulen und hatte eine bis dahin undenkbbare Mobilisierung zur Folge. Der Unabhängige Schülerbund allerdings wurde aufgelöst und durch eine bundesweit vernetzte Organisation, das Aktionszentrum Unabhängiger Sozialistischer Schüler (AUSS) ersetzt, dem auf dem Höhepunkt seiner Aktivitäten allein in Heidelberg einige hundert SchülerInnen angehörten. Der Fokus der Debatte verschob sich von den innerschulischen Verhältnissen auf Fragen wie den Sozialismus oder Wilhelm Reichs Auffassung von Sexualität – dass es letztlich sinnlos sei, innerhalb des Kapitalismus die Schulen zu reformieren, war aus dieser Perspektive ohnehin klar.

Viele, mit denen ich über diesen Text sprechen konnte, erinnern sich nur sehr vage oder gar nicht an die damalige Zeit – wie eine Klassenkameradin feststellt, sei sie damals mit ihrem ersten Freund spazieren gegangen und habe den Ereignissen keine Aufmerksamkeit geschenkt. Andere Protagonisten bedauern ausdrücklich (und wie ich finde, zu Recht), dass die damaligen Frontstellungen innerhalb ihrer jeweiligen Klassen auch 20 Jahre später noch bei Klassentreffen spürbar gewesen seien. Der katholische Religionslehrer, Helmut Philipp, war einer der wenigen gewesen, mit denen wir überhaupt reden konnten; er war als junger Lehrer 1967 an die Schule gekommen. Er ist noch heute der Auffassung, dass der Konflikt am KFG von außen gesteuert und deshalb unlösbar gewesen sei, weshalb es auch zu dem Ausschluss keine Alternative gab – eine Meinung, die wohl die überwältigende Mehrheit des Kollegiums teilte.

Die damals Ausgeschlossenen hat diese Geschichte geprägt und wohl auch belastet. Es ist keine gute Erfahrung, wenn mit der älteren Generation keinerlei Verständigung möglich ist und Jugendliche glauben, die Probleme allein lösen zu müssen. Wir wurden zwar von unseren Eltern nach dem Ausschluss entschieden unterstützt – daran, dass vorher über die Situation an der Schule gesprochen worden wäre, kann ich mich jedenfalls aber nicht erinnern. Drei von uns sind ins liberale Hessen geflüchtet, Bärbel Rendtorff hat in Frankfurt Abitur gemacht, Walther Heipertz und ich in einem Gymnasium in Bensheim, dessen Direktor Bernhard Steiner, ein Konservativer und CDU-Mitglied war²⁶ und die Aufnahme und Begleitung dieser Schüler als seinen pädagogischen Auftrag ansah. Cornelius Mugdan hat seine Schullaufbahn nicht fortgesetzt und später bei einem Verlag in München gearbeitet. Markus Bräutigam war gerade noch rechtzeitig in ein Internat gewechselt, was ihm den Ausschluss ersparte, sein Abitur machte er dann aber doch ein Jahr später am KFG.

Anmerkungen

- 1 Heidelbergisch für: „Ich bin mit sechs Russen im Graben fertig geworden, da werde ich mit Euch auch noch fertig werden“.
- 2 Für weiterführende Gespräche, Hinweise und Korrekturen danke ich Barbara Rendtorff, Walther Heipertz, Michael Ule, Markus Bräutigam und dem ehemaligen Lehrer Helmut Philipp.
- 3 Rhein-Neckar-Zeitung vom 27.3.1968.

- 4 Die Hessischen Schulen hatten für diese Tage ganz freigegeben, auch Baden-Württembergische Schulen hatten demonstrationswilligen Schulen unterrichtsfrei erteilt.
- 5 Das Flugblatt kann wegen des vergilbten Papiers hier nicht im Original wiedergegeben werden. Es ist – anders als sonstige Texte in dieser Zeit – fehlerfrei, d.h. diktiert und mit professioneller Unterstützung auf eine Matrize getippt. Vermutlich erklären sich dadurch die Wiederholungen und der etwas angestrenzte Satzbau.
- 6 In der Anzeige zum Tod dieses Lehrers vor zwei Jahren formulierten Direktor und Kollegium des KFG: „Getragen von pädagogischem Eros übte er seinen Beruf mit vorbildlicher Dienstauffassung aus“. Einer der Betroffenen schrieb darauf an den Direktor des KFG und berichtete über diese und andere Erfahrungen. Er erhielt keine Antwort.
- 7 Statistische Monatshefte Baden Württemberg 4/2012. Im Jahr 1953 verließen danach nur 3% der Schüler die Schule mit Abitur (90% mit Volksschulabschluss), im Jahr 1960 waren es bereits 12%.
- 8 Reinhold Zundel, Heidelberger Oberbürgermeister von 1966–1990.
- 9 Wer sich von behördlicher Willkür betroffen meint, neigt dazu, den Behörden langfristige Planung zu unterstellen. So waren auch wir damals davon überzeugt, dass eine Gruppe von Lehrern um die Studiendirektoren und Oberstudienräte Weis, Nies, Stengel und Peter den Ausschluss von langer Hand geplant habe. Aus heutiger Sicht glaube ich nicht an Planung – zumal die Malaktion völlig unvorhersehbar war.
- 10 Flugblatt vom 28.10.1968.
- 11 Flugblatt des USB vom 6.11.1968.
- 12 Flugblatt vom 11.11.1968
- 13 Heidelberger Tageblatt vom 10.12.1968. Nach Ansicht von Direktor Weis und anderen LehrerInnen folgten unsere Aktionen einer Anweisung, die im Schülermagazin „Underground“ am 1. November 1968 gegeben worden sei. Wir kannten dieses Magazin nicht.
- 14 Heidelberger Tageblatt vom 27.11.1968.
- 15 In meinen Unterlagen findet sich ein namentlich gezeichnetes Flugblatt der damals neu gegründeten Deutschen Kommunistischen Partei anlässlich des Schulausschlusses, in dem sie mitteilt, Peter sei Hauptsturmführer der SS gewesen und habe in dieser Eigenschaft an Verhören der Gestapo mitgewirkt.
- 16 Ein ähnliches Ehrenmal befindet sich im Eingangsbereich des KFG. Dank einer Initiative des früheren Geschichtslehrers Dr. Frank Moraw wird dort inzwischen auch des deportierten jüdischen Schülers Hans Oppenheimer gedacht.
- 17 Lessing-Gymnasium Karlsruhe, Festschrift zum 300-jährigen Bestehen, 1936.
- 18 Viele Jahre später hat Oberstudienrat Nies in der Rhein-Neckar-Zeitung anlässlich des 90. Geburtstags von Direktor Weis dessen Verhalten in diesem Konflikt als seine zentrale berufliche Leistung unter dem Titel: „Mutig und standhaft gegen schulfremde Kräfte“ gewürdigt. Nies ließ das berufliche Leben von Herrn Weis im Jahr 1946 beginnen, als dieser 46 Jahre alt war.
- 19 Auch dieses Flugblatt war namentlich unterzeichnet, es spricht also wenig dagegen, dass auch die Information den Tatsachen entsprach.
- 20 Beschluss der Lehrerkonferenz des Kurfürst-Friedrich-Gymnasiums Heidelberg vom 5.12.1968. Der Beschluss wurde den Eltern durch ein Schreiben der Direktion am 6.12.1968 übermittelt und befindet sich im Archiv des Verfassers.
- 21 Dr. Ammann, ein Strafverteidiger mit linkskatholischem Hintergrund, hatte sich als Verteidiger in politischen Prozessen einen Namen gemacht. In meinen Unterlagen befindet sich eine Einladung zu seinem Vortrag über „Widerstand heute“, den er am 20. Juli 1967 auf Einladung des ASTA an der Heidelberger Universität hielt.
- 22 Schulordnung für höhere Schulen vom 8.3.1904, Gesetzes- und Verordnungs-Blatt für das Großherzogtum Baden vom 24. März 1904, nachlesbar unter <https://digital.blbkarlsruhe.de/blbihd/periodical/structure/961457>.
- 23 Ebd. § 27 Abs. 1.
- 24 Verwaltungsgerichtshof Mannheim, 4. Senat, Beschluss vom 11. Juni 1969.
- 25 Schulordnung (wie Anm. 22), § 35, Abs. 4.
- 26 Steiner war Mitglied der katholischen Jugend und 1943 wegen politischer Unzuverlässigkeit aus der Wehrmacht entlassen worden. <http://www.akg-bensheim.de/home/geschichte-des-akg/portraits/235-bernhard-steiner-direktor-des-alten-kurfuerstlichen-gymnasiums-von-1961-bis-1979>. In der Nachkriegszeit gehörte er zum Umkreis des früheren Vorsitzenden der CDU-Fraktion und Außenministers Heinrich von Brentano.

Debora Pape

Viele Wege führen nach Schönau

Die Transportwege zwischen Heidelberg und dem Kloster Schönau

„Sconaugiam, quae est abbatia ordinis Cisterciensis duabus circiter milliaribus Heidelbergae distans“¹ – diese Entfernungsangabe entnehmen wir der um 1220 entstandenen Lebensbeschreibung des hl. Eberhard. Der spätere Abt des Frauenklosters Kumbd im Hunsrück begleitete in seiner Jugend Pfalzgraf Konrad und seine Söhne Friedrich und Konrad und pendelte mit der pfalzgräflichen Familie zwischen Heidelberg und den wittelsbachischen Besitztümern am Rhein.² Seine Lebensbeschreibung bietet daher interessante Einblicke in die Umgebung des Pfalzgrafen am Ende des 12. Jahrhunderts – eine Zeit, für die weitere Prosaquellen äußerst rar gesät sind. Eberhard hatte in seiner Jugend eine nächtliche Vision,³ die in ihm den Wunsch weckte, einem Klosterorden beizutreten. Er reiste also auf eigene Faust nach Schönau – hier die Erwähnung des Klosters im obigen Zitat – und bat dort um Aufnahme in den Zisterzienserorden. Der Schönauer Abt Gottfried (belegt von 1182 bis 1192) schickte ihn jedoch wieder zurück, da Eberhard für die Aufnahme noch zu jung gewesen sei und darüber hinaus seine Eltern nicht einverstanden waren. Trotzdem versuchte Eberhard es noch zwei weitere Male, beim dritten Mal wurde er von seinem aufgebrauchten Bruder Heinrich in Schönau aufgefunden und zurückgebracht.⁴

Das 1142 im Steinachtal gegründete Zisterzienserkloster Schönau gehörte im Mittelalter neben Stift Neuburg (1130) bei Ziegelhausen und dem Kloster Lobenfeld (um 1145) zu den großen religiösen Zentren der näheren Region. Das Kloster Schönau hatte für Heidelberg eine besondere Bedeutung: Bereits 1208 übernahmen die Heidelberger Pfalzgrafen bei Rhein die Schutzherrschaft über das Kloster, bedachten es mit Besitz und Privilegien und machten es schließlich zum wittelsbachischen Hauskloster.⁵ Die Schönauer Mönche waren bis zur Klosterauflösung 1558 in der Kurpfalz mit verschiedenen Mönchhöfen, unter anderem in Heidelberg selbst, in Neuenheim und in Schriesheim, vertreten. Der Mönchhof in Heidelberg beginnt sich ab 1223 in den Quellen widerzuspiegeln, bestand zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich aber bereits längere Zeit. Er befand sich im Bereich der Oberen Neckarstraße, knapp östlich der 1289 erstmalig erwähnten Heidelberger Brücke (und der heutigen „Alten Brücke“). Das Schönauer Kloster betrieb Handel und Gewerbe (wie etwa Mühlen und die Ziegelhütte in Ziegelhausen)⁶ und hielt Anteile oder Privilegien an einigen Flussfähren, nicht nur über den Neckar, wie beispielsweise in Heidelberg, Neckargemünd und Ladenburg, sondern auch über den Rhein in Roxheim und Lußheim.⁷ Direkt am Fluss in Ziegelhausen befand sich außerdem seit 1417 das „Kornhaus“, eine Zehntscheuer zur Aufbewahrung von Naturalien.⁸ Von einer zugehörigen Schiffsanlegestelle zur Anlieferung von Waren und zum Abtransport von Ziegeln ist auszugehen.

Diese Aktivitäten setzten spätestens ab dem Ende des 12. Jahrhunderts eine gute Verkehrsanbindung des Klosters an seine verstreuten Besitzungen voraus.

Durch die zitierte Vita Eberardi wissen wir, dass Schönau circa zwei Meilen von Heidelberg entfernt liegt – gemeint ist damit nicht die Luftlinie, sondern der tatsächlich zurückgelegte Weg. Welcher Weg damit allerdings genau gemeint ist, ist nicht bekannt. Die Entfernungsangabe und deren Interpretation ist auch nicht genau genug, um damit eine Route nachzeichnen zu können. Die Art und Weise, wie Eberhard nach Schönau kam, ist ebenfalls nicht überliefert. In Anbetracht der Tatsache, dass er mehrmals offenbar ohne Erlaubnis und sicherlich ohne schweres Gepäck reiste und zudem noch sehr jung war, ist es wahrscheinlich, dass er zu Fuß ging. Denkbar wäre zwar auch, einen Teil der Strecke, etwa bis Ziegelhausen oder Neckargemünd, per Schiff zurückzulegen. Flussaufwärts mussten Schiffe aber bis weit in die Neuzeit hinein getreidelt werden, das heißt, sie wurden vom Ufer aus von Zugtieren oder Menschen an einem Seil gegen die Strömung gezogen, was einen enormen Kraftaufwand darstellte. Dass der auf sich allein gestellte Eberhard eine Schiffspassage in Anspruch nehmen konnte, ist daher eher unwahrscheinlich. Fußgänger und Reiter waren im gesamten Mittelalter in der Wahl ihrer Wege deutlich flexibler als Lastkarren mit einer oder insbesondere zwei Achsen. Fußgänger und Pferde konnten Hindernisse mit Leichtigkeit umgehen und ggf. auch Abkürzungen nehmen, während ein Karren oder Wagen immer auf einen möglichst festen, ebenen Untergrund angewiesen war. Während des Mittelalters bis ins 17. und 18. Jahrhundert hinein waren auch die Hauptverkehrswege nicht befestigt.

Zwar war Eberhard ohne Wagen also flexibler, aber dennoch folgte er höchstwahrscheinlich zu großen Teilen dem Weg des Fahrverkehrs. Dieser war schließlich gut bekannt und zudem auch im Gelände deutlich sichtbar. Wenden wir uns daher nun von Eberhard ab und richten dafür den Blick auf den Fahrverkehr, um dadurch die Routen zwischen Heidelberg und Schönau zu identifizieren.

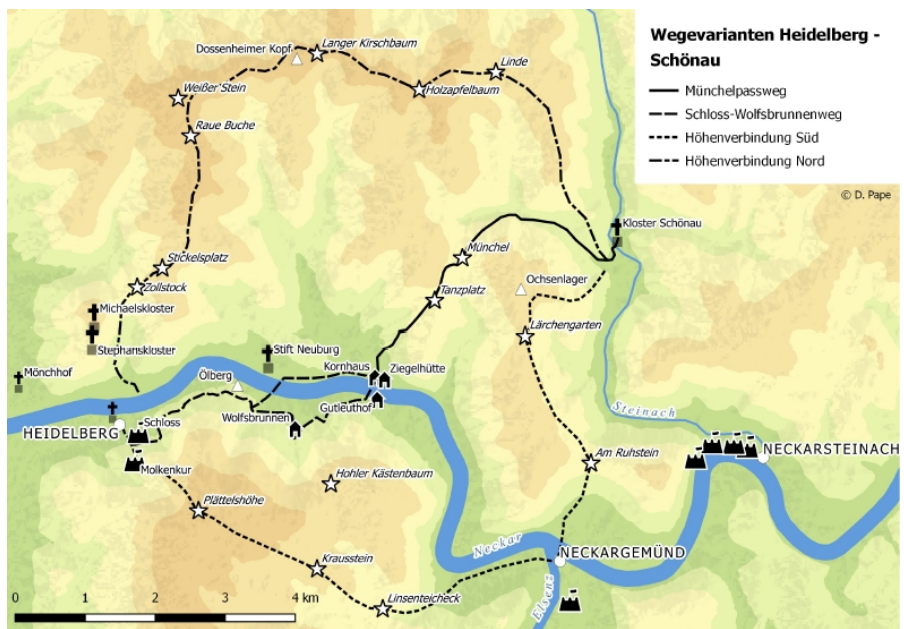
Ein Blick über die Straßenränder hinaus

Die Frage, wie man von A nach B kommt, ließ sich im Mittelalter völlig anders beantworten als heute. Heute ist der Reisende auf die asphaltierte Straße fixiert, die zwei Orte miteinander verbindet und in der Regel eine schnelle und bequeme Fahrt mit dem motorisierten Fahrzeug ermöglicht. Außerdem herrscht Straßenzwang und es ist nicht erlaubt, sich abseits der Straße mit einem Fahrzeug den Weg zu bahnen. Im Mittelalter jedoch waren die Wege weder befestigt noch gab es im kleinräumigen Bereich – abseits von bebauten Feldern sowie natürlich Zollstationen – den Zwang, eine ganz bestimmte Trasse zu nutzen. Damit eröffnen sich im Grunde unzählige Möglichkeiten, eine Strecke zwischen zwei Orten zurückzulegen. Vorzug hatte die Trasse, die den besten Kompromiss aus geringer Entfernung, sicherer Fahrt und möglichst geringer Anstrengung bot – und diese Faktoren waren variabel. Sie hingen etwa von der Witterung, der Jahreszeit, der Fahrtrichtung sowie dem Transportgut ab. Wer sich heute an einem beliebigen Punkt in oder um Heidelberg befindet und schnellstmöglich nach Schönau möchte, der fährt bei jeder Witterung und mit beliebiger Fracht am Neckar entlang bis nach Neckarsteinach, biegt dann ins Neckartal ab und folgt der Steinach, bis er von Süden aus den ehemaligen Klosterbereich erreicht. Dieser Weg ist fest vorgegeben – obwohl er mit dem Abstecher

über Neckarsteinach sogar einen Umweg von mehreren Kilometern nimmt. Zur Zeit des Bestehens des Schönauer Klosters zwischen 1142 und 1558 jedoch ist nicht von nur einem einzigen Weg zwischen zwei Punkten auszugehen – insbesondere nicht in schwierigem Gelände wie dem Neckartal und dem angrenzenden Odenwald.

Ziegelhausen – Münchelpass – Schönau

Eindeutig geklärt und eindrucksvoll in Form von Hohlwegen im Bodenarchiv belegt ist der Münchelpassweg zwischen Ziegelhausen und dem Kloster in Schönau (eingezeichnet auf Abb. unten). Durch die Nutzung von Fahrzeugen auf unbefestigtem Grund entstanden im Mittelalter in abschüssigem Gelände deswegen teilweise mertiefe Hohlwege. Der Weg verlief über knapp 5,5 Kilometer von der Ziegelhütte der Schönauer Mönche nahe der Laurentius-Kirche über den heutigen, treffend bezeichneten Schönauer Abtweg in der direkten Linie nach Nordosten auf Schönau zu, führte über den Münchelpass (373 m über NN, 267 m über dem Neckarufer) und schließlich durch das Schafbachtal von Westen her über die ebenfalls treffend benannte Ziegelhäuser Straße zum Klosterbereich im Steinachtal. Diesen Streckenabschnitt hat Rätther bereits genauer beschrieben.⁹



Kartenausschnitt mit den in diesem Aufsatz besprochenen Landverbindungen zwischen Heidelberg und Schönau (Quelle: Autorin)

Zwischen Ziegelhausen und dem Tanzplatz (eine alte Kreuzung auf dem Hahnberg auf halbem Wege nach Schönau) sind über mehr als einen halben Kilometer mehrere parallel verlaufende Hohlwege deutlich zu sehen – sie bezeugen damit die

lange Nutzung dieser Strecke mit Fuhrwerken. Zum Zeitpunkt von Eberhards Reisen nach Schönau am Ende des 12. Jahrhunderts existierte der Mönchhof in Heidelberg wahrscheinlich schon, die Ziegelhütte und damit die Keimzelle Ziegelhausens wurde jedoch wohl erst nach 1210 errichtet.¹⁰ Das bedeutet, dass sich zu dieser Zeit die Schönauer Verkehrsverbindungen erst etablierten und wahrscheinlich erst langsam begannen, Spuren im Gelände zu hinterlassen. Die Hohlwege dürften also bei Eberhards Reisen noch längst keine so deutliche Ausprägung erreicht haben, wie sie noch heute erhalten ist. Heute muss man allerdings nicht einmal die Wanderschuhe anziehen, um sich selbst vom Vorhandensein dieses Wegebelegs zu überzeugen: Die Airborne-Laserscanning-Methode macht aus der Luft auch kleine Höhenunterschiede am Boden deutlich sichtbar und kann mit ihren LiDaR-Scans Hohlwege in den Wäldern aufdecken.¹¹



Im Landschaftsrelief per LiDaR-Scan sichtbar gemachte Hohlwegstränge zwischen Ziegelhausen und Schönau (Datenquelle: Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, www.lgl-bw.de)

Für den Wegabschnitt von Heidelberg nach Ziegelhausen ist es wesentlich schwieriger, eine solche „Hauptstrecke“ nachzuweisen. Es gibt hierzu keine so deutlichen Belege wie sichtbare Hohlwege. Dieser Beitrag befasst sich also mit der Fragestellung, welche weiteren Wegeabschnitte und -varianten für einen Gütertransport zwischen dem Mönchhof in Heidelberg und dem Mutterkloster im Steinachtal denkbar wären. Wir müssen davon ausgehen, dass sich die Verbindungen nicht gleichzeitig entwickelten, sondern sich nach dem Bedarf des zunehmenden Fahrverkehrs richteten. Dazu sind historisch dokumentierte Termini post quem zu beachten.

Flussabwärts mit dem Schiff

Zunächst einmal ist der Wasserweg grundsätzlich eine wichtige Option.¹² Die Schifffahrt hatte bis in die Neuzeit für den Transport einen höheren Stellenwert als der Landweg. Insbesondere Transporte von Naturalien, die für ein Kloster zu erwarten sind, waren pro Straßenkilometer wesentlich teurer als zu Wasser.¹³ Jedoch ist auch das keine Regel, die zwingend für jede Strecke anzunehmen ist und die wir deswegen hinterfragen sollten. Grundsätzlich zustimmen können wir sicherlich für alle sperrigen und schweren Transporte, die von Schönau aus Richtung Heidelberg und weiter in die Rheinebene notwendig waren.¹⁴ Ab etwa dem 12. Jahrhundert dürfte der Nutzen der Wasserstraße Neckar durch die allmähliche Besiedlung des Odenwalds und den steigenden Rohstoffbedarf, vor allem Holz, zugenommen haben,¹⁵ während gleichzeitig auch Straßenverbindungen durch das Neckartal und zu den Siedlungen hin an Wichtigkeit gewannen. Flussabwärts aus dem Neckartal hinaus wäre von Schönau aus eine Einschiffung sowohl in Ziegelhausen nach dem Transport über das Münchel als auch bereits in Neckarsteinach denkbar. Der Talboden des Steinachtals zwischen Schönau und Neckarsteinach zeigt noch heute geologisch bedingt Stauwasserböden, was häufig zu versumpftem Gelände führt, das ohne Straßenunterbau nur schwer mit Fuhrwerken befahrbar wäre. Es ist vorstellbar, dass bei trockener Witterung geeignete Landtransporte von Schönau durch das Steinachtal nach Neckarsteinach stattfanden, wo die Fracht auf ein kleines Schiff aufgeladen wurde, das dann ohne Zutun von der Neckarströmung bis nach Heidelberg und weiter getragen wurde. Umgekehrt, das heißt flussaufwärts von Heidelberg nach Schönau, ist diese Wegevariante wenig wahrscheinlich: Neckarsteinach liegt mit seinen mehreren Kilometern Umweg flussaufwärts einfach zu weit abseits. Die Ladung wäre eher in Ziegelhausen angelandet und dann über das Münchel weitertransportiert worden.

Von Heidelberg nach Ziegelhausen: Uferstraßen

Wie die Transporte der Mönche aber von Heidelberg nach Ziegelhausen gelangten, ist – wie erwähnt – schwierig zu klären. Mumm weist nach, dass die Flussschifffahrt zwischen Heidelberg und Ziegelhausen möglich war und auch stattfand, aber wegen felsiger Klippen im Flussbett schwierig zu bewerkstelligen und außerdem durch Hochwasser- und mehrwöchiger Vereisungsphasen nicht ganzjährig möglich

war.¹⁶ Dass die Schönauer Mönche großes Interesse an den Möglichkeiten zur Flussquerung, also am Landweg, hatten, zeigt sich an ihrer Beteiligung an diversen Fähren über den Neckar sowie an ihrer 1472 dokumentierten Verpflichtung, für die Nutzung der Heidelberger Brücke ein Brückengeld zu bezahlen, da sie die Brücke häufiger nutzten als die Heidelberger Bürger und zudem mit ihren Wagen die Brücke auch immer wieder beschädigten.¹⁷ Den Landverkehrswegen, die entweder im Tal am Fluss entlang oder über die Hanghöhen beidseitig des Flusses führten, kommt also durchaus eine Bedeutung zu.

Das Neckartal war bis in das 11. oder 12. Jahrhundert, also bis etwa zur Zeit der Klostergründungen Stift Neuburg bei Ziegelhausen und Schönau ein größtenteils menschenleerer und das Neckartal ein „ausgesprochen verkehrsfeindlicher“¹⁸ Raum: Die vielen Windungen des Neckars, denen eine Uferstraße folgen muss, zwangen zu erheblichen Umwegen im Vergleich zu einer direkteren Route. Das durch die nah an den Fluss herantretenden steilen Hänge sehr enge Tal ließ bei in Mitleidenschaft gezogenen Wegen oder gar Hochwasser nicht viel Platz zum Ausweichen. Das zeigt sich besonders deutlich am Ölberg, einem zwischen Heidelberg und dem 1245 erst-erwähnten Schlierbach bis an den Fluss reichenden steilen Felsporn: Beim Ausbau der Schlierbacher Landstraße nach Neckargemünd auf zwei Wagenbreiten 1748 musste hier durch Sprengungen zunächst künstlich Raum geschaffen werden,¹⁹ da diese Stelle „an dem Berg gegen Neckar gemünd wegen dasiger Praecipiz und schmähle nicht ohne äußerste gefahr für Menschen und Vieh zu passiren gewesen“ sei²⁰.

Mumm vertritt daher die Meinung, dass es bis ins 14. Jahrhundert keine befahrbare Straße ins Neckartal gab und die nördliche Uferstraße bis Stift Neuburg sogar bis in die Neuzeit unpassierbar war.²¹ Er sieht auch in der Straßenführung und der Gebäudestellung am östlichen Stadtrand Heidelbergs keinen Hinweis darauf, dass hier ursprünglich Durchgangsverkehr ins Neckartal vorgesehen war.²² Auch der Heimatforscher Arnold Schwaier sieht bis etwa 1400 lediglich Leinpfade zum Treideln am Neckar entlang führen.²³ Die Nutzung von Leinpfaden durch Reisende zu Fuß oder zu Pferde ist historisch belegt; ob sich aber auch der Fahrverkehr mit seinem höheren Anspruch an Breite, Beschaffenheit des Untergrundes und die Entfernung von Gebüsch darauf bewegte, ist nicht bekannt.

1430 wurde in Schlierbach ein Aussätzigenhof errichtet, von dem heute noch die Gutleutkapelle vorhanden ist. Das deutet darauf hin, dass es zu dieser Zeit hier eine Durchgangsstraße gab.²⁴ Für Mumm ist das der früheste Nachweis für eine erst gegen Ende des Mittelalters entstandene Fahrstraße entlang des Neckars.²⁵ Einen untrüglichen Nachweis für die Existenz einer Süduferstraße gibt es jedoch erst mit Sebastian Münsters Karte aus dem Jahre 1528,²⁶ die nur Fernverkehrsrouten enthält. Das spricht dafür, dass es sich zur Zeit der Kartenerstellung Anfang des 16. Jahrhunderts um eine wichtige, voll entwickelte Straße für alle Nutzungsarten handelte. Möglicherweise war zuvor das Befahren kaum oder nur zeitweise möglich, weswegen wir nach weiteren Alternativen suchen müssen.

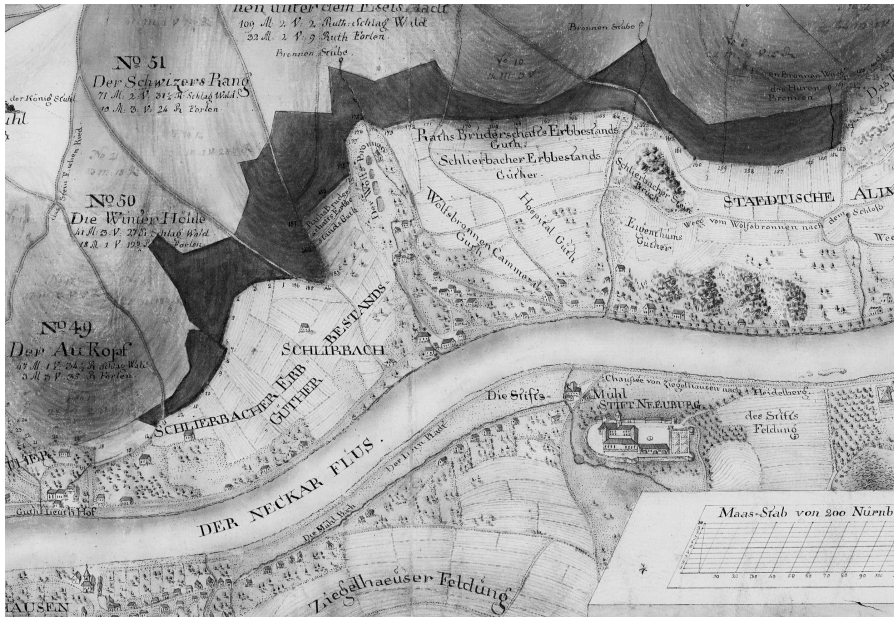
Von Heidelberg nach Ziegelhausen: Schloss-Wolfsbrunnenweg

Zu beachten wäre hier zunächst der Schloss-Wolfsbrunnenweg, der direkt am Heidelberger Schloss beginnt und zunächst mit kaum spürbarem Gefälle entlang einer Gesteinsverwerfung nach Schlierbach führt.²⁷ Damit wird der Ölberg nicht um-, sondern im Wortsinne überfahren. Der Weg, der in der Diskussion um Verkehrswege ins Neckartal vernachlässigt wurde, ist heute auf gesamter Länge mit moderner Bebauung gesäumt, weswegen keine archäologischen Untersuchungen zum Alter und zur Nutzungsdauer vorliegen. Der Wolfsbrunnen, „unsere wolffhus obwendig Heidelberg“,²⁸ wird erstmals 1465 als Hütte erwähnt und diente dem Pfalzgrafen wohl zur Jagd und Erholung. Da der Verbindungsweg Richtung Schlierbach auf einer Granitstufe verläuft und sich somit als natürlicher Weg eignet, ist davon auszugehen, dass er seit jeher als relativ bequeme Verbindung zwischen Heidelberg und dem Neckartal nach Osten genutzt wurde.²⁹

Der Blick auf die Verkehrswege der Region rechtfertigt auch die Beschäftigung mit historischen – das heißt neuzeitlichen – Karten, durch die unter sorgfältiger Quellenkritik auch Rückschlüsse auf die mittelalterliche Situation möglich sein können. Die bekannten historischen Karten geben eine angenommene Bedeutung des Schloss-Wolfsbrunnenwegs eher ambivalent wieder. Auf Münsters Karte führt der Weg nach Neckargemünd unmissverständlich unterhalb der Steilhänge am Neckar entlang, auf den Schmitt'schen Karten aus der Zeit kurz vor 1800³⁰ existiert der Schloss-Wolfsbrunnenweg ebenfalls nicht – obwohl der Wolfsbrunnen selbst, allerdings ein gutes Stück zu weit südlich gelegen, eingezeichnet ist. Einen völlig anderen Befund weist eine Reihe von genordeten Karten des 17. und 18. Jahrhunderts auf, wo – erstmals auf der Karte von Claes Janszoon Visscher aus dem Jahre 1621 – direkt östlich von Heidelberg der Wolfsbrunnen als eigenständiger Ort gekennzeichnet dargestellt wird, wobei Schlierbach selbst nicht erscheint.³¹ Dabei ist die Karte von Henry Sengre (1692) hervorzuheben. Diese Karte bildet vergleichsweise detailliert Straßen von überregionaler Bedeutung ab. Hier führt die Straße nach Neckargemünd, die Windungen des Neckars ignorierend, unmissverständlich über den Wolfsbrunnen. Zwar ist bekannt, dass Kartenzeichner gerne von bestehenden Karten kopierten, doch diese Häufung über 150 Jahre auf 26 bekannten Karten ist dennoch auffällig. Dass hier der für ein Kartenwerk eigentlich bedeutungslose Wolfsbrunnen eingezeichnet ist, während die eigentliche Siedlung Schlierbach nicht erscheint, könnte ein Hinweis darauf sein, dass der Wolfsbrunnen als Landmarke für einen wichtigen Weg gedient hat. Somit könnte dieser Weg neben einer parallelen Uferstraße zumindest in Zeiten, in denen diese witterungsbedingt nicht benutzbar war, eine Alternative dargestellt und somit zeitweise als Hauptverkehrsweg in das Neckartal gedient haben.

Unklar ist jedoch der mögliche Abstieg ins Tal und – für die Schönauer Mönche – zu einer Furt auf die Ziegelhausener Neckarseite. Die erwähnten Karten sind nicht großmaßstäblich genug, um einen Abstieg genauer identifizieren zu können. Hier kann man nun auf die gesüdete „Heidelberger Forstkarte“ aus dem Jahre 1812 zurückgreifen (Ausschnitt siehe Abb. S. 180). Sie stellt das Neckartal zwischen Hei-

delberg und dem Kümmelbacher Hof westlich von Neckargemünd genauer dar. Selbstverständlich ist diese Karte viel zu jung, um auf Wege des Mittelalters schließen zu können, doch sie gibt einen recht genauen Eindruck von der Wegesituation im Neckartal noch vor dem Bau der Eisenbahn und es besteht eine Wahrscheinlichkeit, dass die Trassen dem mittelalterlichen Verlauf folgten.



Ausschnitt aus der gesüdeten Forstkarte, 1812 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

Hier ist der Schloss-Wolfsbrunnenweg beschriftet und deutlich zu erkennen. Die Karte zeigt, dass er etwas unterhalb des Wolfsbrunnens in die Wolfsbrunnensteige einmündet, die dann – auch heute noch – steil nordwestlich gerichtet (also wieder in Richtung Heidelberg zurück) zum Neckar hinab führt. Dieser Verlauf macht es eher unwahrscheinlich, dass die Neckarsteige für Transporte von Heidelberg nach Schlierbach und Ziegelhausen genutzt wurde. Die Topographie im Westen Schlierbachs erschwert einen fuhrwerkfreundlichen Abstieg insgesamt erheblich: Bis fast auf Höhe der St. Laurentius-Kirche fallen die Hänge zum Fluss hin zu steil ab und bereits knapp weiter östlich durchschneidet das Schlierbachtal zwischen Wolfsbrunnen und Neckar den Hang, auf dem der Schloss-Wolfsbrunnenweg verläuft, und zwingt mögliche Transporte dazu, recht scharf abzuknicken. Die Wendigkeit von zweiachsigen Wagen durch eine drehbare Vorderachse wurde jedoch erst gegen Ende des Mittelalters wesentlich verbessert.³² Zuvor konnten normal ausgestattete Fuhrwerke keine engen Kurven ausfahren, so dass diese allgemein sanfter ausfielen. Annähernd rechtwinklige Abbiegungen, wie sie in Schlierbach auf der Forstkarte zu sehen sind, sind für das Mittelalter also eher unwahrscheinlich.

Neben der Wolfsbrunnensteige zeigt die Forstkarte einen davon abgehenden direkten Abstieg zum Neckar, der dem heutigen Mühlen- und dann Kronenweg ent-

spricht. Er deutet am Fluss eine leichte Kurve nach Osten an, so dass sich hier der Anschluss des Schloss-Wolfsbrunnenwegs ins Neckartal interpretieren lässt. Ein weiterer möglicher Abstieg noch westlich von Schlierbach wäre der Rombachweg, der auf der Forstkarte auf Höhe des Schloss-Wolfsbrunnenweges jedoch nur über eine rechtwinklige Kreuzung zu erreichen ist. Der Rombachweg, der nach Mumm eine alte Trasse von der Plättelshöhe auf dem Königstuhl zum Neckar darstellt,³³ führt direkt auf den Fluss zu, wo er fast mit dem flussseitigen Ende der Wolfsbrunnensteige zusammentrifft. Hier könnte eine Furt über den Neckar zu suchen sein, da auch die Forstkarte auf der gegenüberliegenden Seite einen Weg neben Stift Neuburg hinauf Richtung Köpfel sowie eine parallel zum Leinpfad auf der Neckar-Nordseite nach Ziegelhausen zeigt.³⁴ Ob der Rombachweg, der immerhin direkt im Rombachtal verläuft, allerdings dauerhaft gängig war oder bei Hochwasser ebenfalls nicht zu benutzen war, ist fraglich.

Auch ein sanfterer Abstieg östlich von Schlierbach ist denkbar und auf der Forstkarte angedeutet. Unter südlicher Umfahrung des Wolfsbrunnens ohne scharfe Knicke führt ein Weg (der heutige Weg „Am Schlierbachhang“) ohne nennenswertes Gefälle nach Osten. Ein möglicher Abstieg, der auf der Forstkarte sehr deutlich als zweifache Gabelung zu sehen ist, wäre bereits der Höllengrund, der aber gegenüber der Variante „Mühlenweg“ keine großen Vorteile bieten würde. Folgt man jedoch dem Weg „Am Schlierbachhang“ weiter, schlängelt er sich weiter am Hang entlang, bis er schließlich mit größerem Gefälle schräg zum Neckar hinunterführt und beim ehemaligen Gutleuthof (heute der Schlierbacher Bahnhof) auf den Fluss trifft. Auch hier ist eine Furt oder eine Fähre sehr wahrscheinlich, da auf beiden Seiten des Flusses mehrere Wege direkt auf diese Stelle zuführen. Damit wären die Ziegelhütte und der Anschluss nach Schönau über den Münchelpass erreicht. Die heutige Wegführung am Schlierbachhang kann allerdings nicht gänzlich mittelalterlich datieren, da für die Straße der Hang stellenweise terrassiert wurde, um einen geraderen Verlauf zu ermöglichen. Doch die Situation erlaubt durchaus die Vorstellung, dass viel früher Fuhrwerke auf leicht versetzter Trasse und demnach mehr dem Relief angepasst hier passieren konnten.

Auch wenn nicht gänzlich geklärt ist, wo der Fahrverkehr bei Schlierbach zum Neckar abstieg, ist der Schloss-Wolfsbrunnenweg eine Wegevariante, die gut als „Zubringer“ zum Abschnitt ab Ziegelhausen über das Münchel geeignet scheint.

Nachfolgend sollen nun andere Höhenwege vorgestellt werden, die das Münchel nicht nutzen, sondern ganz eigene Zufahrten nach Schönau nutzen: Eine Südvariante über den Plättelsweg und eine Nordvariante über die Hochstraße.

Höhenverbindung nach Schönau: Über den Plättelsweg

Die Plättelsweg-Variante nutzt den bekannten Weg über die Höhen des Königstuhls, der durch den Stadtwald bis nach Neckargemünd führt. Der Plättelsweg beginnt am Schloss, führt zum Standort der alten Burg auf der Molkenkur, von dort aus bis zur Plättelshöhe unterhalb des Königstuhls und verläuft dann auf direktem Wege entlang des heutigen Alten Hilsbacher Weges zum Linsenteicheck am Kümmelbach, wo

er kurz vor Neckargemünd wieder ins Neckartal gelangt.³⁵ Am Berghang bis zur Plättelhöhe bezeugen noch heute teilweise tief eingeschnittene Hohlwegrelikte die Nutzung des Plättelswegs durch Fuhrwerke. Über das Alter und die Bedeutung des Plättelswegs wird diskutiert – nach Foerster könnte die Verbindung jedoch Teil einer frühen Verbindung zwischen den Städten des Rheintals ins Neckartal und über Neckargemünd weiter nach Lobenfeld, Mosbach und Würzburg gewesen sein. Der Weg könnte daher sogar die Errichtung der ersten Heidelberger Burg auf der Molkenkur als Schutz für den Fernverkehr initiiert haben.³⁶

Mit dem Ziel Schönau im Blick könnte der Verkehr trockenen Fußes bis Neckargemünd gelangen, dort im Bereich der heutigen Brücke den Neckar queren und schließlich in direktem Kurs auf Schönau über Fahrgasse und Bergstraße die Anhöhe zur Sattelkreuzung „Am Ruhstein“ erreichen. Spuren von Hohlwegen am Berghang sind im LiDaR-Relief deutlich zu erkennen. Von hier aus bietet sich der Weg über die Höhenrücken an: Vorbei an der Sternkreuzung Lärchengarten und am passend bezeichneten Gewann „Ochsenlager“ könnte der Fahrverkehr parallel zur Steinach von Süden her über einen Abhang nach Schönau absteigen. Auch hier zeichnen sich Fuhrwege im Relief ab. Die beschriebene Verbindung stellt damit eine weitere, in Abschnitten gut belegbare und insgesamt logische Variante für den Fahrverkehr zwischen Heidelberg und Schönau dar.

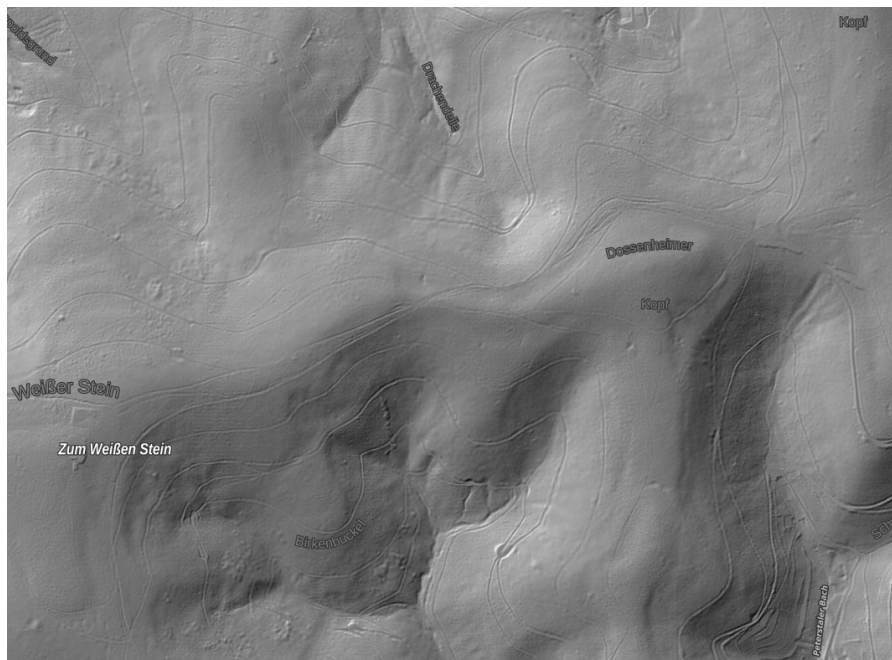
Höhenverbindung nach Schönau: Hirschgasse und Hochstraße

Die Höhenverbindung im Norden verläuft über den Heiligenberg und die Hochstraße nach Norden. Auf Höhe des Wehrs am Karlstor führt die Hirschgasse von der Neckarnordseite bergan auf den alten Kreuzungspunkt Zollstock etwa 750 Meter östlich des Michaelsklosters auf dem Heiligenberg zu. Abschnittsweise ist heute noch sehr gut ein Hohlweg parallel zum heutigen Waldweg zu verfolgen, der davon zeugt, dass diese Verbindung zwischen Heidelberg – Brücke – Heiligenberg als Fahrstraße genutzt wurde. Die Hirschgassenverbindung zum Zollstock datiert Mumm in die Zeit vor 1200.³⁷ Von hier aus führt nordöstlich die Hochstraße über die Gebirgsrücken Richtung Michelstadt, Erbach und Lindenfels.

Auf Höhe der Kreuzung Weißer Stein bietet sich eine Abzweigung nach Osten an: Ein Stück östlich von hier ist im LiDaR-Relief und im Waldboden gut zu sehen, dass mehrere Fahrspuren in Ost-West-Richtung den südwestlich von Wilhelmsfeld gelegenen Dossenheimer Kopf auf seiner Nordseite umfahren (siehe Abb. S. 183). Auch ein Abstieg nach Schönau lässt sich nachweisen: Ab 1199 war das Kloster im Besitz eines Hofes mit Weinbergen in Schriesheim, der ab 1204 zu seinen Grangien zählte.³⁸ Schaab führt die auch heute steil neben dem Friedhof ansteigende Schriesheimer Gasse in Schönau als Beginn einer Höhenverbindung zur Grangie in Schriesheim an.³⁹ Hier kann auch die Höhenverbindung vom Heiligenberg nach Schönau einmünden.

Nach der Abzweigung beim Weißen Stein geht es weiter über die Sternkreuzungen Langer Kirschbaum, Holzapfelbaum, Linde und schließlich durch den Judenwald bis zur Schriesheimer Gasse nach Schönau. Diese Strecke ist nicht nur nachverfolgbar, sondern auch mit wenigen Steigen zu befahren und damit als natürlicher Fahr-

weg geeignet. Die Reliefkarte mit LiDaR-Overlay kann hier nicht viel bestätigen, da Höhenwege, die ohne Steigungen auskommen, in der Regel keine Spuren im Relief hinterlassen. Einzelne tiefer eingeschnittene Abschnitte wie am Dossenheimer Kopf sowie die vorhandenen Sternkreuzungen belegen aber die vormoderne Nutzung dieser Höhen als Fahrwege.



Die nördliche Umfahrung des Dossenheimer Kopfes bei Wilhelmsfeld im LiDaR-Scan (Datenquelle: Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, www.lgl-bw.de)

Fazit

Dieser Beitrag macht deutlich, dass wir uns von dem neuzeitlichen Gedanken lösen müssen, nur von „dem“ Weg zwischen Punkt A und Punkt B zu sprechen. Es ist unwahrscheinlich, dass es bis zum Ausbau der Kunststraßen in der Neuzeit nur einen einzigen Verkehrsweg zur Verbindung Schönaus mit Heidelberg und der Rheinebene gegeben hat. Die beschriebenen Abschnitte und Möglichkeiten zeigen, dass die Wahl der Route für Transporte von ganz verschiedenen Faktoren abhängen und jedes Mal aufs Neue variieren konnte. In der Neuzeit wurden dann die vielen verschiedenen Streckenvarianten gebündelt und auf nur zwei Zugangswege – von Süden und Norden⁴⁰ entlang der Steinach – nach Schönau kanalisiert.

Um jedoch den Kreis zu schließen und auf Eberhard und seinen Weg zum Kloster zurückzukommen: Zur Zeit von Eberhards Reisen nach Schönau um 1200 hat – daran soll hier nochmals erinnert sein – die 1289 ersterwähnte Heidelberger Brücke

wahrscheinlich noch nicht existiert. Wenn er als Bewohner der Heidelberger Burg auf der Molkenkur, die in das letzte Viertel des 12. Jahrhunderts datiert, nach Schönau gelangen wollte, begann er seine Reise bereits ein gutes Stück oberhalb der Leinpfade am Neckar. Es ist deswegen wahrscheinlich, dass er diese Höhe nutzte, um entweder über die natürliche Route des heutigen Schloss-Wolfsbrunnenweges und dann Schlierbach, Ziegelhausen und Münchel nach Schönau zu gelangen, oder er stieg den Plättelweg weiter hinauf, folgte ihm bis nach Neckargemünd und kam dann über den „Ruhstein“ bei Kleingemünd ans Ziel.

Anmerkungen

- 1 „Schönau – das ist eine Abtei des Zisterzienserordens, die ungefähr 2 Meilen von Heidelberg entfernt liegt“ – Vita Eberardi, Caput VI. Lat. Original und Übersetzung aus Stefan Weber: Das Leben des Eberhard von Kumbd. Heidelbergs Anfänge und weibliche Frömmigkeit am Mittelrhein. Neuedition, Übersetzung, Kommentar, Heidelberg 2004, hier: S. 36f. Der vorliegende Aufsatz basiert teilweise auf meiner Masterarbeit, die im Sommersemester 2016 unter dem Titel „Mobilität im frühen und hohen Mittelalter. Der Wandel der Trassierung und die Nutzung von Landverkehrswegen am Beispiel des Heidelberger Raums“ bei Prof. Dr. Jörg Peltzer am Historischen Seminar der Universität Heidelberg eingereicht wurde.
- 2 Weber: Kumbd (wie Anm. 1), S. 149f.
- 3 Ebd., Caput V, S. 34f.
- 4 Eberhards drei Ausflüge zum Kloster Schönau, ebd., S. 36f.
- 5 Meinrad Schaab: Die Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde 8), Heidelberg 1963, S. 27f.
- 6 Die Bergheimer Mühle ging bereits 1185 an Schönau, ab 1239 ist die Mönchsmühle in Heidelberg belegt. Die für Ziegelhausen namensgebende Ziegelhütte wurde durch Schönauer Mönche um 1200 errichtet, vgl. Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 194f.
- 7 Zu den Flussfähren vgl. Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 114f. Zu den Handelsbeziehungen und Privilegien vgl. ebd., S. 115–121.
- 8 Hansjoachim Räther: Der Weg über das Münchel, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 18, 2014, S. 257–259.
- 9 Räther: Münchel (wie Anm. 8), S. 259.
- 10 Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 194.
- 11 Diese Reliefdaten sind für Baden-Württemberg einfach unter „Geoportal Baden-Württemberg“, <https://www.geoportal-bw.de> (24.6.2018) zu betrachten.
- 12 Diverse Zollprivilegien Schönaus für die zollfreie Nutzung von Neckar und Rhein geben Aufschluss über die Bedeutung der Wasserstraßen für das Kloster Schönau: Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 115f.
- 13 Selbst auf gut ausgebauten Römerstraßen kostete die Tonne pro Kilometer zu Lande rund das Zehnfache wie auf dem Wasser, vgl. Detlev Ellmers: Techniken und Organisationsformen zur Nutzung der Binnenwasserstraßen im hohen und späten Mittelalter, in: Rainer Christoph Schwinges (Hg.): Straßen- und Verkehrswesen im hohen und späten Mittelalter. Insel Reichenau vom 4.–7. Oktober 2005 (Vorträge und Forschungen 66), Konstanz 2007, S. 161–183, hier S. 165.
- 14 Fraglich ist allerdings, wie häufig solche Transporte von Schönau aus abgingen. Das Kloster erwirtschaftete seine Gewinne vor allem durch die ertragreichen

- Grangien an der Bergstraße und im Rheintal, während im Steinachtal kaum brauchbare Flächen für Acker- oder gar Weinanbau verfügbar waren, siehe Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 75f. Eine Schäferei mit unbekannter-Zeitstellung ist dagegen anzunehmen, siehe ebd. Größere Bedeutung hatten daher Lieferungen von den Grangien zur Versorgung des Mutterhauses.
- 15 Das Flößergewerbe hatte für das Neckartal wahrscheinlich eine hohe Bedeutung: Das Gebiet des unteren Neckars und am Rhein wurde bis nach Mainz mit Brennholz aus dem Odenwälder Neckartal versorgt, vgl. Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 115. Das Kloster Schönau selbst wird 1471 in der Heidelberger Stadtordnung als Holzlieferant erwähnt, siehe ebd.
 - 16 Hans-Martin Mumm: Der Plättelsweg auf den Königstuhl. Eine von der Denkmalpflege vergessene Altstraße, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 19, 2015, S. 193–204, hier S. 202.
 - 17 Vgl. Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 114.
 - 18 Meinrad Schaab: Straßen und Geleitwesen zwischen Rhein, Neckar und Schwarzwald im Mittelalter und der frühen Neuzeit, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg 4, 1959, S. 54–75, hier S. 61. Nach Hans-Martin Mumm: Am jähren Steig. Altstraßen und Hohlwege im Stadtwald. Erwägungen zu den Verkehrsbeziehungen Heidelbergs in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 9, 2004/05, S. 79–101, hier S. 88, sei diese Aussage noch untertrieben.
 - 19 Karl Heinz Knörr: Schlierbach. Geschichte und Geschichten, Schriften des Stadtteilvereins Heidelberg-Schlierbach e.V., Heidelberg 1999, S. 22.
 - 20 Zitiert nach Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen – Plätze – Feld – Wald. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen der Heidelberger Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde 1), Heidelberg 1940, S. 190, Nr. 510: Schlierbacher Landstraße. Der Weg sei auch bis nach Schlierbach weggeschwemmt gewesen, vgl. ebd.
 - 21 Mumm: Altstraßen 2004 (wie Anm. 18), S. 85 und 88.
 - 22 Ebd., S. 88.
 - 23 Arnold Schwaier: Die „Schlierbacher Landstraße“. Vom Leinpfad zur überregionalen Verkehrsader, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 18, 2014, S. 246–249, hier S. 248.
 - 24 Schaab: Geleitwesen 1959 (wie Anm. 18), S. 62.
 - 25 Mumm: Altstraßen 2004 (wie Anm. 18), S. 88.
 - 26 Sebastian Münster: Erklerung des neuen Instruments der Sonnen, nach allen seinen Scheyben vnd Circkeln, Köbel 1528. Digitalisat: UB Heidelberg, <http://digi-ub.uni-heidelberg.de/diglit/muenster1528/0029> (23.6.2018).
 - 27 Vom Heidelberger Marktplatz auf 114 m Höhe ist der Aufstieg zum Schloss auf 192 m Höhe zu bewältigen. Der Schloss-Wolfsbrunnenweg beginnt hinter dem Schloss und hat östlich des heutigen Schlossgartens seinen höchsten Punkt mit 223 m über NN. Bis Schlierbach weist der Weg so gut wie kein Gefälle auf.
 - 28 Zitiert nach Derwein: Flurnamen 1940 (wie Anm. 20), S. 285, Nr. 1040: Wolfsbrunnen.
 - 29 Vgl. Knörr: Schlierbach (wie Anm. 19), S. 22.
 - 30 Die Kartenblätter bilden Süddeutschland im Maßstab 1:57.600 ab und sind heute im Kriegsarchiv in Wien zu finden, vgl. Roland Häberlein, Jürgen Hagel: Die Schmitt'sche Karte von Südwestdeutschland 1:57.600. Erläuterungen, Reproduktionen alter Karten, Stuttgart 1987.
 - 31 Beginnend mit Visschers Karte Nr. 25 in F. Hellwig, W. Reiniger, K. Stopp

- (Hgg.): Landkarten der Pfalz am Rhein, 1513–1803. Katalog der gedruckten Karten mit einer kartenhistorischen Einführung, Bad Kreuznach 1984 erscheint diese Darstellungsweise auf 26 Karten, zuletzt um 1770 in Nr. 87.
- 32 Mumm: Altstraßen 2004 (wie Anm. 18), S. 83.
 - 33 Ebd., S. 90. Oberhalb der modernen Bebauung seien noch Hohlwegrelikte Richtung Plättelshöhe und Hohler Kästenbaum im Gelände erkennbar, vgl. ebd.
 - 34 Ebd., S. 90.
 - 35 Zum Verlauf des Plättelwegs über das Königstuhlmassiv vgl. Schwaier: Schlierbacher Landstraße 2014 (wie Anm. 23), S. 248, und Mumm: Altstraßen 2004 (wie Anm. 18), S. 94f. An dieser Stelle herzlichen Dank an Herrn Mumm, der mich auf diese Wegevariante aufmerksam machte.
 - 36 Vgl. Thomas Foerster: Die historische Verkehrslage Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 9, 2004/05, S. 103–120, S. 114, und Mumm: Altstraßen 2004 (wie Anm. 18), S. 95.
 - 37 Vgl. Mumm: Altstraßen 2004 (wie Anm. 18), S. 84.
 - 38 Schaab: Schönau 1963 (wie Anm. 5), S. 179.
 - 39 Ebd., S. 114.
 - 40 Die Straße von Osten ist als reine Ortsverbindung von Grein aus zu betrachten.

Hans-Martin Mumm

Ein unbeachteter Porträtgrabstein auf dem Bergfriedhof

August Stöpel: Verbindungsstudent und Opfer eines Pistolenduell

Obwohl biografisch-kunsthistorisch gut dokumentiert,¹ birgt der Heidelberger Bergfriedhof versteckte Details, die sich erst nach vielfachem Hinschauen offenbaren und nach einigen Recherchen ihre Geschichte erzählen. Im Gräberfeld O steht ein Grabstein, ringsum mit Ornamenten des Historismus verziert, der aber eine erst



Der Grabstein Stöpel im Gräberfeld O auf dem Heidelberger Bergfriedhof (Foto: Hans-Martin Mumm)

1939 angelegte Grabstelle markiert. Die Rückseite führt dann in ein anderes Jahrhundert. Zu sehen ist das Porträt eines Verbindungsstudenten, darunter die Inschrift: „August Stöpel / cand. rer. nat. / 1858–1881 / Gest. in Göttingen“.

August Stöpel war Student eines naturwissenschaftlichen Fachs in Göttingen und stand kurz vor dem Examen. Er war Mitglied des Corps Bremensia und 1881 deren Senior. Aus irgendeinem Grund kam es im Sommer 1881 zu einer Kontroverse mit dem Corps Teutonia, die mit zwei Pistolenduellen ausgetragen werden sollte.² Die Duelle fanden am 21. Juni 1881 statt. Für die Bremensia trat beides Mal Stöpel an, für die Teutonia

zwei verschiedene Schützen. Die Teutonen waren Reserveoffiziere und im Waffengebrauch geübter als der Zivilist Stöpel. Das Vormittagsduell blieb ohne Ergebnis, beim Nachmittagsduell wurde Stöpel schwer verwundet und starb am 29. Juni.

Die Aufregung in Göttingen war groß. Die Teutonia wurde verboten, konnte sich aber bald darauf als Borussia neu gründen. Die Bremensen bereiteten eine Trauerfeier vor und sammelten Geld für einen Grabstein. Auf Betreiben der Staatsanwalt-

schaft wurde die Trauerfeier zunächst verboten; es bestand die Sorge, in den Reden am Grab könnte Kritik am Militär laut werden. Die Bremensia erreichte aber beim Rektor die Aufhebung des Verbots. So konnte die feierliche Beerdigung auf dem Friedhof am Weender Tor stattfinden, und dort wurde später auch der reich verzierte Grabstein aufgestellt.

Über August Stöpel als Person ist nicht viel zu erfahren. In einem Nachruf auf ihn heißt es:

„Wohl aber ist es am Platze, der Auffassung des aktiven Corps und dem Gedanken den unzweideutigsten Ausdruck zu verleihen, daß unser verblichener Corpsbruder nicht nur die vollste Liebe und Achtung aller in einem Maße besaß, wie es wenigen vergönnt ist, sondern daß er auch in den Verhandlungen, welche die nächste Veranlassung zu den ihm gestellten Forderungen gegeben haben, in voller Übereinstimmung mit den Intentionen des Corps dessen wohlberechtigtestes Interesse in einer Sache vertrat, in der das Corps sich für verpflichtet erachtete, mit allem Nachdruck



Die Rückseite: Porträt des Studenten August Stöpel, im vollen Wuchs des Verbindungsstudenten (Foto: Hans-Martin Mumm)

seine rechtliche Auffassung zur Geltung zu bringen, und daß er bei dieser für das Corps wichtigen Angelegenheit mit der ihm eigenen Energie und mit völliger Hintansetzung seiner Person lediglich als Senior sein Corps und dessen Interessen vertrat.¹³

Dieser Text ist sehr wortreich und lässt fast keine Floskel aus, ohne dass Näheres über das Duellopfers ausgesagt wird.

Das Leben des Todesschützen verlief preußisch-geradlinig. Hermann Kreth (1860–1932)⁴ stammte aus Ostpreußen, war Rittmeister der Reserve und studierte in Göttingen und später Berlin Jura. Nach dem Duell wurde er mit einem Jahr Festungshaft milde bestraft. Er wurde Landrat in Gumbinnen, saß für die deutschkonservative Partei im preußischen Abgeordnetenhaus und war von 1903 bis 1918 Mitglied des Reichstags. Beruflich wechselte er 1899 in die freie Wirtschaft, wo er als Verbandsfunktionär und Lobbyist bis zu seinem Tod aktiv war.

1913 war der Grabstein August Stöpels bereits verwittert.⁵ Da der heutige Stein nur geringe Verwitterungsspuren zeigt, ist anzunehmen, dass es sich bei der Renovierung um eine Neuanfertigung aus haltbarerem Gestein gehandelt hat. Gestiftet wurde die Erneuerung von einem Bremensen und von dem Privatdozenten Ferdinand Stöpel. Zu diesem Zeitpunkt stand der Stein immer noch in Göttingen.

1907 taucht der Name Stöpel erstmals im Heidelberger Adressbuch auf:⁶ Franz Stöpel war Apotheker; 1908 kam der Ingenieur Otto Stöpel dazu. Anhaltspunkte für verwandtschaftliche Beziehungen zu unserem August Stöpel gibt es nicht. Das ist anders bei Karl Theodor Stöpel, der 1910 genannt ist. Da dessen Name auf dem heutigen Grabstein erscheint, lohnt ein näherer Blick. Karl Theodor Stöpel wurde 1862 in Landau, Pfalz, geboren. Seinen Veröffentlichungen nach⁷ war er ein Multitalent: Das japanische Bankwesen, Forschungsreisen auf die Insel Formosa und Ausgrabungen in Südamerika; 1902 wurde er in Heidelberg mit einer Arbeit über die Kaliindustrie promoviert. Im Adressbuch 1910 firmiert er als Gutsbesitzer. Für viele Jahre fehlt dann sein Name. Ab 1931 war er in Heidelberg zurück, tritt wieder als Gutsbesitzer auf, zuletzt als Bankdirektor i. R. Sicherlich war Karl Theodor Stöpel vermögend; seinen Lebensdaten nach könnte er ein jüngerer Bruder des Duellopfers gewesen sein.

1939 starb Margarete Stöpel geb. Hormuth (1879–1939), die Ehefrau Karl Theodors. Für sie wurde der Stein aus Göttingen nach Heidelberg transferiert, umgedreht und auf seiner ursprünglichen Rückseite neu beschriftet. Im Jahr darauf starb auch Karl Theodor Stöpel.

So ist die eingangs beschriebene merkwürdige Konstellation entstanden, dass ein historisch gestalteter Grabstein eine Grabstelle von 1939/40 ziert. Ikonografisch einzigartig ist die Rückseite, die das Porträt eines Verbindungsstudenten zeigt, der 1881 einem Pistolenduell erlag und dessen Bild 1913 erneuert wurde.

Anmerkungen

- 1 Leena Ruuskanen: Der Heidelberger Bergfriedhof im Wandel der Zeit (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 18), Ubstadt-Weiher u.a. 2008.
- 2 Zu diesem Ereignis siehe Geschichte des Corps Bremensia auf der Universität Georgia Augusta zu Göttingen 1812–1912, [Göttingen 1913], S. 494–496.
- 3 Zit. n. ebd., S. 495.
- 4 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Kreth (28.6.2018).
- 5 Siehe Corps Bremensia (wie Anm. 2), S. 495.
- 6 Zu den Adressbüchern bis 1943 siehe <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/hdaddressbuch.html>.
- 7 Zu Lebensdaten und Veröffentlichungen siehe https://de.wikisource.org/wiki/Karl_Theodor_St%C3%B6pel (30.6.2018).

Christmut Präger

Helios in Heidelberg – Der Sonnengott im Hauptbahnhof

Die Verlegung des am Rande der Altstadt gelegenen Hauptbahnhofs war schon am Anfang des 20. Jahrhunderts in Erwägung gezogen, aber nie verwirklicht worden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Problem wieder aufgegriffen. Der weiter nach Westen verlegte neue Standort sollte mit der Stadt durch eine Prachtstraße verbunden werden, an der Geschäfte, Restaurants und Cafés die Passanten zum Bummeln und Verweilen einladen sollten. Wie wir heute wissen, wurde aus der Kurfürstenanlage (Namensgebung 1959) allerdings vor allem nur eine stark befahrene vierspurige Verkehrsader.

Mit der Anlage des Bahnhofgebäudes setzte der Architekt einen städtebaulich ordnenden Akzent, der zwischen der Hauptrichtung der Gleise (etwa Nordwest-Südost) und der geplanten Prachtstraße (etwa Ost-West) vermitteln und zudem als optisches Ende dieser Straße fungieren sollte.

Der Architekt und das Gebäude

Helmuth Conradi (1903–1973) hatte in Stuttgart bei Paul Bonatz (1877–1956) und Paul Schmitthenner (1884–1972) Architektur studiert und bei diesen die Elemente der gemäßigten Moderne kennengelernt.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges kam Conradi als Kriegsgefangener in das nordenglische Lager Shap Wells, wo sich unter den Mitgefangenen ab 1944 auch JoKarl Huber befand; dem Architekten und dem Maler wurde diese zufällige Begegnung zu einer lebenslangen Freundschaft.

Heidelberg,
Hauptbahnhof,
Empfangshalle
(Foto: Stadtarchiv Heidelberg,
Foto Lebeck)



Die Längswände der großen Empfangshalle sind über den nicht in den Raum ragenden Funktionsräumen (Fahrkartenschalter und Geschäfte) völlig verglast. Der dadurch gewonnenen Klarheit entspricht die Transparenz und Weite des Raumes, ganz im Sinne der modernen Architektur, wie sie etwa die Lehrer des „Bauhauses“ gefordert hatten.

Schon mit dem Abweichen vom rechten Winkel in der Anordnung der beiden großen Gebäudeteile oder auch bei den Stützen der Treppenpodeste der Gleiszugänge nahm Conradi unverkennbar eine distanzierende Position zur NS-Architektur ein.

Der Maler

Der Künstler JoKarl Huber (1902–1996; eigentlich Karl Josef Huber) benutzte im Jahr 1955 die besondere Technik des „Sgraffito“ (Kratzputz): Gerade in den Jahren nach 1950 wurde diese (kostengünstige) Art von Wandbildern – meist an den Fassaden der Gebäude – von den Auftraggebern bevorzugt. Das Anbringen von großflächigen Bildern an Fassaden wurde als Gegensatz gesehen zur Fassadengestaltung durch vorgeblendete monumentale Ordnungsarchitektur des Nationalsozialismus.

JoKarl Huber studierte ab 1926 Kunst an der Münchener Akademie bei Karl Caspar (Malerei) und Adolf Schinnerer (Zeichnung). 1934 verließ er als Meisterschüler die Akademie und begann, sich als freier Künstler zu betätigen. Trotz des über ihn bald verhängten Malverbots gelang es ihm, an öffentlichen Aufträgen mitzuarbeiten. Als er in einem Kirchenfenster in Weil der Stadt 1940 die Versuchung Jesus darstellte, verlieh er der Figur des Satans Gesichtszüge, die an das Aussehen Adolf Hitlers erinnern. Daraufhin wurde er zum Kriegsdienst eingezogen, den er bis zu seiner Gefangennahme 1943 in Le Havre ableistete. 1944 lernte er im Kriegsgefangenenlager Shap Wells den Architekten Helmuth Conradi kennen. Hier durfte er sich als Maler betätigen. Schon im September 1945 wurde er aus der Gefangenschaft entlassen und kehrte an seinen Wohnort Seeshaupt zurück. In der Folgezeit fertigte er viele Wandgestaltungen für weltliche und kirchliche Bauten an.

Das Wandbild

Die gesamte südliche Abschlusswand der großen Schalterhalle des Heidelberger Hauptbahnhofs ist mit einem Wandbild versehen, das den Wagen der Sonne mit dem griechischen Gott Helios (in der römischen Mythologie Apollo) zeigt. Das Bild wurde in der Technik des „Sgraffito“ (Kratzputz) hergestellt. Die ca. 150 Quadratmeter einnehmende Darstellung wird durch ein graues Band eingerahmt. Insgesamt wurden (mit Unterstützung durch wenige Helfer) fünf unterschiedlich gefärbte Putzschichten aufgetragen, die dann stellenweise freigelegt wurden, solange das Putzmaterial noch feucht war. Das für die Sgraffito-Technik benötigte besondere Putzmaterial wurde von der Firma des Fabrikanten Wolfgang Franz in Freihung geliefert.



Wandbild „Helios und der Sonnenwagen“ (Foto: privat)

Von drei in wilder Bewegung wiedergegebenen Pferden (Fuchs, Schimmel, Rappe) wird der Sonnenwagen schräg nach oben rechts gezogen, dem aufsteigenden Bogen des Sonnenlaufs folgend; der Wagen ist vor einer runden Scheibe dargestellt, die wohl die Sonne wiedergibt. Ein über die ganze Bildhöhe reichendes rotbraunes Band rechts der Bildmitte verdeutlicht mit seiner Biegung noch einmal die Form des Kreises. Gekrümmte Linien unten rechts sind als Wolken zu lesen, die schrägen Geraden im Bild erinnern wohl an die Strahlen der Sonne.

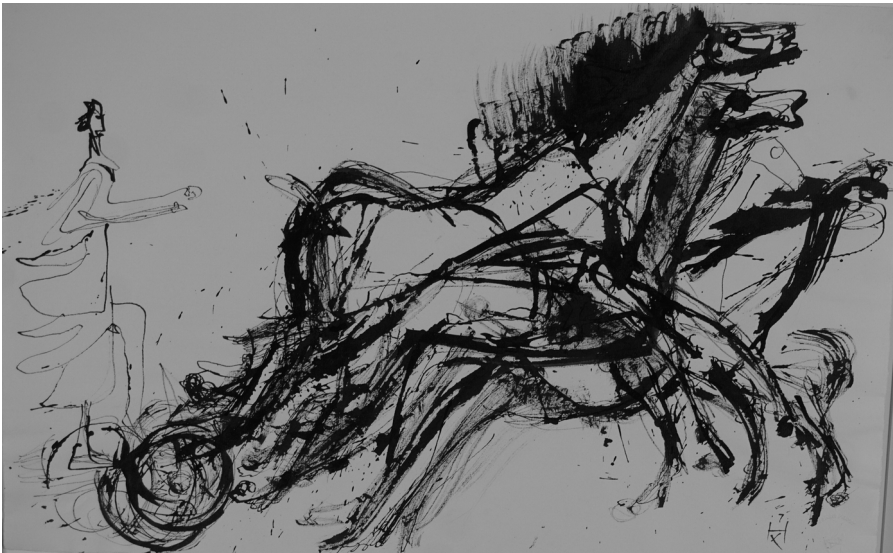
Der Hintergrund der Szene besteht ansonsten aus vielförmigen, meist durch gerade Linien begrenzten Flächen. Das Gespann bewegt sich aus einer dunklen Zone hinein in einen heller gefärbten Bereich und verweist so auf das Hellerwerden des Himmels, verursacht durch das Aufsteigen der Sonne. Das gesamte Bild wird durch eine im Umriss gestrichelten Form eines gequetschten Ovals eingefasst.

Die Entwürfe

Im Nachlass des Künstlers sind einige Entwurfszeichnungen erhalten, in denen seine Absicht schon klar erkennbar wird. Am Anfang der Bildproduktion stand für den Künstler die Phase der Ideensammlung und schließlich der Bildfindung, die durch eine ganze Folge von Entwurfszeichnungen im Nachlass dokumentiert ist. Das erste Beispiel zeigt die ungefähre, noch verhaltene Anordnung der Hauptfiguren, in einer weiteren Skizze ist die Bewegung stärker herausgearbeitet und das dritte Beispiel hält fest, was den Künstler hier ganz besonders interessierte: das ungestüme Vorwärtsdrängen und die Darstellung von Bewegung, indem er den Lauf der Pferde in viele Bewegungsabschnitte zerlegt.



Entwurfszeichnung, Variante 1 (Quelle: Nachlass Huber/Seeshaupt; Foto: Praeger)



Entwurfszeichnung, Variante 2 (Quelle: Nachlass Huber/Seeshaupt; Foto: Praeger)



Entwurfszeichnung, Variante 3 (Quelle: Nachlass Huber/Seeshaupt; Foto: Praeger)

Der Ausführungsentwurf für das Gesamtbild und die Vorlagen für die einzelnen Teilflächen sind nicht erhalten.

Auffällig ist, dass in sämtlichen Entwurfszeichnungen – wie auch in dem ausgeführten Wandbild – die Wiedergabe der Zügel oder der Schirrung (Deichsel, Zaumzeug) fehlt. Das ist weder Versehen noch Zufall, sondern der Künstler wollte damit den Betrachter darauf hinweisen, dass hier ein gewaltiges Geschehen von kosmischer Kraft zugrunde liegt, dass keine vom Menschen ersonnene Technik und auch keine Personifikation eines Gottes diesen Ablauf zu beeinflussen vermag. Zeit seines Lebens spürte der Maler JoKarl Huber diesen inneren Zusammenhängen der Natur nach, die nach seiner Auffassung der Wirkkraft eines Schöpfers zu verdanken waren. Und sicherlich hatte er das Thema des Sonnenaufgangs und der Tagwerdung auch symbolisch gesehen, als Bild für die neuen Möglichkeiten nach den dunklen Zeiten der NS-Herrschaft.

Nicht allen Betrachtern erschloss sich die freie Modernität des Bildes und des Gebäudes. In einem Brief des Architekten Conradi an Huber (25. April 1956) wird ein Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erwähnt, in dem stehe, dass der Bahnhof von Verona ihm als architektonisches Vorbild gedient habe; dazu bemerkt Conradi, dass er den Veroneser Bahnhof bis dato nicht gesehen habe. Zum Wandbild meinte der FAZ-Autor: „Die von Braque abgeleitete Formensprache ist ins Unpersönliche gemildert. Die Anbringung einer Uhr inmitten des Wandbildes erscheint uns jedoch als ein unverzeihlicher Eingriff in eine künstlerische Schöpfung.“ Den FAZ-Artikel bewertete der Architekt negativ: „ein längerer und dafür sehr dummer Artikel von einem gewissen N. v. H.“ (Brief im Nachlass/Seeshaupt).

Windrose

Für die im Boden unterhalb des Wandbildes als Mosaik eingelassene Windrose gibt es zwar keine Vorzeichnungen im Nachlass, aber die Zugehörigkeit zum themati-

schen Gesamtkonzept liegt nahe. Nicht nur die Zweiteilung der Windrose in eine hellere und dunklere Zone, sondern auch ihre Farbgebung und der Zusammenhang mit der Fußbodenumgebung sprechen für sie als Teil der gesamten Gestaltung. Sie ist wohl als allgemeines Symbol für das Reisen zu interpretieren.

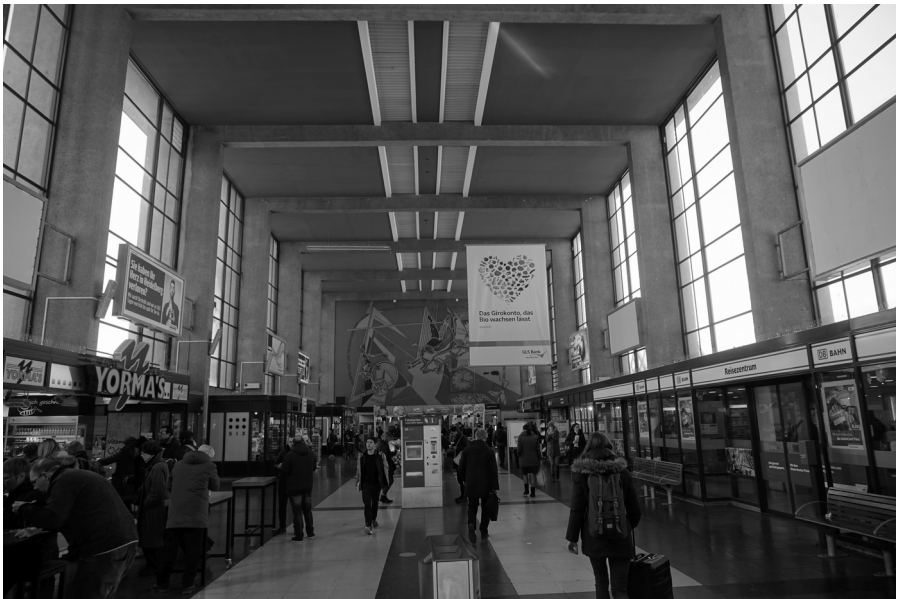
Der hehre Gott auf der südlichen Wand der Empfangshalle stand der Nordwand gegenüber, die ursprünglich einfarbig gestaltet war und unterhalb der Mitte ein vierteiliges Fenster besaß. Wohl ab 1962 war diese Wand dann über Jahrzehnte hinweg großflächig für die Werbung einer Industriefirma aus der Rhein-Neckar-Region genutzt.



Postkarte 1955 (Foto: Verlag Edmund von König, Repro: privat)

Auf der Postkarte, die den ursprünglichen Zustand der Empfangshalle festhält, sind bei näherer Betrachtung Vertreter zweier gesellschaftlicher Bereiche zu erkennen, die das äußere Erscheinungsbild Heidelbergs für lange Zeit prägen sollten: In der Mitte ein Mitglied des US-amerikanischen Militärs und vorne rechts eine Gruppe korporierter Studenten.

Die heutige Ansicht der Halle zeigt sehr starke Veränderungen: Das alte Erscheinungsbild der Halle ist verschwunden. Nur noch zu erahnen sind hier die ursprüngliche Klarheit der Konstruktion und die ehemalige transparente Helligkeit. Sie gaben einst dem gesamten Hallenbau und seinem Wandbild Eigenart und Würde. Die enge Verbundenheit des Architekten und des Künstlers und ihr Einverständnis in Fragen der künstlerischen Qualität wird in folgendem Zitat bekräftigt: „Es ist eine so schöne Harmonie gefunden zwischen Architektur und Malerei, wie man sie besser nicht wünschen kann. Der ganze Raum hat erst sein Leben, seinen Inhalt durch das Sgraffito gefunden, ohne dieses wäre er tot und kalt.“ (Conradi an Huber, 15. Mai 1955; Nachlass Huber/Seeshaupt)



Heutiger Zustand (Foto: privat)

Der Verfasser dankt: Frau Dr. Ursula Huber für die Zurverfügungstellung des Materials im Nachlass JoKarl Huber; Frau Cordula Lebeck vom Archiv Robert Lebeck für die Abbildungsgenehmigung der Abb. S. 9; Herrn Günther Berger, Stadtarchiv Heidelberg für die Unterstützung.



Helfen ist einfach.



www.sparkasse-heidelberg.de

Wenn man mit Freude dabei ist.

Andere zu unterstützen, bei ihrer Lebensplanung, ihren Projekten oder im Alltag kann so einfach sein.

Auch Ihre Sparkasse ist für Sie da, wenn Sie finanziellen Rat brauchen.
Weil wir es gerne tun.

Wenn's um Geld geht

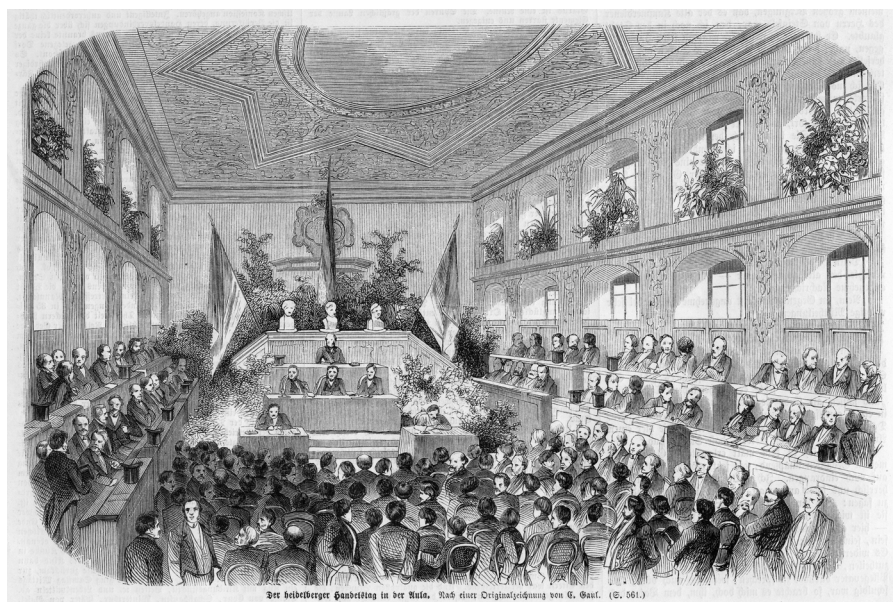
 Sparkasse
Heidelberg

Ingo Runde

Heidelberg und die Deutsche Nationalversammlung 1848/49

„In keiner Phase der neueren Stadtgeschichte kam es zu einer so engen politischen Verbindung zwischen dem Bürgertum und der Universität wie in der Revolution von 1848/49“.¹

Nur wenige Tage nach Ausrufung der Zweiten Französischen Republik am 25. Februar 1848 und einen Tag nach der Volksversammlung in der Mannheimer Aula fand im Vereinslokal der Harmonie am 28. Februar eine Bürgerversammlung statt, in der wie in Mannheim eine Petition an die Zweite Kammer des Badischen Landtags formuliert wurde, die eine allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere, die Freiheit der Presse und die Einrichtung von Schwurgerichten forderte.² Mit dem Rechtsprofessor Karl Theodor Welcker war die Universität hier durch einen Hauptredner vertreten.³ Einen Tag später wurde sie selbst Ort einer Volksversammlung, als die Petition am 29. Februar in der offenbar vollbesetzten Aula (heute Alten Aula) der Universität Heidelberg gebilligt wurde – unter dem Vorsitz des bedeutenden Rechtswissenschaftlers Carl Mittermaier.⁴ Entsprechende Eingaben richtete auch der große Senat der Universität Heidelberg an den Großherzog und die Erste Kammer, in der die Universität zugleich mit einem Sitz vertreten war.⁵



Ansicht der Alten Aula vor der Erneuerung 1886 mit der Eröffnungssitzung des ersten Deutschen Handelstages in Heidelberg 1861 (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, Gra II 68)



Georg Gottfried Gervinus (1805–1871), Lithografie F. Hickmann nach Lichtbild von Biows (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, Pos 1004)

Carl Mittermaier zählte als Abgeordneter und Präsident der Zweiten Kammer der Badischen Ständeversammlung noch zu den gemäßigten Liberalen. Doch gab es auch linksliberale Heidelberger Professoren wie die Historiker Gottfried Gervinus und Karl Hagen, die den demokratischen Flügel unterstützten.⁶ Ebenfalls Heidelberger Historiker war Ludwig Häusser, der zusammen mit Mittermaier und Gervinus an der in Heidelberg herausgegebenen liberalen ‚Deutschen Zeitung‘ mitwirkte.⁷ Alle drei zählten zu den 51 liberalen und demokratischen Politikern, die am 5. März 1848 im Gasthaus ‚Badischer Hof‘ (Hauptstraße 113) die berühmte Heidelberger Versammlung abhielten.⁸ Sie setzte den wesentlichen Impuls zum sogenannten Vorparlament, in dem Heidelberg schließlich mit acht Professoren vertreten sein sollte, und war somit ein

Meilenstein auf dem Weg zur Frankfurter Nationalversammlung. Entsprechend erschien ein von Gervinus und Häusser verfasster Bericht in deren ‚Deutscher Zeitung‘ vom 7. März 1848.⁹ Auch als Abgeordneter in der Nationalversammlung bevorzugte Gervinus das geschriebene Wort als „Schwert seines patriotischen Zornes gegen die Feinde des Einheitsgedankens“.¹⁰ Aus Briefen Jakob Grimms geht hervor, dass er in der Frankfurter Versammlung „nie etwas sagte und die halbe Woche in Heidelberg verbrachte“,¹¹ wo er im Sommersemester 1848 auch „dreimal wöchentlich“ seine Vorlesung zur „Geschichte der neueren deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert“ anbot.¹² Im folgenden Wintersemester stand er nach der Niederlegung seines Mandates wieder der Universität mit einer Vorlesung über die „Neueste Geschichte seit 1815“¹³ und der ‚Deutschen Zeitung‘ mit einer „aus der Resignation geborenen Radikalisierung“ als Verfechter einer Revolution zur Verfügung.¹⁴ Seit dem Sommersemester 1849 ist er nicht mehr mit Veranstaltungen im Heidelberger Vorlesungsverzeichnis vertreten, engagierte sich stattdessen für den Kampf der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen und gab schließlich seine politisch-publizistische Tätigkeit weitgehend auf, um an einer Darstellung über die Geschichte des 19. Jahrhunderts zu arbeiten. Deren 1852/53 vorab erschienene „Einleitung“ brachte ihn nicht nur um die letzten Sympathien der liberalen Weggefährten, sondern auch konservative Heidelberger Professoren gegen ihn auf. Die Folge war ein Hochverratsprozess

unter dem Vorwurf der politischen Agitation und letztlich der Entzug der akademischen Lehrbefugnis, von der er allerdings ohnehin keinen Gebrauch mehr gemacht hatte.¹⁵

Doch zurück zur Heidelberger Versammlung vom Mai 1848: Deren wichtigstes Ergebnis war die vom eingangs erwähnten Rechtsprofessor Welcker angeregte Einsetzung eines Siebenerausschusses, der die Einladungen für das Vorparlament in Frankfurt am Main aussprach. Über den Weg zu einem parlamentarischen Nationalstaat war die Versammlung uneins, da sich vor allem Gustav Struve für „ein Parlament aus dem Volke und für das Volk“ einsetzte.¹⁶ Struve gehörte zusammen mit Friedrich Hecker zum radikaldemokratischen und antimonarchistischen Flügel und war einer der führenden Köpfe der badischen Revolution. Die Mehrheit der Versammlung lehnte den Schritt in die Revolution hingegen ab und bevorzugte eine konstitutionelle Monarchie, so dass die in Heidelberg gefassten Beschlüsse letztlich keinen „umstürzenden, revolutionären Charakter“ hatten.¹⁷

Mit Bedenken blickte man auch aus Sicht der Universitätsleitung auf Studenten, die sich beispielsweise im ‚Demokratischen Studentenverein‘ im Juli 1848 für die Errichtung einer Republik aussprachen. Als Reaktion auf ein umgehend erlassenes Verbot zogen schließlich 364 Studenten aus Protest nach Neustadt an der Haardt (Weinstraße) aus und kehrten erst zurück, als alle demokratischen Vereine in Baden verboten wurden und somit die geforderte Gleichstellung – freilich ganz anders als gewünscht – hergestellt worden war.¹⁸ Zu den Vorgängen in diesem turbulenten Monat Juli 1848 gibt es im Universitätsarchiv Heidelberg eine ganze Akte, beginnend mit der Mitteilung des Rektors über den Aufruf zur Vereinsteilnahme am schwarzen Brett.¹⁹ Wie diese können nun verschiedene Akten für eine recht präzise Rekonstruktion von Entscheidungsprozessen in der Universität herangezogen werden.

So schrieb der Curator Geheimrat Dahmen am 16. April 1848 an die Bau- und Oeconomie-Kommission zur Anschaffung von Waffen:

„Nach der [...] Schilderung der aufgeregten Stimmung in hiesiger Einwohnerschaft, und bei der so allgemein verbreiteten Sorge, daß im Falle einer durch auswärtigen Zuzug veranlassten Aufwallung selbst in der für hier organisierten Bürgerwehr innerer Zwiespalt entstehen dürfte, ist es allerdings von großem Werthe für die Universität, unsere Studierenden, welche von aller Betheiligung an den Kämpfen unserer Zeit auf keinen Fall ganz fernzuhalten werden können, wenigsten unter sich und in Gemeinschaft mit ihren Lehrern auf der Seite der gesetzlichen Ordnung zu vereinigen, und so zu verhüten, daß nicht ein Theil bei dieser und ein anderer auf der entgegengesetzten Seite fechtend auftreten, und so ein akademischer Bürgerkrieg im engern Sinne entzündet werde.“

Um, wie er weiter schreibt, „im Falle gewaltsamer Störung der öffentlichen Sicherheit sich selbst und die akademischen Gebäude und Anstalten mit Erfolg vertheidigen zu können“, sollten „Schießwaffen und Munition aus der Universitätskasse“ angeschafft werden.²⁰

Dabei bevorzugte die Universität, wie beschrieben, gemäßigte Vertreter der Studentenschaft und eine Führung durch ein geeignetes Mitglied des Lehrkörpers. So schrieb das Academische Directorium der Großherzoglich Badischen Universität Heidelberg am 22. April 1848, „die Bewaffung der Studenten betr.“ an das Curatorium,

Großherzoglich Badische
Universität Heidelberg.

Academisches Directorium.

Am 22. April 1848.

Der Bewaffnung der Studenten
betref.

Gelehrsamkeitlichen Curatorium zeigen wir gar.
an, daß der Kurator, welche beschaffen
haben wir zu beschaffen, den Prof.
Jolly zu ihrem Ansehen geneigt
haben. Dieser habe sich zeigen können,
nützlich n. wir haben ihn selbst,
daß wir es für nicht unangenehm
halten, wenn er dies was auch ist,
weil wir in seiner Fürsicht

Schreiben des Academischen Directoriums vom 22. April 1848 an das Curatorium betreffend die Bewaffnung der Studenten und die Führungsrolle von Prof. Jolly (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, RA 7602).

„dass die Studirenden, welche beschlossen haben sich zu bewaffnen, den Prof. Jolly zu ihrem Anführer gewählt haben. Dieser hat uns hiervon benachrichtigt und wir haben ihm erklärt, dass wir es für höchst vorteilhaft halten, wenn er diese Wahl annimmt, weil wir in seiner Einwirkung auf die Studierenden eine Bürgschaft für das gute Verhalten derselben erblicken. Die wenigen leidenschaftlichen Republikaner haben sich dieser Schaar nicht angeschlossen und diese soll den festen Vorsatz haben, sich anarchischen Unternehmungen mit aller Kraft entgegenzustellen“.²¹

Philipp Jolly war nicht nur Mitglied des engeren Senats 1847/48, sondern vor allem Experimentalphysiker und Direktor des physikalischen Kabinetts,²² was ihn unter den Professoren für den praktischen Umgang mit Waffen prädestiniert haben könnte. Zudem war er der Sohn des amtierenden Mannheimer Bürgermeisters Ludwig Jolly, der im März und April 1848 gegen Straßenkrawalle und eskalierende Auseinandersetzungen in seiner Stadt vorgehen musste.²³

Wenig später notierte Philipp Jolly unter dem Protokoll der Senatssitzung vom 7. Juni 1848, dass er zum Führer einer bewaffneten Studenteneinheit gewählt worden sei, allerdings zunächst der Meinung war,

„es würde wieder Windstille eintreten, es sey daher die Aufstellung eines bewaffneten Korps nicht nöthig. Ich habe mich hierin geirrt. [...] Die Sprache der Anarchisten wird von Tag zu Tag lauter und herausfordernder. Man darf daher die Waffen noch nicht aus der Hand legen“.²⁴

Tatsächlich erscheint Heidelberg in dieser Phase hochpolitisiert, wozu passt, dass sich auch Bürgermeister Winter eher als Volksbürgermeister verstand und von den Liberalen als „Vater Winter“ verehrt wurde. Bereits in den ersten Monaten des Jahres 1848 bekannte er sich zur Republik und trat somit an die Seite von Gustav Struve und Friedrich Hecker.²⁵ Letzterer hatte Jura in Heidelberg bei Mittermaier studiert und sollte als Gallionsfigur der badischen Revolution nach dem Scheitern des nach ihm benannten Hecker-Aufstandes schließlich in die USA emigrieren und auf Seiten der Nordstaaten am Sezessionskrieg teilnehmen.²⁶ Die republikanische Gesinnung des Heidelberger Bürgermeisters führte bspw. dazu, dass die Stadt im Mai 1848 den Rathaussaal für eine Vorlesung des radikalen Philosophen Ludwig Feuerbach zur Verfügung stellte, dem die Regierung und die Universitätsleitung die Nutzung der Aula zu diesem Zweck verweigert hatten.²⁷ Streit gab es auch um die Nutzung der Aula für eine Studentenversammlung, die im April 1848 dort noch möglich war, Ende November desselben Jahres aber vom Senat untersagt wurde, indem das Großherzogliche Ministerium gebeten wurde anzuordnen, dass die akademische Aula ihrem wahren Zwecke nach ausschließlich für feierliche Akte zu verwenden sei.²⁸ Die Stadtoberen und demokratisch gesinnten Universitätsprofessoren erblickten jedoch in diesem Festsaal ein wesentlich weitgehendes Entwicklungspotenzial. Nur wenige Tage nach Beginn des Badischen Aufstandes am 11. Mai 1849 und der Einquartierung der Revolutionsarmee mit ihrem Hauptquartier im Hotel Prinz Carl am Kornmarkt ergriff der Abgeordnete und Heidelberger Geschichtspräsident Karl Hagen am 25. Mai angesichts der bedrohlich werdenden Lage mit folgendem Vorschlag in der Frankfurter Nationalversammlung das Wort:

„Meine Herren! Ich erfülle eine angenehme Pflicht, indem ich mich hiermit eines Auftrags entledige, der mir von der Stadt Heidelberg geworden ist. Ich soll nämlich die hohe Ver-



Karl Hagen (1810–1868), Lithographie F. Hickmann nach Lichtbild von Biows (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, Gra II 52).

sammlung einladen, für den Fall, als sie es für nöthig finde, Frankfurt zu verlassen, ihren Sitz in den Mauern der Stadt Heidelberg zu nehmen. Das Schreiben, das mir zugekommen ist, lautet:

„Der Gemeinderath der Stadt Heidelberg an den Abgeordneten Hagen. – Wir haben in öffentlichen Blättern mit Freude ersehen, daß unsere Nationalversammlung beschlossen hat: ‚Es könne und solle der Präsident deren Versammlungsort auch an einen andern Ort, als Frankfurt, verlegen, wenn es nach seiner Wahrnehmung erforderlich sei, und zwar solle die Versammlung beschlußfähig sein, wenn auch nur 150 Mitglieder in der Sitzung erscheinen.‘

Wir erlauben uns, Sie zu ersuchen, in öffentlicher Versammlung, dieselbe für jenen Fall in unserem Namen aufs Ernsteste und Feierlichste einzuladen: Ihren Versammlungssitz in unser Land Baden und in unsere Stadt zu verlegen, wo sie ihre Sitzungen in der großen Aula der Hochschule sehr passend und bequem halten kann, da im ganzen Lande Baden überall Ruhe und gesetzliche Ordnung ungestört erhalten ist und wird, durch unser, aus Nothfall eingetretene provisorische Regierung. – Wie sollte es uns freuen, wenn die hohe Nationalversammlung unserer herzlichsten Einladung entsprechen würde! – Sie darf versichert sein, daß sich unsere Bürgerschaft diesen Beschluß der Nationalversammlung zur größten Ehre rechnen, und sie hier mit dem besten Schutz umgeben würde. – Heidelberg, den 22. Mai 1849. – Winter; Bachmann.‘

Diesem Schreiben glaube ich nicht erst hinzufügen zu dürfen, daß Heidelberg einem Lande angehört, welches von jeher das Banner der Freiheit vorangetragen hat, daß es einem Lande angehört, welches auf die unzweideutigste Weise alle seine Kräfte der Versammlung zur Disposition stellt, und daß gerade Heidelberg diese Gesinnung auf die erfreulichste Weise vertritt. (Lebhaftes Bravo.)²⁹

Der im Mai 1845 zum außerordentlichen Professor für Geschichte ernannte Karl Hagen hatte bereits in einem Brief vom Juni desselben Jahres die „unbestreitbaren Vortheile“ Heidelbergs gepriesen:

„der geistige Austausch unter den Mitgliedern der hiesigen Universität, ferner die vortreffliche Lage – Heidelberg ist durch dieselbe, durch die außerordentliche Menge von Fremden aller Farben eine Weltstadt – sodann die gänzliche Freiheit auf dem Katheder, wie in den Büchern, die uns hier gestattet ist, und mit welcher sich gewiß keine andere Universität vergleichen kann.“³⁰

Seine im Universitätsarchiv Heidelberg verwahrte Personalakte zeigt hingegen, dass konservative Kreise in der Universität und das Innenministerium seinem offenen Eintreten für eine Republik bald sehr kritisch gegenüberstanden und ihm die Lehrbefugnis entziehen wollten, was nach dem Scheitern der Revolution auch geschah.³¹

Seine im Universitätsarchiv Heidelberg verwahrte Personalakte zeigt hingegen, dass konservative Kreise in der Universität und das Innenministerium seinem offenen Eintreten für eine Republik bald sehr kritisch gegenüberstanden und ihm die Lehrbefugnis entziehen wollten, was nach dem Scheitern der Revolution auch geschah.³¹

Die Nationalversammlung, welche nach der Verabschiedung der Verfassung des deutschen Reiches am 28. März 1849 durch den aktiven Widerstand Preußens und Österreichs in Bedrängnis geraten war, zog bekanntlich nicht nach Heidelberg. Nachdem die Zahl ihrer Abgeordneten durch die obrigkeitlich angeordneten Mandatsniederlegungen deutlich reduziert worden war, flohen die verbliebenen, dem demokratischen linken Flügel angehörenden Vertreter Ende Mai 1849 nach Stuttgart, da König Wilhelm I. von Württemberg als einziger der größeren Fürsten die Reichsverfassung anerkannt hatte. Dort bildeten sie ein sogenanntes Rumpfparlament, das aber bedeutungslos blieb, immer radikalere Beschlüsse fasste und bereits am 19. Juni 1849 nach Aufrufen zur Erhebung gegen die württembergische Regierung aufgelöst wurde.³² Auch die bei der Reichsverfassungskampagne im Mai 1849 neu aufflammenden Höhepunkte der Erhebungen, die regional vor allem im Großherzogtum Baden mit Heidelberg als „Drehscheibe der militärischen Auseinandersetzungen“³³ bürgerkriegsähnliche Ausmaße annahm, konnten das letztliche Scheitern der Revolution nicht mehr aufhalten. Bis Juli 1849 wurde der erste Versuch, einen demokratisch verfassten, einheitlichen deutschen Nationalstaat zu schaffen, von überwiegend preußischen und österreichischen Truppen mit militärischer Gewalt niedergeschlagen.³⁴

Anmerkungen

- 1 Andreas Cser: *Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg*, Stuttgart 2007, S. 168.
- 2 Vgl. Jochen Benkö: *Auftakt der Revolution*, in: *Die Universität zwischen Revolution und Restauration. Ereignisse und Akteure 1848/49* (Archiv und Museum der Universität Heidelberg, Schriften 2), hg. von Petra Nellen, Ubstadt-Weiher 1998, S. 18f.; Hans Fenske: *Die Revolution von 1848/49 und der Rhein-Neckar-Raum*, in: *Der Rhein-Neckar-Raum und die Revolution von 1848/49. Revolutionäre und ihre Gegenspieler*, hg. vom Arbeitskreis der Archive im Rhein-Neckar-Dreieck, Ubstadt-Weiher 1998, S. 7–56, hier S. 10f.; Alfred Georg Frei, Irmtraud Götz von Olenhusen: „Der Tag der Freiheit ist angebrochen“. *Strukturen und Biographien aus der badischen Revolution 1848/49*, in: *1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden*, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Baden-Baden 1998, S. 13–28, hier S. 13f.; Clemens Rehm: *Von Mannheim zum Vorparlament*, in: ebd., S. 199f.; Petra Schaffrodt: *Heidelberg im Februar und März 1848*, in: *Auf dem Weg zur Paulskirche. Die Heidelberger Versammlung vom 5. März 1848*, hg. für das Kurpfälzische Museum Heidelberg von Frank Engehausen, Frieder Hepp, Ubstadt-Weiher 1998, S. 31–42, hier S. 35.
- 3 Vgl. Cser (wie Anm. 1), S. 168; zu Welcker siehe Georg Christoph Berger Waldenegg: *Karl Theodor Welcker*, in: *Gelehrte in der Revolution. Heidelberger Abgeordnete in der deutschen Nationalversammlung*, hg. von Frank Engehausen, Armin Kohnle, Ubstadt-Weiher 1998, S. 121–154.
- 4 Vgl. Benkö (wie Anm. 2), S. 18; Schaffrodt (wie Anm. 2), S. 25f.; zu Mittermaier siehe Frank Engehausen: *Karl Mittermaier*, in: *Gelehrte in der Revolution* (wie Anm. 3), S. 93–120, hier S. 97; zu Mittermaiers parlamentarischem Engagement Werner Moritz, Klaus-Peter Schroeder (Hgg.): *Carl Joseph Anton Mittermaier 1787–1867. Ein Heidelberger Professor zwischen nationaler Politik und globalem Rechtsdenken im 19. Jahrhundert* (Archiv und Museum der Universität Heidelberg, Schriften 15), Ubstadt-Weiher 2009, hier S. 36ff.; zur Versammlung in der Alten Aula Heike Hawicks: *Zur Funktion und Nutzung der Alten Aula im Wandel der Zeit*, in: *Die Alte Aula der Universität Heidelberg*, im Auftrag des Rektors hg. von ders. und Ingo Runde, Heidelberg 2016, S. 11–32, hier S. 19.
- 5 Vgl. Benkö (wie Anm. 2), S. 18.
- 6 Vgl. Cser (wie Anm. 1), S. 168; Engehausen: *Karl Mittermaier* (wie Anm. 4), S. 97f.; Armin

- Kohnle: Georg Gottfried Gervinus, in: Gelehrte in der Revolution (wie Anm. 3), S. 11–40, hier S. 18; Robert Zapf: Karl Hagen, in: Gelehrte in der Revolution (wie Anm. 3), S. 155–182, hier S. 157f.
- 7 Frank Engehausen: Georg Gottfried Gervinus. Der politische Lebensweg eines liberalen Außenseiters, in: Georg Gottfried Gervinus 1805–1871. Gelehrter – Politiker – Publizist (Archiv und Museum der Universität Heidelberg, Schriften 9), bearb. von dems., Susan Richter, Armin Schlechter, Ubstadt-Weiher u.a. 2005, S. 9–26, hier S. 17: „Gervinus war der leitende Redakteur, als Herausgeber zeichneten der Heidelberger Historiker Ludwig Häusser und der Jurist Karl Mittermaier verantwortlich, verlegt wurde die Zeitung vom Mannheimer Kaufmann Friedrich Daniel Bassermann“. Da dieses bedeutende Organ jener Jahre in Heidelberg herausgegeben wurde, stellt es eine sehr zeitnahe und detaillierte Quelle auch für die lokalen Ereignisse 1848/49 dar; vgl. zur ‚Deutschen Zeitung‘ Katharina Hausmann: Die Heidelberger Deutsche Zeitung, in: Auf dem Weg zur Paulskirche (wie Anm. 2), S. 89–98 und Ulrike von Hirschhausen: Die Deutsche Zeitung, in: Gelehrte in der Revolution (wie Anm. 3), S. 209–225.
 - 8 Vgl. Frank Engehausen: Die Heidelberger Versammlung und der Beginn der deutschen Revolution, in: Auf dem Weg zur Paulskirche (wie Anm. 2), S. 11–30, hier S. 14ff. mit einer zeitgenössischen Abb. des Hotels Badischer Hof auf S. 15.
 - 9 Vgl. die Abb. der Titelseite ebd., S. 18; Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin u.a. 1986, S. 100.
 - 10 Kohnle: Georg Gottfried Gervinus (wie Anm. 6), S. 27.
 - 11 Ebd. mit Anm. 168.
 - 12 Anzeige der Vorlesungen im Sommerhalbjahr 1848 auf der Grossherzoglich-Badischen Ruprecht-Carolinischen Universität zu Heidelberg, S. 14 (<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/VV1845WSbis1850SS/0124>).
 - 13 Anzeige der Vorlesungen im Winterhalbjahr 1848–49 auf der Grossherzoglich-Badischen Ruprecht-Carolinischen Universität zu Heidelberg, S. 15 (<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/VV1845WSbis1850SS/0172>).
 - 14 Vgl. Kohnle: Georg Gottfried Gervinus (wie Anm. 6), S. 30ff.
 - 15 Vgl. Engehausen: Georg Gottfried Gervinus (wie Anm. 7), S. 21 und 23.
 - 16 Carolin Müller: Von der Heidelberger Versammlung zur Paulskirche, in: Auf dem Weg zur Paulskirche (wie Anm. 2), S. 75–87, hier S. 76f. mit einem Zitat aus der „Mannheimer Abendzeitung“ Nr. 77 vom 18. März 1848.
 - 17 Engehausen: Die Heidelberger Versammlung (wie Anm. 8), S. 17.
 - 18 Vgl. Claudia Rink: Demokratischer Studentenverein, in: Die Universität zwischen Revolution und Restauration (wie Anm. 2), S. 31–33.
 - 19 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), RA 7273.
 - 20 UAH, RA 7602.
 - 21 UAH, RA 7602.
 - 22 Vgl. Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Berlin u.a. 1986, S. 128.
 - 23 Vgl. Hans-Joachim Hirsch: Jolly, Johann Philipp Ludwig, bayerischer Offizier und Bürgermeister von Mannheim, in: Der Rhein-Neckar-Raum (wie Anm. 2), S. 195–198, hier S. 196.
 - 24 UAH, RA 818, S. 175.
 - 25 Vgl. Hermann Wiegand: Winter, Christian Friedrich, Buchhändler, Verleger, Bürgermeister von Heidelberg, in: Der Rhein-Neckar-Raum (wie Anm. 2), S. 320–322, hier S. 321; Cser (wie Anm. 1), S. 168f.
 - 26 Entsprechend ist die an Friedrich Hecker gegangene Pergament-Ausfertigung seiner 1834 erfolgten Jura-Promotion bei Prof. Chelius nicht in Deutschland überliefert, sondern in der „Western Historical Manuscript Collection“ in St. Louis/Missouri. In Heidelberg fehlt zudem die ansonsten übliche Gegenüberlieferung der Urkunde in Form eines Papier-Dokuments. Überliefert ist hingegen seine Dissertationsschrift mit Lebenslauf und einer Notiz von Mittermaier über seine 1834 mit der ‚ersten Note‘ bestandene Prüfung in den Akten der Juristischen Fakultät (UAH, H II/111-29, fol. 263r). Vgl. zu Hecker Hans-Joachim Hirsch: Hecker, Friedrich Karl Franz, Jurist, Rechtsanwalt, Politiker, in: Der Rhein-Neckar-Raum (wie Anm. 2), S. 158–162.
 - 27 Vgl. Cser (wie Anm. 1), S. 169.
 - 28 Vgl. Hawicks (wie Anm. 4), S. 19f.
 - 29 Franz Wigard: Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Deutschen Constitu-

ierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, Bd. 9: 1849, Frankfurt am Main 1849, Nr. 228, 26. Mai 1849, S. 6732.

- 30 Zapf (wie Anm. 6), S. 157 zitiert aus einem Brief Hagens an den Tübinger Universitätsbibliothekar Karl Klüpfel vom 2. Juni 1845. Vgl. zu Hagen auch Drüll (wie Anm. 22), S. 98f.
- 31 UAH, PA 1653; vgl. Zapf (wie Anm. 6), S. 162f. Hagen lebte fortan als Privatmann. 1855 wurde er als ordentlicher Professor für Geschichte an die Universität Bern berufen, der er 1857 sogar als Rektor vorstand. Vgl. auch Martin Leuenberger: Die Schweiz als Exil der Revolutionäre von 1848/49, in: 1848/49 – Revolution (wie Anm. 2), S. 431.
- 32 Vgl. Karl Weller, Arnold Weller: Württembergische Geschichte im südwestdeutschen Raum, Stuttgart, Aalen 1972, S. 237.
- 33 Karl Heinrich Rau: Die vierzig Tage in Heidelberg. Erinnerungen an den badischen Aufstand im Sommer 1849 (Archiv und Museum der Universität Heidelberg, Schriften 3), bearb. von Gerd Wippermann, Gabriele Haupt, Werner Moritz, Bernhard Stier, Ubstadt-Weiher 1999, S. 27.
- 34 Vgl. zum „Bürgerkrieg um die Reichsverfassung“ Veit Valentin: Geschichte der deutschen Revolution von 1848–1849, 2. Band: Bis zum Ende der Volksbewegung von 1849, Köln, Berlin 1970, S. 448ff.



Abfallwirtschaft
Stadtreinigung
Heidelberg

„Willst Du mit
mir gehen?“



weniger Abfall

mehr Heidelberg

Telefon: 06221 58-29999
www.heidelberg.de/abfall

Gabriele Geibig-Wagner

„... die Stadt, welche uns recht artig und sauber dünkt“¹

Richard Wagner in Heidelberg

Richard Wagner² ist in seinem Leben viel gereist – sowohl aus freien Stücken als auch unfreiwillig, in Begleitung seiner Familie und alleine. Er war dabei mehrfach auf der Flucht, zeitweise vor Gläubigern, vor ungünstigen Umständen, manchmal aber auch vor sich selbst, getrieben von einer inneren Rastlosigkeit. Sein Leben gestaltete sich häufig schwierig, war über lange Zeit geprägt von Existenzsorgen und einem stets gegenwärtigen Kampf um und für das eigene Werk.

Eine gewisse Ruhe fand er ab 1864 durch die Unterstützung seines großen Gönners Ludwig II. von Bayern.³ Hinter dem damals 51-jährigen Komponisten lagen zahlreiche Irrwege, Umzüge, wechselnde Wohnsitze, bezogen mit seiner ersten Ehefrau Minna,⁴ in späteren Jahren dann getrennt von ihr. Nicht selten glaubte er anfangs an eine feste Niederlassung, richtete sich häuslich ein, ließ Hausrat und sogar den Erard-Flügel u.a. nach Venedig, Luzern, Paris, Wien⁵ nachkommen – und brach dann doch wieder seine Zelte ab.

Erst im Jahre 1866 deutet sich mit dem Einzug in das gemietete Landhaus in Tribschen⁶ eine gewisse Beständigkeit, ja Sesshaftigkeit an. In seinem ersten eigenen Haus, der „Villa Wahnfried“ in Bayreuth,⁷ wohnte er ab April 1874 mit seiner zweiten Frau Cosima⁸, deren Töchtern aus ihrer ersten Ehe mit dem Pianisten und Dirigenten Hans von Bülow⁹ sowie den drei gemeinsamen Kindern Isolde, Eva und Siegfried.¹⁰

Auf der Suche – Reisen als Pflicht und Befreiung

So recht zufrieden wurde er aber auch dort trotz großbürgerlichem Hausstand, eigens zur Aufführung seiner Werke errichtetem Festspielhaus¹¹, trautem Familienleben mit Gästen und Freunden nicht. Es zog ihn immer wieder in den Süden, da ihm das Wet-



Richard Wagner und seine Frau Cosima, 1874
(Foto: Nationalarchiv der Richard-Wagner-Stiftung, Bayreuth)

ter in Franken – vor allem während des Winters – physisch und psychisch häufig zu schaffen machte. Regen, Kälte, spärlicher Sonnenschein schlugen ihm aufs Gemüt und veranlassten ihn zu ausgiebigen, über Monate sich ausdehnenden Italiaufenthalten.

Das Reisen blieb aber auch weiterhin eine – nicht zuletzt finanzielle – Verpflichtung seinen Werken, seinen Förderern und natürlich auch seinen Anhängern gegenüber. Heidelberg hat er insgesamt drei Mal besucht. Bereits am 16. und 17. August 1860 befand er sich dort auf der Durchreise, damals noch mit Minna. Wagner erwähnt die Reise in seiner Autobiografie „Mein Leben“, nimmt aber nicht direkt Bezug auf die Stadt.¹² Ein Hinweis auf diese Visite ist allerdings nachzulesen in der „Zeittafel zur Heidelberger Geschichte ab 1850“ des Heidelberger Geschichtsverein e.V. – „16./17. August 1860: Richard Wagner weilt auf der Reise von Paris nach Baden-Baden mit Frau Minna im Hotel Bayerischer Hof“.¹³ Dort findet sich auch eine Notiz zum zweiten Besuch – „15. Mai 1871: Richard Wagner mit Frau Cosima im Hotel Prinz Carl Heidelberg“.¹⁴ Letztere berichtet in ihrem Tagebuch über die Eindrücke und kommentiert den Tag ausführlich: „Nach Tisch im Schlossgarten¹⁵ promenierte, dann zur Eisenbahn nach Heidelberg gefahren. Herrlicher Abend, die Ruine bei Sonnenuntergangs Pracht gesehen, im Garten spaziert, auf der Terrasse zu Abend gespeist, in der Dunkelheit durch die belaubten Gartengänge heimgewandert in herrlicher Stimmung. R. war schon hier, ich frage ihn, warum er mir nie etwas davon erzählt? Es seien so trübe Zeiten für ihn gewesen, mit Minna sei er hier gewandert, ich könne mir denken, wie zerstreut und gleichgültig er alles betrachtet. In unserer Straße angekommen wollen wir noch die Neckar-Brücke besuchen, als mich ein lautes Gelächter, vom Platze her kommend, an das Kasperl-Theater gemahnt, das ich im Vorbeigehen am Tage bemerkt hatte; ich fragte R., ob wir es uns nicht ansehen wollten, und da er darauf einging, hatten wir das herrlichste Abendvergnügen. [...] Uns zur Ruhe begebend kommen wir darüber ein, dass dieser Abend mit dem Spaziergang und dem Kasperl der schönste Moment unsrer Reise gewesen ist.“¹⁶

Cosima Wagners Tagebücher

Bei der Intensität dieser Erinnerungen verwundert es, dass Cosima später, bei den Beschreibungen ihres zweiten Aufenthaltes, diese erste kurze Visite in ihren Tagebucheinträgen nicht erwähnt.

Begonnen hatte sie mit den regelmäßigen Niederschriften am 1. Januar 1869. Sie war zu diesem Zeitpunkt 31 Jahre alt und bereits Mutter von vier Töchtern – Blandine und Daniela aus ihrer ersten Ehe mit Hans von Bülow sowie Isolde und Eva aus der Beziehung mit Richard Wagner. Ende 1868 trennte sie sich von ihrem ersten Ehemann und zog zu Wagner in das Schweizer Landhaus in Tribschen. Ihren ersten Eintrag überschrieb sie mit „Dieses Buch gehört meinen Kindern. Tribschen bei Luzern, 1869. Siegfried ganz besonders von Mama zugeeignet.“ Siegfried, hier bereits in der erst später ergänzten Widmung vermerkt, wurde dort in der Nacht zum 7. Juni 1869 geboren. 1870 kam es zur Scheidung ihrer Ehe mit von Bülow und nur wenig später heiratete Cosima Richard Wagner in Luzern. 1872 verließ die

Familie ihre Schweizer Idylle und ließ sich im fränkischen Bayreuth nieder. Dort konnte nach einigen Monaten die neugebaute Villa bezogen werden.

Cosima dokumentierte auf rund 5.000 handbeschriebenen Tagebuchseiten – etwa 2.500 Druckseiten – jeden Tag des Zusammenlebens. Sie war getragen von dem Wunsch, ihren Kindern ein Bild des Vaters zu zeichnen, das alle Facetten seiner Persönlichkeit widerspiegeln sollte, seine Fröhlichkeit ebenso wie seine Launen, seine oft harschen Urteile, auch über befreundete Personen, harmonische wie schwierige Phasen. Häufig hielt sie Zitate Wagners wörtlich fest, etwa zu einzelnen Personen, Aussagen zu Musik, Philosophie, Literatur, Politik, aktuellem Weltgeschehen. Ihre Niederschriften erlauben dem Leser zudem Einblicke in sehr persönliche Zwiesgespräche – auch Auseinandersetzungen. Cosima verweist oft auf Wagners große Tierliebe, seine Freude an der Natur, berichtet über seine Krankheiten und Diäten, seine Bibliothek und die von ihm geschätzte Lektüre. Wichtiger Bestandteil ist jedoch nicht zuletzt die detailreiche Beschreibung seiner Arbeitsweise, das allmähliche Werden vor allem des „Parsifal“ bis hin zu dessen Erstaufführung in Bayreuth im Sommer 1882. Ihre Aufzeichnungen setzte sie fort bis zu Wagners Tod am 13. Februar 1883, danach enden sie abrupt.¹⁷

Von Bayreuth über London nach Heidelberg

Richard Wagner war, als er mit seiner Familie im Juli 1877 in Heidelberg ankam, schon eine ganze Weile unterwegs. Am Montag, 30. April 1877, hatte er – zunächst nur mit seiner Frau Cosima – eine mehrmonatige Fahrt begonnen. Die Reise führte das Paar von Bayreuth über Brüssel, Ostende und von da per Schiff nach Dover bis nach London. Dort dirigierte Wagner acht Konzerte in der Royal Albert Hall, traf mit Königin Victoria¹⁸ zusammen und wurde schließlich „mit einem Lorbeerkranz gekrönt“.¹⁹ Am 4. Juni ging es wieder zurück nach Deutschland, zunächst nach Bad Ems²⁰ zur Kur. Dort fanden sich auch die beiden älteren Töchter Daniela und Blandine sowie Eva und Sohn Siegfried ein. Neben der täglichen, nicht unbedingt zufriedenstellenden Trinkkur wurden Korrespondenzen erledigt, Gäste empfangen und Ausflüge unternommen. Cosima schrieb den im April 1877 von Wagner beendeten Text zu „Parsifal“ ab.

Am 5. Juli 1877 schließlich begab sich die Familie auf die Heimreise und kam noch am gleichen Tag zunächst in Heidelberg an. Dort bezog man Räumlichkeiten im luxuriösen „Schlosshotel“.²¹ Cosima lobte bereits nach der Ankunft die Unterbringung als sehr angenehm und teilte in ihrem Tagebucheintrag mit, dass man entschieden habe, den Aufenthalt zu verlängern.²² Grund war eine Mandelentzündung Siegfrieds, dem man eine anstrengende Weiterfahrt nicht zumuten mochte. Am Abend dieses ersten Tages in Heidelberg trafen bereits Freunde ein – unter anderem der Mannheimer Musikalienhändler Emil Heckel.²³ Die Heidelberger Liedertafel begrüßte den Komponisten mit einem Ständchen und Wagner „stimmt Gaudeamus igitur vom Balkon“²⁴ aus an. 6.000 Menschen seien, so Cosima, zugegen gewesen. Auf dieses Ereignis verweist ebenfalls ein Eintrag in der Zeittafel des Heidelberger Geschichtsvereins: „5.–18. Juli 1877: Richard Wagner mit Familie auf der Rückkehr



Das Schlosshotel zwischen Hotel Bellevue und Schlossruine (Foto: Stadtarchiv Heidelberg)

von London in Heidelberg (Schloßhotel). Heidelberger Sänger bringen Wagner ein Fackelständchen.¹²⁵

Müdigkeit aufgrund der anstrengenden Reise und ein leidendes Kind erlauben zunächst nur Spaziergänge auf „der herrlichen Terrasse“²⁶ und schließlich im Schlossgarten: „Freude an den herrlichen Bäumen; eine Amsel welche mit ihrem Gesang die Ouvertüre der ‚Gazza ladra‘ begleitet, macht uns viel Vergnügen.“²⁷

Eine Begegnung und „das“ Ereignis

Eine sympathische Episode soll sich zudem am 6. Juli abgespielt haben: Zwei „Füchse“ der Studentenverbindung „Heidelberger Schwaben“ gingen in der Nähe des Schlosshotels spazieren. Der begeisterte Wagnerianer Luyken kam unterwegs auf die Idee, dem Komponisten spontan einen Besuch abzustatten. Sein Begleiter Dr. Krebs, später Staatsanwaltschaftsrat in Berlin-Charlottenburg, erzählt: „Ich hatte konstitutionelle Bedenken, Luyken ging allein, ließ sich als Vertreter der Suevia melden und wurde von Richard Wagner, der einen gelbseidenen Schlafrock angelegt hatte, sehr liebenswürdig empfangen. Zum Andenken an diesen historischen Vorgang gab der Meister sein Bild, das Luyken dann der Kneipe schenkte.“ Die Widmung auf der Fotografie lautet: „Den Heidelberger Schwaben. Zur Erinnerung des Besuches in Heidelberg, 6. Juli 1877. Richard Wagner.“²⁸

Der folgende Sonntag, 8. Juli 1877, sollte für die Heidelberger und Mannheimer Wagnerfreunde zu einem besonders denkwürdigen Höhepunkt des Aufenthaltes ihres Idols führen. Im Anschluss an einen Ausflug nach Königstein – „herrlicher Wald“²⁹ – traf sich die Familie mit Emil Heckel³⁰, Dr. Heinrich Zeroni,³¹ dem altkatho-

lischen Pfarrer Friedrich Bauer und Richard Pohl³² aus Baden-Baden.³³ An diesem Abend las Wagner seine Parsifal-Dichtung vor, „mir zu immer tieferer erschütternder Wirkung“.³⁴ Mehr als diese kurze Bemerkung zu dem Ereignis findet man im Tagebuch Cosimas allerdings nicht. Vielmehr beschreibt sie ausführlich eine Diskussion zum – nach einer Lesung des „Parsifal“ durchaus naheliegenden – Thema Religion, in deren Verlauf „R. [...] zugunsten der Wiederbelebung der Klöster“ sprach, von denen „Besuche der Armen, Gefangenen, Leidenden aller Arten“³⁵ ausgehen sollten. Für die Heidelberger selbst war diese Lesung jedoch von so tiefgreifender Bedeutung, dass ihr Verlauf sich in diversen Niederschriften nachlesen lässt. Sowohl im direkten zeitlichen Umfeld als auch in späteren Jahren wird – besonders von der Lokalpresse – immer wieder auf dieses Ereignis hingewiesen.³⁶ Emil Heckel schreibt hierzu in seinen „Erinnerungen an Richard Wagner“:



Emil Heckel mit seiner Frau Marie, um 1870
(Foto: Archivum Mannheim)

„... und so waren wir die Ersten, denen Wagner den Parsifal vorgelesen hat. Mit welchem Ausdruck und tiefem Empfinden der Meister uns seine neueste Dichtung vorgelesen, lässt sich mit Worten nicht wiedergeben. Er selbst war davon so ergriffen, dass er sich zurückzog, um auszuruhen. Wir fanden unter uns keine Worte.“³⁷

Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal“

Insgesamt vier Dekaden vergingen zwischen Wagners ersten Aufzeichnungen und der Uraufführung in Bayreuth. Am 13. Januar 1882 war die Partitur des „Parsifal“ vollendet. Hinter Wagner lagen nun nochmals etwa viereinhalb Jahre nach dem denkwürdigen Abend in Heidelberg, in denen er sich intensiv diesem letzten Opus gewidmet hatte. Durch die Beschäftigung mit „Tannhäuser“ und vor allem „Lohengrin“ war er zu Wolfram von Eschenbach und dessen „Parzival“ geführt worden. Die ersten Texte seines „Parsifal“ entstanden 1854. Briefe aus dieser Zeit bis etwa 1860 weisen bereits auf den Themenkreis um das mittelalterliche Epos hin. Schließlich war es 1865 sein Gönner König Ludwig II. von Bayern, auf dessen Wunsch hin Richard Wagner den ersten ausgearbeiteten Prosaentwurf realisierte. Der gesamte Schaffensprozess wird von Cosima in ihren Tagebüchern minutiös dokumentiert.

1877 schrieb Wagner in nur vier Wochen die Dichtung nieder. Die Kompositionsskizze konnte er dann am 26. April 1879 abschließen. Am 13. Januar 1882 war die Partitur vollendet. Im Verlauf von – je nach Dirigat – etwa vier Stunden und dreißig Minuten führt das sich eher vage am mittelhochdeutschen Epos³⁸ orientierende Werk durch eine von Wagners eigener Weltanschauung geprägte Handlung, vollzieht sich die Wandlung der Titelfigur vom „reinen Toren“ zum wissenden Erlöser. Parsifal versteht zunächst nichts von den Geheimnissen der Gralsbrüderschaft und dem Leid des durch den heiligen Speer verletzten Amfortas: verführt von Kundry wurde dem Gralskönig einst durch den hasserfüllten Zauberer Klingsor eine nicht mehr heilende Wunde geschlagen. Er selbst aber widersteht in dessen Zaubergarten der mit einem Fluch beladenen Kundry und gewinnt damit die geraubte Waffe zurück. Durch den Kuss der Zurückgewiesenen „sehend“ geworden, erkennt er seine Bestimmung. Nach vielen Irrwegen findet er die Gralsburg wieder, erlöst Kundry und heilt Amfor-



Parsifal (Will Hartmann) und Klingsors Blumenmädchen. Hans Schülers Inszenierung von 1957 steht seit über 60 Jahren auf dem Spielplan des Nationaltheaters Mannheim. (Foto: Hans Jörg Michel, Nationaltheater Mannheim)

tas durch Berührung mit der Speerspitze. Als neuer König ist nun er Hüter des segensreichen Grals. Wagner verbindet in seinem Bühnenweihfestspiel die Grundidee der Erlösung und des Mitleids mit Aspekten seiner Wahrnehmung des Christlichen und dessen Symbolik. Er vertieft die sichtbaren Abläufe durch Elemente buddhistischen Gedankengutes, lässt Perspektiven der Philosophie Arthur Schopenhauers³⁹ einfließen und verdichtet mit seiner Gesamtkomposition aus Text, Musik und Bild das Geschehen zu einem komplexen Ganzen. Die Uraufführung des „Parsifal“ fand am 26. Juli 1882 statt. Anschließend wurde das Bühnenweihfestspiel mit insgesamt 21 Vorstellungen dem Publikum der zweiten Festspiele präsentiert. Nur für Bayreuth vorgesehen, durfte es bis einschließlich 1913 ausschließlich dort aufgeführt werden. Eine Ausnahme gab es in Form einer Separatvorstellung für König Ludwig II. 1884 in München.

Ausflüge, Konzerte und „heitre Laune“

Nach der ersten „öffentlichen“ Lesung der Parsifal-Dichtung stand in Heidelberg am 9. Juli 1877 zunächst eine ausgiebige Besichtigung der Stadt mit den drei Töchtern Daniela, Blandine und Eva auf dem Tagesprogramm. Für Cosima war es „die Stadt, welche uns recht artig und sauber dünkt“. Ab dem 10. Juli 1877 ging es Siegfried wieder besser. Allerdings war nun Cosima „leidend“ und musste sich einer Milchkur unterziehen.⁴⁰ Schließlich fuhr man am 11. Juli 1877 dann doch nach Schwetzingen. Cosimas Urteil nach der Begehung von Schloss und Park fiel allerdings wenig positiv aus. Man empfand dort „nicht sonderliches Vergnügen an Spielerei und Verkommenheit“. Dennoch blieb der Reisegesellschaft eine „immer heitre Laune“. Abschließend fand noch am Nachmittag desselben Tages ein Konzert statt.⁴¹ Ein Hinweis auf dieses musikalische Ereignis ist auch in der Heidelberger Zeitung vom 9. Juli 1877 zu lesen: Sämtliche Mitglieder des Stadtorchesters nahmen unter Leitung des „Städtischen Musikdirektor Rosenkranz“ an dem Konzert in der „Schloßwirtschaft“ teil, vorgetragen wurden auch mehrere Kompositionen von Richard Wagner, u.a. Ausschnitte aus „Lohengrin“ und „Tannhäuser“.⁴²

Trotz des eigentlich unerfreulichen, durch Siegfrieds Halsentzündung veranlassenen Aufenthaltes, war Cosima – wie auf allen ihren Reisen – sehr darum bemüht, den in dieser Länge nicht geplanten Zwischenstopp gemeinsam mit der Familie zu genießen und sowohl die Umgebung zu erkunden als auch Museen, Kirchen und sonstige lokale Attraktionen kennen zu lernen. Auch während der letzten Tage in Heidelberg war man eifrig unterwegs, bewunderte ganz touristisch das „Studenten-Faß“, unterhielt sich mit einer Fahrt nach dem Wolfsbrunnen und erfreute sich an der Pracht eines wunderbaren Sonnenunterganges. Cosima schreibt: „Abends auf der Terrasse völliges Idyll. Acht glückliche Tage! [...] In keiner Gegend ist uns so heimisch gewesen; beinahe nirgends auch waren wir so für uns“.⁴³ Für Freitag, 13. Juli, wurde – nach der Besichtigung des Heidelberger Schlosses – von Richard Wagner ein Ausflug zu den Freunden in Mannheim „improvisiert“.⁴⁴

Besucher und noch mehr Sehenswürdigkeiten ...

Vor allem auch die angenehme Atmosphäre des Aufenthaltes auf der Terrasse des Heidelberger Schlosshotels sorgte immer wieder für positive Eindrücke – „immer heimischer und wohler fühlen wir uns hier, wo keine Fratzen zwischen uns treten. Selbst die schlimmsten Möglichkeiten unseres Lebens, wie die Reise nach Amerika, besprechen wir mit Heiterkeit“.⁴⁵ Gemeint sind die bei Wagner in schwierigen Lebensphasen immer wieder auflodernden Pläne, nach Amerika auszuwandern, um dort den ersehnten Reichtum und damit eine völlige Unabhängigkeit von externen Geldgebern zu erlangen. Der idyllische Abend klang aus mit dem Lied eines Mädchens, das im Laternenschein „Einsam bin ich, nicht allein“⁴⁶ sang. „Mir ist es, als ob aus diesem dichten schönen Laub nur Webersche Töne hervorgehen könnten, sein Geist und seine Anmut scheinen mir hier zu weben.“⁴⁷

Die Familie fühlte sich in Heidelberg offensichtlich so wohl, dass Cosima am 14. Juli vermerkte: „das Wohlgefühl, welches uns hier getroffen, erschrickt mich

beinahe“.⁴⁸ Auch wenn Wagner selbst mit seinen „Feigheitsträume(n)“⁴⁹ zu kämpfen hatte, die ihm Angst vor Geldmangel, verächtlicher Behandlung und Ablehnung von Seiten Cosimas bescherten, konnten doch die treuen Freunde und Anhänger Richard Pohl, Ludwig Nohl⁵⁰ und Emil Heckel für positive Ablenkung sorgen. Spaziergänge und abendliche Plaudereien waren ein Teil davon.



Büste Richard Wagners am Haus von Emil Heckel, um 1910 (Foto: Marchivum Mannheim)

selbst sieht sich vom „Tod Mariae und, wie mir scheint, die Himmelfahrt“ gefesselt.⁵³ Als seltsam beschreibt Cosima den Empfang im als „halb“ mysteriös empfundenen Haus von Justinus Kerner im nahegelegenen Weinsberg.⁵⁴ Positiv erinnert sie sich immerhin an das Bild der Seherin von Prevorst⁵⁵ und ein Portrait des mit der Familie Wagner befreundeten Malers Franz von Lenbach.⁵⁶

Abschied, Heimreise und Rückkehr nach „Wahnfried“

Mit Dienstag, dem 17. Juli 1877, brach der letzte Tag des Heidelbergaufenthaltes der Familie an: „Einpacken, trauriges Geschäft, wiederum Abschied!“⁵⁷ Dennoch traf man sich zu einem heiteren Abend mit „Zeronis, einer Mrs. Monro und einem Dr. Scheibner, Geologe und Wagnerianer.“⁵⁸ Offensichtlich handelte es sich dabei abgesehen von den Mannheimer Freunden eher um Zufallsbekanntschaften, die ebenfalls im Schlosshotel abgestiegen waren. Zum Abschluss des Eintrags folgt ein

Einen weiteren Besuch verzeichnete Cosima am Sonntag, 15. Juli 1877, ein „Regentag“. Sie notierte die „Ankunft des General Grant⁵¹ und seiner Familie, mit welchem wir eine kurze Zusammenkunft haben“. Ergänzend vermerkte sie etwas pikiert über das Gespräch mit dem ehemaligen amerikanischen Präsidenten: „Er kann weder deutsch noch französisch!“⁵²

Um die Zeit zu nutzen und auch etwas fernere Sehenswürdigkeiten besichtigen zu können, beschloss man für den 16. Juli eine Fahrt nach Heilbronn. Dort wurden zunächst das Rathaus sowie die Kilianskirche besichtigt. Cosima und Wagner waren hingerissen von den Details eines Altarbildes: „R. begeistern förmlich die vier Figuren, unten Papst und Kardinal, und zwei Bischöfe“, sie

– für die meistens eher kritische Cosima – äußerst positives Resümee: „Viel Vergnügen an der Unterhaltung mit den intelligenten Engländern!“⁵⁹

Am folgenden Morgen begab sich die Familie zum Heidelberger Bahnhof und verließ um zehn Uhr den „traulichen Ort, wo wir schöne ruhige Tage verlebte“.⁶⁰ Die Weiterreise führte sie über Freiburg, wo sie „eine große Menge Wagnerianer samt Heckel und Frau am Bahnhof, Blumen, Bier und Hochs“⁶¹ erwarteten, Luzern, Tribtschen, Zürich und schließlich München. Nach kurzem Zwischenstopp in Nürnberg setzte man die Reise zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Weimar fort. Dort trafen sie Cosimas Vater, Tochter Isolde und Freunde aus Berlin. Nach einem Besuch der Wartburg bei Eisenach kehrten Richard Wagner und vier der Kinder am Sonnabend, 28. Juli 1877, nach Bayreuth zurück. Cosima verbrachte mit Isolde noch ein paar weitere Tage in Weimar bei ihrem Vater und begleitete die Tochter dann zur ihrem wegen orthopädischer Probleme weiterhin notwendigen Klinikaufenthalt⁶² nach Altenburg bei Leipzig. Am 1. August kam auch sie wieder in Bayreuth an.

Anmerkungen

- 1 Cosima Wagner: Tagebücher, Ausgabe in drei Bänden, hg. von Karl-Maria Guth, Berlin 2015, 9. Juli 1877, S. 224.
- 2 Richard Wagner wurde am 22. Mai 1813 in Leipzig geboren. Er verstarb am 13. Februar 1883 in Venedig.
- 3 Ludwig II. von Wittelsbach (1845–1886), König von Bayern ab 1864, ältester Sohn von König Maximilian II. und Marie Friederike von Preußen; 1861 kam er zum ersten Mal in Berührung mit dem Werk Richard Wagners.
- 4 Minna Wagner, geb. Planner, (1809–1866), Schauspielerin, erste Ehefrau Richard Wagners (1836 bis zu ihrem Tod).
- 5 Im Mai 1858 erhielt Wagner in Zürich seinen Flügel „Freund Schwan“ als Geschenk der Witwe des Klavierfabrikanten Erard.
- 6 Landhaus auf der Landzunge Tribtschen im Vierwaldstättersee bei Luzern; dort lebte Richard Wagner von 1866 bis 1872 mit seiner Familie; Eva und Siegfried wurden hier in „Asyl“ geboren. Häufiger Besucher war ab 1871 Friedrich Nietzsche (1844–1900); Wagner vollendete in dieser Zeit seine „Meistersinger“ und arbeitete am „Ring des Nibelungen“. Hier entstand auch das „Siegfried-Idyll“ (Tagebuch Cosima 25. Dezember 1870).
- 7 Wagner (wie Anm. 1), 4. Mai 1874, S. 34: „... in Hessen gäbe es einen Ort Wahnfried ...“; Spruch an der Vorderseite des Hauses: „Hier wo mein Wähnen Frieden fand – Wahnfried – sei dieses Haus von mir benannt.“
- 8 Cosima Wagner, geb. de Flavigny, (1837–1930), Tochter des ungarischen Pianisten, Dirigenten und Komponisten Franz Liszt (1811–1886) und der französischen Schriftstellerin Gräfin Marie d’Agoult (1805 bis 1876), geb. de Flavigny; Cosima übernahm nach dem Tod Richard Wagners bis zur Übergabe an ihren Sohn Siegfried 1908 die Leitung der Bayreuther Festspiele.
- 9 Hans von Bülow, (1839–1894); berühmt als Pianist und Dirigent, von 1857 bis 1870 mit Cosima verheiratet; zwei Töchter: Daniela (1860–1940), verh. Thode, und Blandine (1864–1941), verh. Gravina; Bülow war u.a. Kapellmeister in München (Uraufführungen von „Tristan und Isolde“ sowie „Meistersinger“), Meiningen und Hannover; erster Chefdirigent der Berliner Philharmoniker (1887–1893).
- 10 Isolde (1865–1919), verh. Beidler; Eva (1867–1942), verh. Chamberlain; Siegfried (1869–1930), Komponist und Dirigent, leitete als Nachfolger seiner Mutter ab 1908 die Bayreuther Festspiele.
- 11 Bayreuther Festspielhaus, gebaut von 1872 bis 1875, Architekt: Otto Brückwald, Grundsteinlegung 1872, erste Festspiele 1876, seit 1951 jährlich zumeist vom 25. Juli bis Ende August; aufgeführt werden ausschließlich Werke Richard Wagners.

- 12 Richard Wagner: Mein Leben, München 1911, Bd. II, S. 734f.
- 13 Zeittafel zur Heidelberger Geschichte ab 1850, <http://www.s197410804.online.de/Zeiten/1850.htm>, eingesehen am 12. Juli 2018.
- 14 Ebd.
- 15 Schlossgarten in Darmstadt.
- 16 Wagner (wie Anm. 1), 14. Mai 1871, S. 289f.; siehe hierzu auch: Dieter Borchmeyer: Heidelberg als geistige Lebensform, in: Heidelberger Jahrbücher, Bd. 41, 1997, S. 305ff.
- 17 Tochter Eva schenkte 1935 die Hefte der Stadt Bayreuth. Sie wurden 1975 zur Veröffentlichung freigegeben und 1976/77 von Martin Gregor-Dellin (1926–1988, Schriftsteller und Lektor) ediert.
- 18 Victoria (1819–1901) von 1837 bis 1901 Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland.
- 19 Wagner (wie Anm. 1), 19. Mai 1877, S. 218.
- 20 Heilkurort Bad Ems an der Lahn.
- 21 Das 1873–1875 erbaute Hotel befand sich auf dem Jettenbühl oberhalb der Scheffelerrasse. Hier stiegen u.a. auch Mark Twain, Kaiserin Elisabeth von Österreich und Außenminister Gustav Stresemann ab. Das Originalgebäude wurde inzwischen ersetzt.
- 22 Wagner (wie Anm. 1), 5. Juli 1877, S. 224.
- 23 Emil Heckel (1831–1908), Mannheimer Musikalienhändler, gründete 1871 den weltweit ersten Wagnerverein. 1887 ließ er als „das erste öffentliche Wagnerdenkmal in Deutschland“ die von Johannes Hoffart (1851–1921) gefertigte Wagnerbüste in einer Nische der Hauptfassade seines Hauses aufstellen. Siehe hierzu auch: Anja Gillen: Von Feuerzauber und Gralsgesang. Emil Heckel und Richard Wagner in Mannheim. Beiträge zur Mannheimer Kunst- und Stadtgeschichte, Band 3, Mannheim 2013.
- 24 Wagner (wie Anm. 1), 5. Juli 1877, S. 224.
- 25 Zeittafel zur Heidelberger Geschichte ab 1850, <http://www.s197410804.online.de/Zeiten/1850.htm>, eingesehen am 12. Juli 2018. Siehe hierzu auch eine Zeitungsnotiz in der Heidelberger Zeitung vom 6. Juli 1877.
- 26 Ebd., 6. Juli 1877.
- 27 Ebd., 7. Juli 1877; „Gazza ladra“: Oper „Die diebische Elster“ von Gioachino Rossini (1792–1868), italienischer Komponist.
- 28 Stadtarchiv Heidelberg, B 86 d/10; Mappe mit Zeitungsausschnitten; undatiertes Artikel; der darin von Dr. Hoenninger (Heidelberg) zitierte Bericht wurde von Dr. Krebs verfasst (1.10.1905) und soll auf der Rückseite des Bildes stehen.
- 29 Wagner (wie Anm. 1), 8. Juli 1877, S. 224.
- 30 Siehe Anmerkung 23.
- 31 Dr. Heinrich Zeroni (1833–1895), Arzt und Gründungsmitglied des Mannheimer Wagnervereins.
- 32 Richard Pohl (1826–1896), Komponist und Musikschriftsteller.
- 33 Gillen (wie Anm. 23), S. 62.
- 34 Wagner (wie Anm. 1), 8. Juli 1877, S. 224.
- 35 Ebd.
- 36 Unter anderem im Heidelberger Tagblatt vom 20. Juni 1931 und in den Heidelberger Neuesten Nachrichten vom 20. Juli 1932.
- 37 Gillen (wie Anm. 23), S. 93, Zitat nach Anm. 399.
- 38 Detaillierte Gegenüberstellung von Horst Brunner: „Wolfram ist eine durchaus unreife Erscheinung“. In: Horst Brunner: Richard Wagner und Wolfram von Eschenbach: ‚Parsifal‘ und ‚Parzival‘, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Band 143, Stuttgart 2014, S. 1–16.
- 39 Arthur Schopenhauer (1788–1860), deutscher Philosoph, Hauptwerk: Die Welt als Wille und Vorstellung, erschienen 1819.
- 40 Wagner (wie Anm. 1), 13. Juli 1877, S. 225.
- 41 Ebd. 11. Juli 1877, S. 224.
- 42 Der von Cosima genannte Kapellmeister „Rosencranz“ wird in der „Zeittafel zur Heidelberger Geschichte ab 1850“ des Heidelberger Geschichtsvereins e.V. (HGV) erwähnt „1889: Eingliederung des 1865 gegründeten Städtischen Orchesters in die städtische Verwaltung (Kapellmeister: Friedrich Rosenkranz)“. <http://www.s197410804.online.de/Zeiten/1850.htm>, eingesehen am 12. Juli 2018

- 43 Wagner (wie Anm. 1), 12. Juli 1877, S. 225.
- 44 Ebd.
- 45 Wagner (wie Anm. 1) 13. Juli 1877, S. 225.
- 46 Ebd. Lied aus Carl Maria von Webers (1786–1826; Komponist, Dirigent, Pianist) Bühnenmusik zum Schauspiel „Preciosa“ von Pius Alexander Wolff (1782–1828; Schauspieler und Schriftsteller).
- 47 Ebd.
- 48 Wagner (wie Anm. 1), 14. Juli 1877, S. 225.
- 49 Ebd.
- 50 Ludwig Nohl (1831 bis 1885), Musikwissenschaftler und Musikschriftsteller.
- 51 Ulysses S. Grant (1822–1885), US-amerikanischer General und Politiker, 18. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Hierzu ein Hinweis in der „Zeittafel zur Heidelberger Geschichte ab 1850“ des Heidelberger Geschichtsvereins e.V. (HGV), <http://www.s197410804.online.de/Zeiten/1850.htm>, eingesehen am 12. Juli 2018: „15. Juli 1877: der amerikanische Ex-Präsident (1869-1877) Ulysses Simpson Grant in Heidelberg (Hotel Schrieder, dort Zusammentreffen mit Richard Wagner)“; das 1840 erbaute Hotel wird heute als „Crowne Plaza“ geführt.
- 52 Wagner (wie Anm. 1), 15. Juli 1877, S. 22.
- 53 Hauptaltar in der Heilbronner Kilianskirche, 1498 geschaffen von Hans Seyfer (1460–1509); Wagner bewunderte Papst Gregor und Kardinal Hieronymus, Cosima den „Tod Mariens“ auf dem linken Altarflügel rechts unten.
- 54 1822 von Justinus Kerner (1786–1862), Arzt, Dichter, Parapsychologe, in Weinsberg erbaut, heute Museum. Kerners Schwiegertochter Else erinnerte sich an den Besuch: „RW enttäuschend, Cosima kokettierend, aber: ‚Cosima war zwar gar nicht schön, aber graziös, brillant angezogen‘“ (Anmerkung zum 16. Juli 1877 in: Cosima Wagner, Die Tagebücher, Bd. I, ediert und kommentiert von Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack, München 1976, S. 1252).
- 55 Friederike Hauffe (1801–1829), geb. Wanner, bekannt als „Seherin von Prevorst“; während ihrer letzten beiden Lebensjahre wurde sie wegen Schlafwandels von Kerner behandelt.
- 56 Wagner (wie Anm. 1), 16. Juli 1877, S. 226; Franz von Lenbach (1836–1904), mit den Wagners befreundeter Maler; sein Münchner Palais wird seit 1929 als Kunstmuseum, heute „Städtische Galerie im Lenbachhaus“, genutzt.
- 57 Wagner (wie Anm. 1), 17. Juli 1877, S. 226.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd.
- 60 Ebd., 18. Juli 1877.
- 61 Ebd.
- 62 Ebd., 7. April 1877, S. 212f.

Erinnern und Gedenken – Zum Projekt „Gedenktafel auf dem Kirchheimer Friedhof der Elisabeth-von-Thadden-Schule

1. Das Projekt

Geschichtsunterricht ist idealerweise quellenbasiert. Lässt sich doch nur aus Quellen lernen, was die Zeitgeschichte ausmacht und was unsere Identität bis heute nachhaltig prägt.

In der 9. Klasse des Gymnasiums ist die NS-Zeit Pflichtprogramm.¹ Dieses Thema kann fächerübergreifend unter Einbezug von Religion, Kunst und Musik unterrichtet werden. So wird die Gleichschaltung des gesamten Alltags im Nationalsozialismus deutlich. In Gemeinschaftskunde der 9. Klasse bezieht sich der Bereich „Recht und Gesetz“ darauf. Da das NS-Regime Gesetzesänderungen auf dem Boden der Verfassung vollzog, wirft dies vor allem aus heutiger Sicht die Frage auf, ob das, was auf dem Boden des Gesetzes geschieht, auch immer „Recht“ ist.

In einer Zeit, die bald ohne Zeitzeugen sein wird, die uns das Geschehene vor Augen führen, muss verstärkt daran gearbeitet werden, die Erinnerungskultur am Leben zu erhalten. Dabei sind Ansätze gefragt, die unsere schnelllebige Zeit überdauern und dem raschen Konsum von Bildern trotzen. Da Quellen alleine mitunter nicht für sich sprechen, ist die intensive Beschäftigung mit einem Projekt eine Möglichkeit, Nachhaltigkeit zu schaffen.

Die Schwarzkopf-Stiftung schreibt seit 2014 den Margot-Friedländer-Preis aus, bei dem Jugendliche zum nachhaltigen Gedenken der NS-Zeit aufgefordert werden. Bei der Ausschreibung 2017 sollte man sich „mit dem Holocaust und dem Gedenken an die im Nationalsozialismus verfolgten und ermordeten Menschen“ auseinandersetzen, „Zeugenarbeit in einer Zukunft ohne Zeitzeug*innen“ weiterführen oder sich „gegen Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung in der Gegenwart“ engagieren.

Auf der Suche nach Spuren der Geschichte auf lokaler Ebene oder in der eigenen Familie brachten die Schülerinnen und Schüler der 9c der Elisabeth-von-Thadden-Schule Quellen wie z.B. Feldpostbriefe aus den Familienarchiven mit, berichteten von Erlebnissen der Großeltern oder Urgroßeltern. Uns fehlte jedoch der Ansatz zu einem Projekt mit Bezug zu Heidelberg. Auf Anfrage in der KZ-Gedenkstätte Neckarelz wurden wir von ihrer Vorsitzenden Dorothee Roos auf ein Desiderat aufmerksam gemacht, für das wir folgende Projektidee entwickelten:

Das Konzentrationslager Neckarelz war ein Außenlager von Natzweiler-Struthof im Elsass und wurde im letzten Kriegsjahr errichtet. Es sollte wie viele andere Arbeitslager der „bombensicheren“ Produktion von Flugzeugmotoren dienen, in diesem Fall im Obrigheimer Gipsstollen. Die Produktion wurde von Daimler-Benz in Genshagen bei Berlin an den Neckar verlagert. Es handelte sich also nicht um ein Vernichtungs-, sondern ein Arbeitslager, was jedoch die in der NS-Zeit betriebene „Vernichtung durch Arbeit“ keineswegs ausschloss. 267 Männer starben zwischen

dem 13. April 1944 und dem 24. März 1945 aufgrund von Mangelernährung, Krankheit, fehlender medizinischer Versorgung und Schwäche. Die zwischen April und Oktober 1944 im Lager zu Tode gekommenen 78 Männer wurden im Heidelberger Krematorium verbrannt und die Asche auf dem Kirchheimer Friedhof begraben². Ab Ende Oktober 1944 wurde der SS der Transport der Toten nach Heidelberg zu aufwendig, sodass sie die Körper in zwei Massengräbern in Binau verscharren ließ. Im Jahr 1952 wurden sie exhumiert und würdig bestattet, die Franzosen in ihre Heimat überführt. In Binau erinnert ein Stein mit den Namen an diese Menschen. In Heidelberg fehlt eine solche Stätte noch, also ein Ort des Erinnerns und Gedenkens, der den Toten des KZ Neckarelz Ehre erweist. Bis heute gibt es Anfragen von Nachfahren über den Verbleib der Überreste ihrer Verwandten, so erst kürzlich von einem sehr betagten Sohn des polnischen Häftlings Michal Kowalik, der am 31. Juli 1944 in Neckarelz starb.

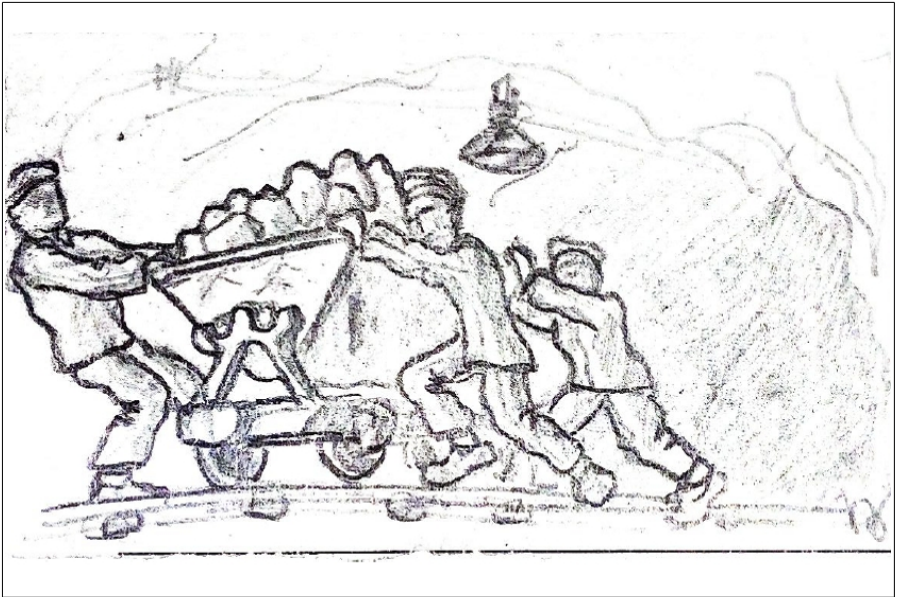
Im Sinne der Wettbewerbsausschreibung haben wir uns intensiv mit der Lagergeschichte auseinandergesetzt und eine Idee für ein Denkmal entwickelt. Außerdem haben wir sogenannte „selbst schreibende Bücher“ in Umlauf gebracht, in denen die Leser dazu aufgefordert wurden, unsere darin festgehaltenen Gedanken fortzusetzen oder unsere Fragen zu beantworten. Zusätzlich zu einer Exkursion nach Natzweiler-Struthof haben wir einen Besuch in der Gedenkstätte Neckarelz und auf dem Binauer Friedhof verwirklicht, wo die Schülerinnen und Schüler der 9c alle Namen der dort beerdigten Häftlinge verlesen und Blumen niedergelegt haben.

2. Die Gedenktafel auf dem Kirchheimer Friedhof

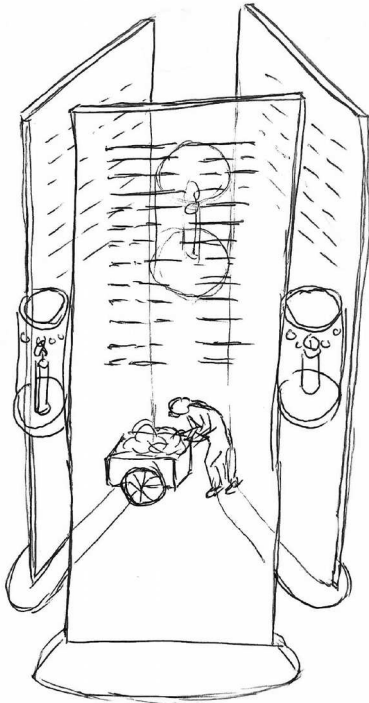
Wir gingen im Herbst 2017 auf Spurensuche auf dem Kirchheimer Friedhof. Es gibt Grabfelder mit Platten, auf denen die Namen von Zwangsarbeitern zu finden sind. Leider fehlt aber von den Neckarelzern Toten jede Spur. Das Landschaftsamt Heidelberg hat sich sehr bemüht, auch wurden Amtsvorgänger befragt, aber der genaue Ort der Asche bleibt verborgen. Trotzdem ist belegt, dass sie sich einst auf dem Kirchheimer Friedhof befand und somit der Ort der Erinnerung und Ehrerweisung dort sein sollte.

Die Klasse hat einen Entwurf für eine dreiteilige Gedenktafel angefertigt: Auf eine von drei Scheiben soll die Zeichnung des Häftlings Jacques Barrau³ gedruckt werden, der während seiner Lagerhaft in Neckarelz heimlich Zeugnisse über den Alltag angefertigt hat. Auf dieser sieht man drei Häftlinge, die eine Lore mit Stollenabraum transportieren. Wir würden dieses Bild wählen, weil es einen Einblick in den Arbeitsalltag gibt – ein Alltag, in dem die Häftlinge unter menschenunwürdigen Bedingungen lebten und arbeiteten. Mittels dieses „Alltags“ wurde von der SS die sogenannte „Vernichtung durch Arbeit“ betrieben.

Auf die zweite Scheibe sollen die Namen der Toten und ihr Todesdatum gedruckt werden. Diese befinden sich in dem Totenbuch, das uns Arno Huth, zweiter Vorsitzender der KZ-Gedenkstätte Neckarelz, zur Verfügung gestellt hat, der sich wiederum auf Quellen aus dem Internationalen Suchdienst Arolsen bezieht. Mit dieser Tafel wollen wir den Häftlingen, die im Lager zu Nummern reduziert wurden, ihre Namen wiedergeben.



Jacques Barrau, Dessins d'un camp (Quelle: Verlag Michael Schmid 1992, S. 39 : „Déblaiement dans la mine. Transport des Abraums aus dem Stollen“.)



Entwurf von Luna Bühring, 9c (Elisabeth-von-Thadden-Schule Heidelberg)

Auf der dritten Tafel sollen Auszüge aus den sogenannten „sich selbst schreibenden Bücher“ festgehalten werden, die wir unter Freunden, Bekannten und Verwandten in Umlauf gebracht haben. Darin haben wir als Kapitelüberschriften unsere Überlegungen, Eindrücke und Beschreibungen festgehalten. Sie sollten als Anregungen für andere Menschen dienen, die aufgefordert waren, ihre eigenen Gedanken in den Büchern niederzuschreiben. Danach gaben sie diese zu treuen Händen weiter, bis die vorhandenen Seiten voll waren bzw. bis das vorne im Buch angegebene Datum erreicht wurde und das Buch selbst an uns zurückgeschickt werden sollte. Tatsächlich erhielten wir die meisten Bücher wieder.

Mit unserem Denkmal beabsichtigen wir, dem einzelnen Menschenleben einen angemessenen Stellenwert beizumessen. Der Einzelne soll nicht ein anonymes Opfer sein.

Die Anordnung der drei Tafeln soll ein Dreieck bilden, in dessen Mitte oder an dessen Seite eine Kerze steht. Die Tafeln sollen entweder auf Stelzen angebracht oder per Fundament im Boden verankert werden.

Anregung für diese Gestaltung haben wir von der Künstlerin Caroline Laengerer erhalten, die lange Zeit eine Kunst-AG an unserer Schule leitete. Auch der Anstoß für die selbst schreibenden Bücher kam von ihr. Vor einigen Jahren hat die 2012 verstorbene Kunstlehrerin Benita Joswig das Projekt „Books Writing“ in ähnlicher Form, allerdings mit anderen Themen und in internationaler Dimension durchgeführt.

3. Die selbst schreibenden Bücher – Kapitel und Auszüge

Die Texte und Gedanken, die sich in der Gestaltung der Buchseiten ausdrücken, sind inspiriert von den Texten aus Roger Farelle: *Je suis un rescapé des bagnes du Neckar, Paris, éditions volets verts 2000*⁴. Die Überschriften und eigenen Texte, die die Blanks-Bücher als zu ergänzende Kapitel unterteilen, werden im Folgenden in Auszügen wiedergegeben. Das einleitende Kapitel „Warum?“, der Abschnitt „Wie?“ und einige weitere Gedanken fanden schon Eingang in den obigen Text, sodass wir uns hier auf eine Auswahl beschränken bzw. vor allem die Kapitel wählen, auf die wir Antworten bekommen haben. Diese erscheinen direkt unter unserem eigenen Text in Anführungszeichen und sind eingerückt. Die Einträge wurden von den Klassensprechern Maja Uhlig und Johannes Siebert abgetippt.

4. Fragen und Impulse der Projektmitarbeiter (Projekt) und ausgewählte Einträge (Eintrag) in den selbst schreibenden Büchern

Projekt: Was ist der Bezug (des Projekts) zu uns?

Eintrag: „Rassismus in Deutschland ist immer noch präsent. Er ist kein Relikt der Vergangenheit, sondern Realität. Heute wird weniger dieser Ausdruck benutzt. Mehr wird von Fremdenfeindlichkeit gesprochen. Fremdenfeindlichkeit gehört zum Alltag derer, die aus ihren Ländern fliehen müssen. Angst ist ihr ständiger Begleiter, auch in der Erinnerung der Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg beherrschte sie ihr Leben. Ausgehungerte, halb erfrorene, verzweifelte Menschen mussten zu Tausenden und Abertausenden ihre Heimat verlassen und wurden auf die verschiedenen Bundesländer verteilt. Nicht ohne Probleme konnten auch damals Flüchtlingsströme bewältigt werden.“

Eintrag: „Rassismus ist immer noch präsent. Es gibt leider immer wieder Menschen, die andere nicht von innen, sondern von außen betrachten. Nur weil der eine dunkle Haut hat oder vielleicht aus einem anderen Land kommt, heißt das nicht, dass er schwach ist oder unfähig oder gar weniger wert. Ich selbst erwische mich manchmal dabei, wie ich mich von vorurteilshaften Gedanken lenken lasse.“

Projekt: Im Lager wurde man der Identität beraubt, auf eine Nummer reduziert, abgestempelt. Mit unserem Denkmal werden die einzelnen Menschenleben wieder wichtig. Die Menschen erhalten Namen und Identität zurück, die ihnen genommen wurden, als sie eine Nummer erhielten.

Projekt: Der Lageralltag war geprägt von Entwürdigung und Entmenschlichung.

Die Menschen im Lager schöpften Hoffnung ...

- durch kleine Gesten der Menschlichkeit – in sehr seltenen Fällen heimliche Lebensmittelgaben der umliegenden Bauern.
- weil sie sich an positiven Gedanken festhielten, z.B. die Familie und die Erinnerungen.
- durch Gedanken an eine mögliche Flucht, die mit einem großen Risiko verbunden war. Würde man von Hunden der SS aufgespürt und zerfleischt werden oder erschossen oder gehängt werden? In Neckarelz gab es Fluchtversuche – man brauchte dazu Kleidung zur Tarnung. Im Häftlingsanzug und kahl geschoren war man zu auffällig. In einem Zeitzeugenbericht aus Neckarelz gab es einen Häftling, dessen Hoffnungsschimmer Kleidung war, die ihm bei einer Flucht als Verkleidung als Sportler dienen konnte. Um nicht am Alltag zu zerbrechen, brauchten die Häftlinge diese Ziele vor Augen.
- in Tagträumen, z.B. an Essen.

Projekt: Wo gibt es für Menschen, die heute in einer Notsituation sind, Anlass auf Hoffnung?

Eintrag: „Noch ein halbes Jahrhundert nach dem Leiden in den Lagern gibt es viel zur Versöhnung zu tun. Dass eine Versöhnung verbunden mit Hoffnung in einer Notsituation überhaupt möglich ist, mag auch denjenigen zu verdanken sein, die während des Krieges Zivilcourage bewiesen, indem sie die Fremdarbeiter heimlich mit Lebensmitteln unterstützten, sie vor Willkür in Schutz nahmen und sie gar bei Kriegsende bei sich versteckten.“

Projekt: Im KZ wurde Vernichtung systematisch betrieben und bis ins kleinste Detail organisiert. Mit erschreckender Genauigkeit wurde von der SS dokumentiert, wer in welches Lager kam, woher er kam, welchen Beruf er hatte und woran er starb. Wie konnte es dazu kommen?

Projekt: Die Grausamkeiten der täglichen Behandlung im Lager müssen den Menschen vor Augen geführt werden.

Leben im Zeichen der Nächstenliebe und der Völkerverständigung soll verhindern, dass sich die Ereignisse von vor über 80 Jahren wiederholen. Der einzige Sinn der Verluste ist die Erinnerung an die Geschichte, die sich so nicht wiederholen darf.

Außerdem soll hier gezeigt werden, dass wir aus den Fehlern der Vorfahren gelernt haben und der Welt mit einem stabilen Regierungssystem und ohne Rassismus und Antisemitismus offen stehen.

Projekt: Respekt und Toleranz

Um z.B. Flüchtlingen zu helfen, müssen sich Menschen zusammenschließen und Grenzen – auch im Kopf – überwinden.

Projekt: Flucht traumatisiert. ... lässt schon Kinder Schreckliches erleben.

Müsste ich meine Heimat verlassen, würde ich meine Wurzeln verlieren und vielleicht nicht wiederfinden.

Eintrag: „Zeitzeugen berichten über ihre Kindheit über die schlimmen Bombennächte, darüber, dass sich noch heute ihre Haare sträuben, wenn sie Sirenen oder Alarmwarnungen vernehmen. Traumata aus der Kindheit, unvergessliche Schreckenserlebnisse, vielleicht gar der Verlust ihrer Wurzeln prägen das Leben der Kinder und Heranwachsenden.“

Eintrag: „Wir Menschen können wirklich nur das nachempfinden, was wir selbst erlebt haben. Würden wir uns in einem imaginären Rollenwechsel versuchen etwas hinein zu fühlen, würden mehr Brücken im Herzen entstehen, mehr Respekt vor dem unvorstellbar Erlittenem. Ursache für Traumatisierungen ist auch eine machtbesessene Politik und die Scheinheiligkeit der Industrie, um des Profits willen dann doch schreckliche Waffen zu entwickeln, zu verkaufen und zu exportieren. Hier müsste in einer globalen Politik mit Verboten wirksamer eingegriffen werden.“

Projekt: Warum wir – fragen viele.

Die sogenannte „Erbschuld“ verpflichtet uns ... über die Vergangenheit nachzudenken und andere dazu anzuregen es zu tun.

Eintrag: „Dem Mythos der ‚Erbschuld‘, d.h. einer untildbaren Schuld auch der ‚Spätgeborenen‘, fehlt die Möglichkeit, durch Vergebung, Liebe und Gnade diese Schuld auch wieder gutmachen zu können. Ansonsten führt die Last der Erbschuld zur Selbstaufgabe, blinden Gutmenschentum und einen unüberwindlichen Bruch mit der eigenen Kultur. Daraus entsteht aber ein Vakuum – auch an Sinn – das unreflektiert mit gefährlichen Ersatzkulturen verschiedener Art besetzt werden könnte.“

Eintrag: „Man sollte sich hüten, die damaligen Mitläufer des NS-Regimes in einem vereinfachten Schwarz-weiß-Denken entweder als Dummköpfe oder Verbrecher abzustempeln. Die damalige Situation war für jeden Einzelnen höchst komplex und komplex waren die geschichtlichen Vorgänge, die dazu geführt haben. Sehen wir heute nicht auch viel zu vielem aus Bequemlichkeit und Angst vor Nachteilen tatenlos zu? – Umso wichtiger ist es, aus dem Verständnis der ganzen Geschichte heraus Maßstäbe zu finden, um Entwicklungen vorausdenken zu können.“

Projekt: Die Gnade der späten Geburt jedoch ...

- hat mich davor bewahrt, die schreckliche Entscheidung treffen zu müssen, ob ich ein einfacher Mitläufer werde oder ob ich mich gegen die Grausamkeiten des NS-Regimes stelle und somit riskiere, mein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen.
- lässt mich aber trotzdem nicht unbelastet mit dem Thema leben: Die Verpflichtung der Wiedergutmachung liegt bei den nachfolgenden Generationen.

Projekt: In meiner Familiengeschichte ...

- gab es Erlebnisse, in denen Flucht aus Kriegsgefangenschaft eine Rolle spielte.
- gab es Kriegsdienstverweigerer, die dadurch ihre Heimat verloren haben.
- gab es Heimatvertriebene, die nach der Flucht ihr Herkunftsland und die damit verbundenen Erinnerungen, sowie die Sprache, ablehnten.
- gab es auf der Flucht eine auseinandergerissene Familie, die nach dem Krieg zusammengeführt wurde.

Projekt: Wie war deine Familiengeschichte? Wie geht es Menschen auf der Flucht und auf der Suche nach einer neuen Heimat heute?

Eintrag: „Mein Uropa väterlicherseits war im KZ. Mein Uropa mütterlicherseits war gegen Hitler und Nazis, und war mehrere Male knapp davor im KZ zu landen. Jedoch wurde er von seinem Bruder, der Polizeipräsident war, beschützt. Meine Urgroßeltern stammen aus Oberpreußen und mussten 1945 vor den Russen fliehen. Die Flucht hat ihr ganzes weiteres Leben geprägt und bei jedem Familientreffen wurde wieder über die alte Heimat und die Flucht gesprochen.“

Eintrag: „Unsere Mutter erzählte oft, wie sie mit ihren Geschwistern zusammen – meist zwei in einem Bett - des Abends hungrig lagen, der Hunger ließ sie nicht einschlafen – und sie träumten und erzählten einander von verschiedenen Speisen – und darüber schliefen sie dann erschöpft und hungrig ein. Menschen in Notsituationen gibt es zuhauf, alltäglich um uns herum! Für mich bedeutet dies, im umtriebigen Alltag die Augen und das Herz geöffnet zu behalten, um zu helfen - und wenn es ‚nur‘ bedeutet, jemandem hoffnungsvoll anzulächeln, oder über die Straße zu helfen!“

5. Gedenkandacht

Ein Teil der oben dargestellten Texte fanden Eingang in die Andacht „Erinnern und Gedenken“, die die Klasse im Februar gehalten hat. Das Verlesen der Texte in einem feierlichen Rahmen hat sehr zum Bewusstwerden der Thematik und ihres Ausmaßes beigetragen. Wir haben die Andacht mit folgenden Zitaten geschlossen:

„Die Würde des Menschen ist unantastbar! Die alles durchdringende Brutalität und das perfide Vorgehen der Nationalsozialisten hat alles zerstört, was den Menschen ausmacht: Wenn nicht das Leben an sich zerstört wurde, so die Seele – und das ist genauso schlimm: eine tote Seele in einem pulsierenden Körper. In der Würde findet alles Individuelle und Einzigartige Wertschätzung, das, was in jedem Menschen als Potenzial sich entfalten möchte, nach gelebtem Leben sich sehnt, unseren tiefen Sinn unseres Lebens widerspiegelt. Sie muss und soll unantastbar sein!“

„Niemand kann aus der Geschichte seines Volkes austreten. Man soll und darf die Vergangenheit nicht auf sich beruhen lassen, weil sie sonst auferstehen und zu neuer Gegenwartigkeit werden könnte.“⁵

Den Preis von der Schwarzkopf-Stiftung für die Umsetzung hat die Klasse leider nicht erhalten. Da wir jedoch an der Idee des Denkmals festhalten, sind wir auf der Suche nach Sponsoren dafür. Ein genauer Entwurf ist von einem Architekten bereits angefertigt und einem Schlosser übergeben worden, um einen Kostenvoranschlag einzuholen. Wir würden uns freuen, auf diesem Wege Interessenten zu gewinnen!

6. Reflexion der Projektarbeit

In schriftlicher und zeichnerischer Form haben die Schülerinnen Marina Kaiser und Alexandra Ziegler ein Fazit der Projektarbeit gezogen, das ebenfalls Eingang in den vorliegenden Artikel finden soll:

„Die Arbeit rund um das Thema ‚Erinnern und Gedenken‘ war sehr interessant und erschreckend zugleich. Beim Lesen von Zeitzeugen-Texten und bei den Besuchen in den Konzentrationslager-Gedenkstätten Natzweiler-Struthof und Neckarelz fragte man sich immer, wie Menschen zu solch sinnlosen und unmenschlichen Taten fähig sein konnten. Dabei ist es gut zu sehen, dass es immer noch Menschen gibt, die sich dafür einsetzen, dass diese Zeit nicht vergessen wird und sich zum Beispiel ehrenamtlich für Gedenkstätten engagieren. Als wir beim Besuch auf dem Binauer Friedhof die Namen der dort begrabenen Toten aus Neckarelz vorlasen und Tulpen niederlegten, war ich sehr ergriffen. Es war ein trauriger Moment. Traurig, weil so viele, zum Teil so junge Menschen, ihr Leben für nichts und wieder nichts verloren. Gleichzeitig war es auch ein berührender Moment, weil wir sie auf gewisse Weise ehren und ihrer gedenken konnten. Mit unserem Denkmal auf dem

Kirchheimer Friedhof würden wir ebenfalls die Toten würdigen und sie nicht in Vergessenheit geraten lassen. Ich finde das sehr wichtig und hoffe, dass wir das Denkmal noch mit Sponsoren finanzieren und so unser Projekt verwirklichen können. Vielleicht können wir so einigen Nachfahren der Opfer helfen, indem wir ihnen einen Ort der Trauer geben. Da es auch immer weniger Zeitzeugen gibt, die direkt davon berichten können, sind Denkmäler und Gedenkstätten umso wichtiger. Sie leisten einen Beitrag, der die Hoffnung nährt, dass sich die Gräueltaten der Nazizeit nicht mehr wiederholen. Gerade heutzutage, wo wir in einer Gesellschaft leben, in der Rechtsextremismus immer präsenter wird, ist dies wichtig.“

Marina Kaiser, 9c, Elisabeth-von-Thadden-Schule Heidelberg



Zeichnung von Alexandra Ziegler, Klasse 9c, Elisabeth-von-Thadden-Schule Heidelberg

Anmerkungen

- 1 „Die Schülerinnen und Schüler können die sich aus der Singularität der nationalsozialistischen Verbrechen ergebende Verantwortung begründen (Schuld, Mitschuld, ‚Schlussstrich‘, Verantwortung)“. Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden Württemberg: Bildungsplan Gymnasium, Stuttgart 2016, S. 29.
- 2 Neben dem Feuerbestattungsbuch nennt Michael Schmid die sogenannte Gräberliste 1944 des Friedhofsamts Heidelberg als Quelle. Michael Schmid: Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im „Tausendjährigen Reich“. Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 3, Nördlingen 1987. Unsere Begehung auf dem Friedhof Kirchheim hat ergeben, dass es bislang dort keinen Hinweis auf den Verbleib der Asche gibt. Die Anfrage beim städtischen Landschaftsamt ist in Bearbeitung.
- 3 Jacques Barrau: Dessins d’un camp. Zeichnungen aus einem Lager. Le camp de Neckarelz. Das Konzentrationslageraußenkommando Neckarelz, Karlsruhe 1992.
- 4 Roger Farelle: Ich bin ein Überlebender der Neckarlager. Übersetzt von Eva Bernhardt und Tobias Markowitsch, Hörbuch auf 2 CDs, gelesen von Rufus Beck, Mosbach 2005.
- 5 Jean Améry: Jenseits von Schuld und Sühne, Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Vorwort der TB-Ausgabe, München 1970.

Bernd Braun

„Ein Auferwecker der Nation wie keiner!“

Die neu erworbene Büste von Ferdinand Lassalle im Friedrich-Ebert-Haus¹

Die Forschung über Friedrich Ebert krankt seit jeher an fehlenden Quellen. Ein Nachlass ist nicht vorhanden. Sowohl seine Witwe Louise als auch sein ältester Sohn Friedrich Ebert junior wurden während des Zweiten Weltkrieges in Berlin ausgebombt; darüber hinaus wurden wichtige Archivbestände der Reichspräsidentalkanzlei während des sogenannten Dritten Reiches ausgesondert und zerstört.² Während der Sammlermarkt nach wie vor mit NS-Devotionalien überschwemmt wird, werden vergleichsweise nur wenige Dokumente und Memorabilia aus dem Umfeld der Sozialdemokratie angeboten, nicht zuletzt, da ein großer Teil von ihnen zu Beginn der Hitler-Diktatur aus Angst vor Verfolgung vernichtet wurde. In der ständigen Ausstellung des Ebert-Hauses können deshalb kaum dreidimensionale Originale über den ersten Reichspräsidenten und die Geschichte der Arbeiterbewegung präsentiert werden.

Der Erwerb der Büste von Ferdinand Lassalle

Umso erfreulicher war die Entdeckung, dass Anfang Juni 2016 auf der Seite des bekanntesten Internet-Auktionshauses eine große Porträtbüste des Begründers der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, Ferdinand Lassalle, angeboten wurde. Die der Kaufanzeige beigefügten Fotos zeigten eine gut erhaltene, stattliche (rund 80 cm hohe und 50 cm breite), vermutlich aus der Zeit vor 1918 stammende Büste aus Gips. Der Startpreis der Auktion betrug lediglich einen Euro. Nach einem spannenden Bieterwettbewerb konnte die Lassalle-Büste dann am 11. Juni 2016 für 351,00 Euro plus 19,90 Euro für Porto und Verpackung, also zusammen für 370,90 Euro, vom Ebert-Haus ersteigert werden. Den heiklen Transport überstand das fragile Artefakt unbeschädigt und bestätigte beim Auspacken den Eindruck, den es bereits auf den Fotos gemacht hatte, den eines ästhetischen und ausdrucksstarken Kunstwerkes.

Über einer viereckigen Plinthe und einem als attische Säule gestalteten Sockel sowie einem Täfelchen, auf dem in lateinischen Großbuchstaben der Name LASSALLE steht, über dessen Schreibweise unten noch zu reden sein wird, erhebt sich die eigentliche Büste, eine mit bloßem Oberkörperausschnitt nach dem Vorbild antiker Skulpturen gefertigte Studie des Kopfes von Ferdinand Lassalle mit einem schönen männlichen Gesicht mit Schnurrbart und vollem lockigen Haar.³ Wie zahlreiche ähnliche Büsten von Philosophen und Denkern weist die Nacktheit auch in diesem Fall auf die allein geistige Ausstrahlung des Porträtierten hin; der ins Unbestimmte gerichtete energische, aber auch melancholische Blick deutet auf die Weitsicht, aber letztlich auch auf das tragische Schicksal des Unvollendeten hin, der 1864 bei einem Duell im Alter von gerade einmal 39 Jahren ums Leben kam. Da Lassalle für diese

Büste nicht Modell gegessen hat, dürfte die bekannteste Fotografie des gebürtigen Breslauer als Vorlage gedient haben. Für die Herstellung einer solchen Gipsbüste wurde zunächst eine Vorlage aus Ton angefertigt, von der dann die Form für die Gipsabgüsse abgenommen wurde. Alleine schon das verwendete Material legt nahe, dass es sich ursprünglich nicht um ein Unikat gehandelt haben kann.

Rafael Lunardi – der Schöpfer der Lassalle-Büste

Wer aber war der Schöpfer dieser Büste? Die Suche nach Herrn R. Lunardi, dessen Name auf der Rückseite des Bildnisses zu lesen ist, gestaltete sich wider Erwarten sehr aufwendig. Das heutzutage immer zuerst herangezogene Informationsmedium, das Internet, gab keinerlei Auskunft. Auch keines der in Anspruch genommenen allgemeinen Lexika und kunsthistorischen Nachschlagewerke (wie der Thieme/Becker) enthielt auch nur eine einzige brauchbare Angabe. Die Bitte an einen Kollegen, einen studierten Kunsthistoriker, bei der Recherche behilflich zu sein, schien überraschend schnell von Erfolg gekrönt zu sein. Er habe bereits einen Bildband des Künstlers ausgeliehen, in dem ähnliche Werke abgebildet seien. Tatsächlich waren die dort abgebildeten Büsten verblüffend ähnlich, aber leider war auch der Name des Künstlers nur ähnlich. Im Eifer des Gefechts hatte der Kollege statt Lunardi Lombardi verstanden, sodass die Suche wieder bei null beginnen musste.

Eine Anfrage bei dem Verkäufer der Büste, einem Antiquitätenhändler aus der kleinen Stadt Kirchheim im Landkreis München, nach deren Herkunft brachte einen ersten vagen Hinweis. Das Stück stamme aus der Lagerauflösung eines Trödlers in Wien. Dies ergab Sinn, denn ein vom Namen her zweifellos italienischer Bildhauer konnte durchaus aus einer der italienischen Provinzen der Habsburgermonarchie stammen. Vielleicht, so die nächste Überlegung, könnte ja eine Anfrage beim Wien-Museum am Karlsplatz der österreichischen Hauptstadt, das für seine Skulpturensammlung berühmt ist, irgendeinen weiteren Mosaikstein liefern. In der Tat: Das Wien-Museum besitzt in seinen Lagerbeständen zwei Büsten von Herrn Lunardi, welche die christlich-sozialen Politiker Karl Lueger (1844–1910), Bürgermeister von Wien von 1897 bis 1910, und dessen Nachfolger Richard Weiskirchner (1861–1926) darstellen, der dieses Amt von 1913 bis 1919 innehatte. Dr. Ralph Gleis, der damalige Leiter des Departments Kunst im Wien-Museum (und seit Mai 2017 Leiter der Alten Nationalgalerie in Berlin), musste aber einräumen, dass man den Schöpfer der beiden Bürgermeisterbüsten auch in Wien „nicht eindeutig zuordnen“ könne, die Herkunftsangabe laute: „R. Lunardi, Künstler“. Es könne sich aber um Raffaello oder Rafael Lunardi handeln, der wiederholt als Wiener Bildhauer mit Inseraten in Zeitungen der Jahrhundertwende vertreten sei.⁴

Diese vage Angabe wurde bei einer Recherche in den digitalisierten Zeitungsbeständen der österreichischen Nationalbibliothek bestätigt. Die Suche auf der Plattform ANNO (= AustriaN Newspapers Online) brachte zahlreiche Treffer. Tatsächlich hatte ein Raffaello oder Rafael Lunardi wiederholt Anzeigen geschaltet. In einem frühen Inserat aus dem Jahr 1891 heißt es: „Herr Raffaello Lunardi in Wien, IV., Schleifmühlgasse 22 ist der genialste und gleichzeitig billigste Erzeuger von Gipsfiguren, Gartenbüstenfiguren, Vasen, Marmorsäulen etc. In seinem Atelier ist ein gro-

ßes Lager zur Auswahl stets vorhanden. Aufträge behufs Provinz-Versandt werden prompte ausgeführt.⁵ Die Schleifmühlgasse führt im IV. Wiener Bezirk Wieden vom Naschmarkt zur Wiedner Hauptstraße.

Sieben Jahre später hatte sich das Spektrum des Herrn Lunardi erheblich erweitert, auch wenn einige der damaligen Verkaufsschlager heutzutage der politischen Korrektheit zum Opfer fielen; eine Anzeige aus dem Jahr 1898 wirbt neben der Abbildung einer Büste des Kaisers Franz Josef aus Anlass seiner fünfzigjährigen Thronbesteigung für „Jubiläums-Kaiser-Büsten“ in allen Größen:

„Preise billiger wie überall. Großes Lager von Ofen- und Garten-Figuren, Statuetten, Büsten, Säulen, Vasen, Ornamente und Zeichenvorlagen sowie Imitationen von alt Elfenbein, Bronze und Majolika. Specialität: Figuren, Vasen und Büsten von Neger, Araber usw. in Öl koloriert, ferner großes Lager aller Gattungen religiöser Statuen. – Verkauf en gros und en detail. Aufträge für die Provinz werden prompt ausgeführt.“⁶

Weitere fünfzehn Jahre später, 1913, hatte sich die Angebotspalette erneut gewandelt:

„R. Lunardi – erste Kunstanstalt für Altarbau und kirchliche Bildhauerei, Vergolderei und Malerei, gegründet 1880, Heiligenstatuen, Fabrik und Restaurierungsanstalt für Altäre, Kanzeln, Kreuzwege, Statuen und sämtliche kirchlichen Gegenstände. Größtes Lager von allen Heiligenstatuen, künstlerisch ausgeführt, in jeder Größe aus Holz und Massa. Für kunstgerechte Ausführung bei bescheidenen Preisen wird vollste Bürgschaft geleistet. Berücksichtigung des Altertumswertes. Kostenvoranschläge gratis und franko.“⁷

Rafael Lunardi warb aber nicht nur mit Anzeigen für seine Manufaktur, sondern er wirkte auch im öffentlichen Raum mit seinen Werken. 1894 wurde in Blumau in der Oststeiermark eine Büste des tödlich verunglückten Erzherzogs Wilhelm (1829–1894) eingeweiht, 1897 ein Denkmal des Kaisers Franz Josef im Hof des Wiedner Krankenhauses in Wien.⁸ Im Jahr 1903 wurde eine Statue der Kaiserin Elisabeth für das gleichnamige Gymnasium in Lundenburg (heute Břeclav im Süden der tschechischen Republik) bei Lunardi in Auftrag gegeben.⁹ 1906 hatte er dem Erzherzog Eugen (1863–1954), dem Hochmeister des Deutschen Ordens, eine Miniaturbüste überreichen lassen, wofür sich dieser mit einer „mit Brillanten besetzten goldenen Busennadel mit der erzherzoglichen Namenschiffre“ bedankte.¹⁰ Aber Rafael Lunardi beschäftigte sich künstlerisch nicht nur mit den Habsburgern, sondern auch seine Büsten von Musikern und Schriftstellern kamen vielerorts zum Einsatz: 1901 bei einer Aufführung des „Requiem“ des zu Jahresbeginn verstorbenen Giuseppe Verdi durch den Grazer Singverein in der Hauptstadt der Steiermark, 1902 bei einer Feier zu Ehren des Komponisten Carl Michael Ziehrer im Theater an der Wien oder 1905 bei einer Feier des österreichischen Schriftstellerverbandes anlässlich des 100. Todestages von Friedrich Schiller in Wien.¹¹ Daneben war Lunardi auch karitativ tätig: 1904 hatte er dem Armenhaus in Fünfhaus im 15. Wiener Gemeindebezirk eine Marienstatue gestiftet.¹² Eine wesentlich größere Resonanz als diese Veranstaltungen dürfte seine Beteiligung an der großen Jubiläumsausstellung aus Anlass des goldenen Thronjubiläums von Kaiser Franz Josef gezeitigt haben, die vom 7. Mai bis 18. Oktober 1898 rund um die 1937 abgebrannte Rotunde veranstaltet wurde. Über zwei Millionen Menschen besuchten das Ausstellungsgelände und von diesen sahen sicher einige Hunderttausend auch die in der Nordgalerie der Rotunde platzierten

Büsten Rafael Lunardis. Zu den Betrachtern gehörte höchstwahrscheinlich auch der Kaiser selbst; zumindest ein Werbeartikel aus dem Jahr 1901 bezieht sich vermutlich auf dieses Ereignis: „Seine Majestät der Kaiser besichtigte Lunardis Erzeugnisse eingehend, äußerte sich hierüber höchst beifällig und verabschiedete sich von ihm höchst huldvoll mit den Worten: Bravo, Bravissimo Lunardi!“¹³ Sollte sich dies wirklich so zugetragen haben, dann war diese Begegnung mit dem legendären Kaiser sicher der Höhepunkt im Leben des Rafael Lunardi.

Nach den weiteren gefundenen Anzeigen zu urteilen, scheint sich der Ruhm des Bildhauers nicht über das Ende der Habsburgermonarchie hinaus fortgesetzt zu haben. Im Jahr 1919 wurde in das Handelsregister der Stadt Wien die Firma Ketschek und Lunardi, Gipsfigurenerzeugung, als offene Handelsgesellschaft eingetragen; die beiden Gesellschafter waren der Gipsfigurenerzeuger Josef Ketschek und der Gipsbildhauer Rafael Lunardi; vertretungsbefugt war allein Josef Ketschek.¹⁴ Bis einschließlich 1947 (weiter ist ANNO bei der Digitalisierung der österreichischen Presse noch nicht vorangeschritten) taucht der Name dieser Firma in Stellen- und Werbeanzeigen gelegentlich auf.

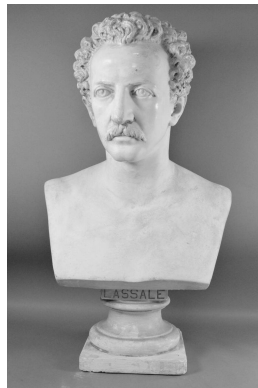
Die Tatsachen, dass eine laut Angaben aus dem erwähnten Inserat 1880 gegründete Firma Lunardi über mehr als sechzig Jahre in der Wiener Presse nachweisbar ist, fast im gesamten Zeitraum unter der Adresse Schleifmühlgasse 22 (mit leichten Varianten bei den Hausnummern), und dass die Namenskombination Rafael Lunardi sehr selten ist, ließ eine Anfrage an das Stadtarchiv in Wien nunmehr als sinnvoll und durchaus erfolgversprechend erscheinen.

Die Antwort des Wiener Stadt- und Landesarchivs enthielt nicht nur die fehlenden Lebensdaten, sondern lieferte auch die Erklärung für den bereits festgestellten Bedeutungsverlust der Firma.¹⁵ Es gab zwei Wiener Bürger namens Rafael Lunardi, nämlich Vater und Sohn. Der Sohn Rafael wurde 1894 in Wien geboren, fungierte als Gesellschafter der Firma J. Ketschek und R. Lunardi, war römisch-katholischer Konfession und österreichischer Staatsbürger, 1968 ist er im Alter von 73 Jahren in Wien verstorben. Nur in der in den Jahren 1941 bis 1947 angelegten Wiener Meldekartei sind auch Angaben über die Eltern enthalten. Demnach wurde der Vater Rafael Lunardi am 9. März 1858 in Fosciandora geboren; ohne exaktes Datum ist angegeben, dass er 1909 in Wien gestorben ist. In den ältesten erhalten gebliebenen Meldeunterlagen ist vermerkt, dass Vater Lunardi sich am 16. November 1886 in Wien angemeldet hatte, als Beruf ist schon damals Gipsfiguren-Erzeuger genannt. Das angebliche Gründungsdatum der Firma 1880 war also großzügig ein wenig vorverlegt worden.

Der Geburtsort von Raffaello Lunardi, Fosciandora, ist eine kleine Gemeinde mit heute gerade einmal 602 Einwohnern in der Provinz Lucca in der Toskana, 30 Kilometer nördlich der Stadt Lucca unmittelbar an der Grenze zur Emilia-Romagna in der Landschaft der Garfagnana gelegen. Auf der Homepage von Fosciandora kann man folgende, sehr bescheiden formulierte Sätze lesen: „Fosciandora ist eine charakteristische und pittoreske Gemeinde, und obwohl ihr Territorium nicht sehr groß ist, ist die Faszination, die ihre Umgebung auslöst, wirklich einzigartig und in der Lage, jeden Besucher zu erobern. Über seine einzigartige landschaftliche Lage hinaus kann Fosciandora als ein Juwel einer rustikalen und ländlichen Gemeinde be-

trachtet werden, als eine der charakteristischsten der ganzen Region Garfagnana.“¹⁶ Und wie heißt im Jahr 2018 der Bürgermeister dieses Juwels? Natürlich Lunardi, Moreno Lunardi. Ob er wohl mit Raffaello Lunardi verwandt ist? Leider hat der Herr Bürgermeister es nicht für nötig gehalten, auf eine diesbezügliche Anfrage zu antworten. Dies unterscheidet ihn von Susanna und Roman Lunardi, den beiden einzigen Trägern dieses Namens, die heute im Wiener Telefonbuch aufgeführt, aber leider keine direkten Nachfahren von Rafael Lunardi sind.

Zum Zeitpunkt der Geburt von Rafael Lunardi 1858 herrschte im Großherzogtum Toskana noch der Habsburger Leopold II., der ebenso wenig wie sein Sohn Ferdinand IV. den Anschluss der Toskana an das Königreich Italien im Zuge des Risorgimento verhindern konnte. Seine Ausbildung zum Bildhauer hat Rafael Lunardi vermutlich noch in der Toskana erhalten. Nach seinem frühen Tod im Alter von nur 51 (eventuell auch nur 50) Jahren wurde die Firma vermutlich von seiner Witwe Leopoldine Lunardi (1864–1924), einer gebürtigen Wienerin, weitergeführt. Der gemeinsame Sohn Rafael war zum Zeitpunkt des Todes seines Vaters erst 14 (oder gerade 15) Jahre alt. Er musste mit Josef Ketschek 1919 die Hereinnahme eines verantwortlichen Gesellschafters in die elterliche Manufaktur hinnehmen. Die künstlerische Begabung und die Geschäftstüchtigkeit seines Vaters hat er anscheinend nicht geerbt.



„Ferdinand Lassalle“ von Rafael Lunardi. Die Büste ist seit Ende 2017 im Friedrich-Ebert-Haus zu sehen. (Foto: Bernd Braun)

Die Lassalle-Büste als Teil der sozialdemokratischen Erinnerungskultur

Wann genau und für welchen Anlass ist diese Büste aus der Hand Rafael Lunardis nun entstanden? Darüber kann man nur spekulieren. Aber mit hoher Wahrscheinlichkeit für eine sozialdemokratische Parteigliederung in Österreich zur Präsentation auf Parteitagungen oder Versammlungen bzw. Gedenkveranstaltungen.

Im Protokoll des sozialdemokratischen Parteitages in Halle an der Saale 1890, dem ersten Parteikonvent seit Aufhebung des Bismarckschen Sozialistengesetzes, steht über die Dekoration des Tagungsorts zu lesen:

„Der Saal ist festlich geschmückt. Von den Wänden grüßen die umkränzten Bilder unserer Toten herab [...]. Marx' und Lassalles Bildnisse sind über der Tribüne vereint unter der

Gestalt einer Freiheitsgöttin; unten im Bilde geht die Sonne der Gerechtigkeit auf, während das Schiff der Sozialdemokratie die Wellen kühn durchschneidet und der Zukunft entgegenzieht. Quer über der Tribüne steht auf breitem Bande der alte Schlachtruf: Proletarier aller Länder vereinigt Euch! Zwei rothe Fahnen wallen zu beiden Seiten der Tribüne herab. Auf der einen liest man: Sozialdemokratischer Parteitag zu Halle; auf der anderen: Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit.“¹⁷

Dieses Zitat ist nur ein Beleg unter vielen, dass Ferdinand Lassalle in der Fest- und Zeremonialkultur der Sozialdemokratie während des Kaiserreiches eine zentrale, Karl Marx gleichgestellte Rolle gespielt hat. Seine Bedeutung leitet sich in erster Linie aus der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Leipzig im Jahr 1863 ab, der ersten sozialdemokratischen Partei überhaupt. Da alle anderen sozialdemokratischen Parteien der Welt später ins Leben gerufen wurden und sich die deutsche Sozialdemokratie als Vorbild nahmen, gewann dieser deutsche Gründungsakt eine globale Dimension.

Ein Jahr später 1864 starb Lassalle im Alter von nur 39 Jahren an den Folgen eines Duells in der Nähe von Genf. Der tote Lassalle war der noch jungen Sozialdemokratie möglicherweise nützlicher, als wenn er als Politiker weitergelebt hätte, denn nun lebte er als Mythos, um den sich eine Schöpfungslegende ranken konnte. Die Idealisierung und Überhöhung Lassalles, der in seinen Reden selbst gerne auf religiöse Vergleiche zurückgegriffen hatte, fand ihren Höhepunkt in seiner Stilisierung als „Moses“ oder „Messias“ der Arbeiterbewegung. So gab es Volksversammlungen, auf denen Referate mit dem Titel gehalten wurden: „Die beiden größten Juden – Jesus von Nazareth und Ferdinand Lassalle“.¹⁸ Lassalle war aber nicht nur als Parteigründer und als posthumer Mythos bedeutend, sondern auch als Verfasser populärer, im Umfang überschaubarer theoretischer Abhandlungen, die gerade für Nichtakademiker wesentlich leichter zu verstehen waren als etwa die Schriften von Karl Marx. Durch die Lektüre der Broschüren von Ferdinand Lassalle wurden nach Einschätzung von Eduard Bernstein, des wichtigsten Parteitheoretikers der SPD im Kaiserreich neben Karl Kautsky, „Hunderttausende für den Sozialismus gewonnen“.¹⁹

Die Verehrung für Ferdinand Lassalle war auch innerhalb der nach dem deutschen Vorbild 1889 gegründeten österreichischen Sozialdemokratie ein Kernbestandteil der parteiinternen Erinnerungskultur. Dies belegen etwa der 1924 in der Leopoldstadt errichtete und bis heute bestehende Lassallehof, gelegen an der Lassallestraße, eine der größten Wiener Gemeindebauten mit damals 290 Wohnungen oder das 1928 errichtete Lassalle-Denkmal, das 1936 von den Austrofaschisten abgetragen und zerstört wurde. Entstanden ist die Büste sicherlich zu Lebzeiten des Firmengründers Rafael Lunardi senior, also vor 1909, vermutlich bereits in der zweiten Hälfte der 1890er Jahre.

Die Bedeutung der Lassalle-Büste

Bereits die Tatsache, dass es sich um eine Gipsbüste handelt, lässt darauf schließen, dass es ursprünglich mehrere Abgüsse von Lunardis Lassalle gegeben hat. Skulpturen aus Gips waren wesentlich preiswerter als solche aus Marmor, Alabaster oder anderen Materialien. Ihr Gewicht war außerdem wesentlich leichter, weshalb

sie mit weniger Aufwand bewegt und transportiert werden konnten. Dies spricht für ihre Verwendung im Rahmen der sozialdemokratischen Festkultur. Es handelte sich mit Sicherheit nicht um ein Einzelstück, auch wenn (bis jetzt) kein weiteres Exemplar bekannt ist. Der spätere Gründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins schrieb sich ursprünglich Lassal, änderte seinen Namen aber 1846 in die französische Variante Lassalle. Die auf der Büste angebrachte Version „Lassale“ benutzte er nie. Vielleicht war die Büste deshalb unverkäuflich oder sie diente nur als Muster bzw. Anschauungsobjekt. In diesem Fall hätte es aber keinen Sinn gemacht, sie überhaupt aufzubewahren. Ein als störend empfundenes Namensschild hätte auf einer Feier leicht mit einem Lorbeerzweig oder einem roten Tuch abgedeckt werden können. Auf jeden Fall hat diese Büste wie durch ein Wunder zwei Weltkriege und die Zerstörungswut des Nationalsozialismus überstanden. Während der Zeit der Zugehörigkeit Österreichs zum sogenannten Großdeutschen Reich zwischen 1938 und 1945 war es nicht opportun, eine solche Büste eines jüdischen Sozialisten und Parteigründers zu besitzen. Wer sie versteckte, machte sich mindestens verdächtig, wenn nicht strafbar.

Der ideelle Wert der Lassalle-Büste ist sicher höher anzusetzen als ihr materielles, auch wenn der erwähnte Kaufpreis eher in die Kategorie „Schnäppchen“ einzuordnen ist. Die Lassalle-Büste verkörpert auch ein Stück Hoffnung auf eine bessere Welt; sie ragt aus einer Epoche zu uns herüber, als die Sozialdemokratie sich nicht als die Partei extremer gesellschaftlicher Minderheiten verstanden hat, sondern als Anwältin der breiten Masse der arbeitenden Bevölkerung, als Vertreterin des kleinen Mannes und der kleinen Frau. Es war eine Zeit, in der die Sozialdemokratie in keiner Regierung vertreten war, aber trotzdem die Gesellschaft von der Opposition aus massiv veränderte, und in der sie von Erfolg zu Erfolg ilte.

Ferdinand Lassalle hat nicht nur als Theoretiker und Parteigründer, als charismatischer und sendungsbewusster Agitator bleibende Spuren hinterlassen, sondern 1859 versuchte er sich auch als Dichter mit einem Drama über den Reichsritter „Franz von Sickingen“. Darin lässt er seinen Helden über den Humanisten Ulrich von Hutten einen Monolog halten, der Wort für Wort auch auf Lassalles eigene Vita gemünzt sein könnte:

„Als Deutschland noch im tiefsten Schlafe lag,
Als keine Brust noch aufzuatmen wagte,
War er der Erste, der es mächtig weckte!
[...]
Der eine Mann! Mit seinem stolzen Wahlspruch
„Ich hab's gewagt!“ hat er sich frei erhoben.
„Wach auf, du edle Freiheit“, war der Ruf,
Den kühn er schallen ließ ins deutsche Land,
Gewaltig der geknebelten Nation
Das Männerherz im tiefsten Busen regend,
Ein Auferwecker der Nation wie keiner! –
Schau dir ihn merklich an, mein Kind, damit
Du lernst, wie große Männer aussehn.“¹²⁰

Wer in Heidelberg lernen will, „wie große Männer aussehen“, der kann sich im Friedrich-Ebert-Haus im ersten Raum der ständigen Ausstellung seit Ende 2017 sein eigenes Bild von Ferdinand Lassalle machen.

Anmerkungen

- 1 Es handelt sich bei diesem Beitrag um die verschriftlichte Fassung eines Vortrages, den der Autor am 23. Mai 2017 in der Reihe „Ungesehen“ gehalten hat, in der Heidelberger Museen bisher nicht gezeigte Objekte vorstellen.
- 2 Vgl. zur Quellenlage Friedrich Eberts: Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert 1871–1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006, S. 20–41.
- 3 Für Hinweise über die Lassalle-Büste aus der Sicht einer Kunsthistorikerin danke ich sehr herzlich Dr. Karin Tebbe vom Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg.
- 4 Mail von Dr. Ralph Gleis vom Wien-Museum an den Verfasser vom 30. Januar 2017.
- 5 Inserat in der „Zeitung für Landwirtschaft“ Nr. 549 vom 10. Mai 1891; die Rechtschreibung der Inserate und Zeitungsartikel wurde behutsam an die heutigen Regeln angepasst.
- 6 Inserat in der „Montags-Zeitung“ vom 23. Mai 1898.
- 7 Inserat in der „Reichspost“ vom 24. Februar 1913.
- 8 Berichte in: „Neues Wiener Journal“ Nr. 314 vom 7. September 1894 („Enthüllung einer Erzherzog-Wilhelm-Büste“); „Das Vaterland“ Nr. 274 vom 4. Oktober 1897 („Ein Kaiserdenkmal im Wiedener Krankenhause“).
- 9 Bericht in: „Illustriertes Wiener Extrablatt“ Nr. 72 vom 14. März 1903.
- 10 Bericht in: „Neuigkeits-Welt-Blatt“ Nr. 175 vom 3. August 1906.
- 11 Berichte in: „Grazer Tagblatt“ Nr. 84 vom 26. März 1901 („Grazer Singverein“); „Illustriertes Wiener Extrablatt“ Nr. 124 vom 11. November 1902 („Die Ziehler-Feier im Theater an der Wien“); „Neues Wiener Tagblatt“ Nr. 126 vom 8. Mai 1905 („Schiller-Feier des Österreichischen Fachschriftstellerverbandes“).
- 12 Bericht in: „Das Vaterland“ Nr. 311 vom 9. November 1904 („Gemeinderatssitzung vom 8. November“).
- 13 Bericht in: „Figaro“ Nr. 42 vom 19. Oktober 1901.
- 14 Vgl. „Amtsblatt der Wiener Zeitung“ Nr. 423 vom 21. Mai 1919 („Firmenprotokollierungen“).
- 15 Brief des Wiener Stadt- und Landesarchivs an den Verfasser vom 9. März 2017.
- 16 <http://comune.fosciandora.lu.it/wp-content/uploads/2015/03/il-territorio.pdf>; zuletzt abgerufen am 15. Juli 2018.
- 17 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten zu Halle a. S. vom 12. bis 18. Oktober 1890, S. 11.
- 18 Vgl. Bernd Braun: Hermann Molkenbuhr (1851–1927). Eine politische Biographie, S. 58–67, bes. S. 64f.
- 19 Ferdinand Lassalles Reden und Schriften (Einleitung von Eduard Bernstein), Bd. 1, 1892, S. 182.
- 20 Vgl. Ferdinand Lassalle, Franz von Sickingen, Erster Akt, Zweiter Auftritt, in: Ferdinand Lassalle, Gesammelte Reden und Schriften, hg. und eingeleitet von Eduard Bernstein, Bd. 1, Berlin 1919, S. 166.




SCHLOSSTICKET

Bergbahnfahrt zur
Molkenkur und zurück
plus Eintritt ins
Schloss

Zwei Erlebnisse – ein Preis.

Fahren Sie mit der Heidelberger Bergbahn vom Kornmarkt bis zur Molkenkur und zurück, und verbinden Sie Ihren Ausflug mit einer Besichtigung des Heidelberger Schlosses, des Fasskellers und des Deutschen Apotheken-Museums.

Mehr unter: www.bergbahn-heidelberg.de





Heidelberger
Dienste gGmbH
mittendrin.sozial

Kommunale Beschäftigungs- förderung

Beschäftigung langzeitarbeitsloser Menschen in unterschiedlichen Bereichen zur Verbesserung der kommunalen Infrastruktur und Steigerung der Lebensqualität in Heidelberg



Recyclinghöfe

Betrieb der vier Heidelberger Recyclinghöfe:
Annahme und Weiterverwertung von Reststoffen



Reinigung von Spielplätzen und der Neckarwiesen

Reinigung und Pflege aller öffentlichen Spielplätze
in sämtlichen Stadtteilen Heidelbergs sowie tägliche
Reinigung der Neckarwiesen



Manuelle Straßenreinigung

Reinigung besonders frequentierter Straßen und
Plätze sowie Beseitigung von Müllablagerungen



Winterdienst

Räumung zahlreicher öffentlicher Gehwege,
Bushaltestellen und Treppen im gesamten Stadtgebiet



Die Möbelhalle und Transporte

Verkauf von (Secondhand-)Möbeln bis Kinder-
spielzeug sowie Möbelabholungen, Entrümpelungen
und Sperrmüllvollservice

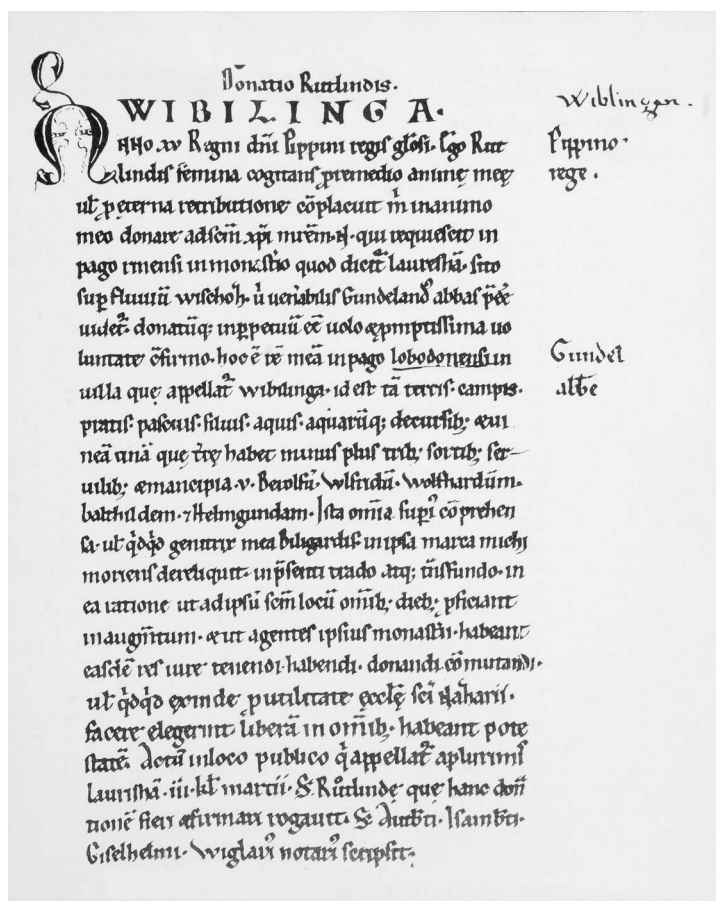


Fest & fertig

Veranstaltungsservice: Verleih von Equipment sowie
Planung und Durchführung von Events, Festen und
öffentlichen Veranstaltungen

1250 Jahre Wieblingen: Ein Rückblick auf das Jubiläumsjahr 2017

In die lange Reihe der Ortsjubiläen in unserer Region, in denen jeweils die erste schriftliche Erwähnung des Ortes im Lorscher Urkundenbuch gefeiert wird, konnte sich im Jahr 2017 auch der Heidelberger Stadtteil Wieblingen einreihen. Denn am 27. Februar 2017 jährte es sich zum 1250. Male, dass im damaligen Kloster Lorsch eine Frau namens Rutlindis ihr Handzeichen unter eine Urkunde setzte, mit der sie ihren Besitz in „Wibilinga“, dem heutigen Wieblingen, dem Kloster vermachte. Wieblingen ist also im Jahre 767 nicht etwa gegründet worden, sondern wurde nur erstmals urkundlich erwähnt. Der Ort selbst ist etwa 200 Jahre älter.



Urkunde
im Lorscher
Codex
(Quelle: Archiv
Stadtteilverein)

Das Kloster Lorsch

Damals gehörte die Region zum Frankenreich, das einen großen Teil Mittel- und Westeuropas umfasste. Regiert wurde es von den Karolingern – daran erinnert in Wieblingen der „Karolingerweg“. Der damalige König war Pippin, der Vater des späteren Kaisers Karls des Großen. Sein Reich war in „Gäue“ eingeteilt, an deren Spitze jeweils ein königlicher Beauftragter stand, der den Titel „Graf“ führte. Die Gegend, die vom Rhein im Westen bis zum Abhang des Odenwaldes im Osten reichte, im Norden bis Weinheim und im Süden bis zur Höhe von Walldorf/Wiesloch, bildete den Lobdengau. Er ist benannt nach dem Hauptort Lopodunum, dem heutigen Ladenburg. Nördlich des Lobdengaus schloss sich der (Ober-) Rheingau an, in dem Lorsch lag.

Die Bevölkerung des Frankenreiches befand sich damals in einer Übergangsphase vom Heidentum zum Christentum. König und Adel förderten das Christentum besonders durch die Gründung von Klöstern. So gründete auch der Graf des Rheingaus namens Cancor zusammen mit seiner verwitweten Mutter Williswinda in seinem Gebiet ein Kloster auf einer Insel im Flüsschen Weschnitz. Dieses Kloster war aber noch nicht das, was wir heute als Kloster Lorsch kennen und wovon die berühmte Torhalle oder Königshalle aus der Zeit um 900 noch erhalten ist, sondern ein wesentlich kleinerer Vorgängerbau, zehn Minuten vom Klostergelände entfernt. Er erhielt später den Namen „Altenmünster“.

Dass diese Neugründung einen so schnellen Aufstieg erlebte, lag besonders daran, dass es gelang, vom Papst für das neue Kloster Reliquien des heiligen Nazarius zu erhalten, der in der Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian den Märtyrertod erlitten hatte. Mit der Ankunft der Reliquien setzte sofort eine Flut von Schenkungen an das Kloster ein. Zahlreiche Grundbesitzer der näheren und weiteren Umgebung schenkten dem heiligen Nazarius Grundstücke und ganze Bauernhöfe sowie die zugehörigen unfreien Arbeitskräfte. Manchmal waren das mehrere Schenkungen pro Tag. Im 8. und 9. Jahrhundert erhielt Lorsch über 3500 Schenkungen; die Besitzungen reichten von den Niederlanden bis zu den Alpen. Über jede wurde eine Urkunde ausgestellt. In diesen Urkunden sind etwa 1000 Ortschaften erstmals schriftlich erwähnt. Zu den frühesten Schenkungen gehören solche in Edingen, Handschuhsheim, Neuenheim, Rohrbach, Seckenheim und Dossenheim; diese Orte konnten deshalb schon 2015 und 2016 ihre 1250-Jahr-Feier begehen.

Rutlindis, die erste „Großsponsorin“ Wieblingens

Leider erfahren wir über Rutlindis, der wir die Ersterwähnung Wieblingens verdanken, nichts weiter, als dass sie ihren hiesigen Besitz von ihrer Mutter Biligard geerbt hat. Denn im Gegensatz zu anderen Schenkern, die im Codex öfter vorkommen, wird sie nur hier genannt. Der Name Rutlindis ist heute nicht mehr üblich; aber den Wieblingern ist er geläufig, weil 1970 ein Weg im damaligen Neubaugebiet Hauhecke „Rutlindisweg“ benannt wurde.

Rutlindis schenkt „meinen Besitz“ in Wieblingen, also nicht nur Teile davon, sondern wohl alles, was sie hier besitzt; leider steht nicht dabei, wieviel an Fläche das

ist, und so können wir uns keine Vorstellung machen von der Größe dieser Schenkung. Genauer genannt ist nur ein „Weingarten, welcher an Fläche etwa drei Knechtslose umfasst“. Ein Los ist ein Flächenmaß; es gab die größeren Herrenlose und die kleineren Knechtslose; wir wissen aber nicht, wie groß ein solches Los war, und können deshalb auch hier nichts über die Größe des Weingartens sagen. Mit Erstaunen stellen wir fest, dass es damals offensichtlich Frauen erlaubt war, selbstständig über Eigentum an Grund und Boden zu verfügen, da sie voll rechtsfähig waren; später war das nicht mehr so.

Dann folgt etwas Auffälliges: Rutlindis schenkt auch „die fünf Unfreien Berolf, Wilfrid, Wolfhard, Balthild und Helmgund“. Dass zusammen mit den Grundstücken immer wieder auch die darauf arbeitenden Menschen „mitverschenkt“ wurden, war durchaus üblich. Außer den Freigeborenen gab es damals die „Hörigen“ und „Unfreien“ – zwar keine Sklaven, aber doch Personen, die nicht über sich selbst bestimmen konnten und für ihre Herren deren Grund und Boden bearbeiten mussten. Wenn Rutlindis fünf Unfreie mitschenkt, muss sie also hier einen Bauernhof gehabt haben. Einer dieser Unfreien erhielt etwa 1200 Jahre später die Ehre, dass nach ihm eine Straße in Wieblingen benannt wurde, der „Berolfweg“; das hätte er sich sicherlich nie träumen lassen!

Rutlindis führt die übliche Motivation für ihre Schenkung an, die sich immer wieder in den Schenkungsurkunden findet: „[...] weil ich an das Heil meiner Seele und den ewigen Lohn dachte“, also die Sorge um das Schicksal nach dem Tode. Diese Motivation ist uns heute fremd geworden. Gerade beim gleichzeitigen Reformationsjubiläum wurde die gegenteilige Auffassung immer wieder betont: dass der Mensch ohne solche „Werke“ und allein durch Gottes Gnade die ewige Seligkeit erlangen könne. Zum Schluss setzt Rutlindis ihr Handzeichen auf die Urkunde, nicht etwa eine Unterschrift; vermutlich konnte sie nicht schreiben, so wie die meisten Leute damals. Schreiben konnten fast nur die Geistlichen. Auch die drei Zeugen setzen nur ihr Handzeichen unter die Urkunde. Das waren Autbert, Isambert und Giselm. Ob sie wohl aus Wieblingen stammten? Wenn ja, dann wären das die ersten namentlich bekannten Wieblingler!

Weitere Schenkungen aus Wieblingen

Rutlindis war die erste Grundbesitzerin aus Wieblingen, die ihren dortigen Besitz dem heiligen Nazarius schenkte; aber sie sollte nicht die einzige bleiben. Es sind noch weitere 49 Wieblingler Schenkungen im Lorscher Codex überliefert. Der Ort wird darin zunächst „Wibilinga“, später „Wibilingen“ genannt. Die Schenker waren meist männlich, darunter mehrere Geistliche, zu einem Drittel aber auch Ehepaare, jedoch nur wenige Frauen. Leider lässt sich nicht rekonstruieren, wie groß die in Wieblingen geschenkte Fläche insgesamt war, denn die historischen Angaben lassen sich kaum in heutige Maße umrechnen. Genannt werden insgesamt über 100 Joch Ackerland, weitere 100 Morgen Land, etwa 20 Bauernhöfe, sechs Huben und 15 Weingärten. Dass es in Wieblingen Weinbau gab, ist auch für spätere Jahrhunderte belegt. Wenn man die Anzahl der Einzelschenkungen mit anderen Ortschaften im Lobdengau vergleicht, ergibt sich ein interessantes Bild: Die häufigsten Schen-

kungen, nämlich 105, kommen aus Handschuhshheim; dann folgen schon Wieblingen mit 50 Schenkungen und als drittes Seckenheim mit 45.

Im April 867, also 100 Jahre nach Rutlindis' Schenkung, erfolgte in Wieblingen die letzte Übertragung an das Kloster. Schon um 800 hatten die Zuwendungen ihren Höhe- und Wendepunkt erreicht. Die Wieblingen Güter wurden im 11. Jahrhundert zur Ausstattung der Tochterklöster auf dem Heiligenberg verwendet. Die Anzahl der Höfe scheint damals aber schon deutlich zurückgegangen zu sein – ein Hinweis, dass es mit dem Kloster wirtschaftlich und politisch bergab ging.

So ist es nicht verwunderlich, dass sich das Kloster 1147 gezwungen sah, unter anderem seinen Herrenhof in „Wibelingen“ – der vielleicht an der Stelle des heutigen Schlosses stand – an König Konrad III. abzutreten. Denn es konnte die 100 Mark Silber, die es jährlich an die königliche Kasse zahlen musste, nicht mehr aufbringen. Damit zog sich Lorsch zwar noch nicht vollständig aus Wieblingen zurück, spielte aber keine bedeutende Rolle mehr.

Rückblick auf das Jubiläumsjahr

Schon 2014 wurde vom Stadtteilverein eine Programmgestaltung beschlossen, die sich durch ein „dezentrales Konzept“ von anderen „jubilierenden“ Ortschaften und Stadtteilen unterschied: Statt einer zentralen Festwoche mit Festzelt und großem Festumzug, so wie auch Wieblingen 50 Jahre zuvor seine 1200-Jahr-Feier begangen hatte, sollten zahlreiche Einzelveranstaltungen über das ganze Jahr verteilt werden. So sollten auch die spezifischen Beiträge der einzelnen Wieblingen Vereine deutlicher sichtbar werden. Von Vorstandsmitglied Ingrid Herrwerth wurde ein Jubiläumslogo geschaffen, das alle Veranstaltungen begleiten und auf allen Plakaten zu sehen sein sollte.



Jubiläumslogo (Entwurf: Ingrid Herrwerth)

Schon vor Beginn des Jubiläumjahres erschien – um auf das veränderte Lese- und Sehverhalten der (besonders jüngeren) Bevölkerung einzugehen – bewusst ein Fotoband mit dem Titel „Wieblingen einst und jetzt“. Aus dem großen Fotoarchiv des Stadtteilvereins wurden historische Ansichten aus Wieblingen dem heutigen Aussehen gegenübergestellt und ausführlich kommentiert. So entstand ein Einblick in den großen Strukturwandel des Ortes in den letzten 100 Jahren: vom landwirtschaftlich geprägten Dorf zu einem modernen Stadtteil. Die vorausgestellte detaillierte Ortsgeschichte in chronologischer Listenform ersetzte eine Festschrift. Bildauswahl und Texte stammen von Walter Petschan, Bildbearbeitung und Lay-out gestaltete Fritz Haaß. Der Verkauf von etwa 1000 Exemplaren gab den Planern und Verfassern Recht. Auch die Aktion zum Verkauf der Wiebling Fahne, deren Logo das älteste erhaltene Siegel der Gemeinde Wieblingen nachbildet, war sehr erfolgreich, so dass der Stadtteil das ganze Jahr über im Fahnschmuck zu erleben war.

Als bei der offiziellen Eröffnung in der Neujahrsnacht 2016/17 etwa 250 Personen auf dem Rathausplatz zusammenkamen, um das Jubiläumsjahr zu begrüßen und beim Gesang des Wiebling Liedes der Enthüllung des großen Jubiläumslogos am Rathaus beizuwohnen, war man guten Mutes über das Gelingen des Jubiläums.

Wie es zu einer Jubelfeier passt, begann das Jahresprogramm mit drei großen Musikveranstaltungen im Januar und Februar: Das Neujahrskonzert in der Aula der Thaddenschule mit dem Musikverein Sandhausen brachte ein vielfältiges und flottes Programm auf die Bühne. Noch mehr Besucher kamen zu der musikalischen Zeitreise mit dem Titel „... und so klingt Wieblingen“, in der die Epochen der Wiebling Ortsgeschichte mit Musik aus der jeweiligen Zeit verbunden wurden – gestaltet von Berufs- und Hobbymusikern, die in Wieblingen wohnen und die dafür keine Gage erwarteten. Zahlreiche Gäste auch von außerhalb kamen in die Kreuzkirche zum Konzert des renommierten Windsbacher Knabenchors – eine großzügige Spende eines mit Wieblingen eng verbundenen Ehepaares aus Anlass seiner Goldenen Hochzeit.

Im März veranstalteten die Wieblinger KreARTisten im Foyer der Lukaskirche eine Ausstellung ihrer Werke, die zeigte, dass in Wieblingen auch schöne, ansprechende Kunst geschaffen wird. Die Bewirtung mit Kaffee und Kuchen übernahm der Verein „In Wieblingen alt werden“, was den schönen Veranstaltungstitel „Kunst und Kaffee“ erklärt.

Bei strahlendem Sonnenschein fand im April der Sommertagszug statt, der diesmal wesentlich mehr Teilnehmer hatte als sonst. Seine Besonderheit war der Motivwagen, der vom Vorstand des Stadtteilvereins gestaltet wurde und auf dem Mitglieder des EvKa-Theaters die Szene darstellten, wie im Kloster Lorsch im Beisein von Rutlindis die Urkunde mit der ersten schriftlichen Erwähnung Wieblings ausgestellt wird.

Der erste Programmbeitrag, der von mehreren örtlichen Vereinen gemeinsam veranstaltet wurde, war das Wochenende der Rettungsdienste. Gemeinsam zeigten Freiwillige Feuerwehr, Technisches Hilfswerk, DLRG und Rotes Kreuz beim neuen Rettungszentrum ihre Fahrzeuge, ihre Einsatzbereiche und ihr Können. Das war auch für Kinder und Jugendliche sehr interessant.

Im Mai folgte dann das Jubiläumswochenende mit dem offiziellen Festakt und dem Bunten Abend, beides in der Fröbelhalle, sowie dem Ökumenischen Festgottesdienst in der Kreuzkirche.

Der Festakt in Anwesenheit des Oberbürgermeisters und einiger Abgeordneter und Stadträte stand nur geladenen Gästen offen. In seiner Festansprache spürte Walter Petschan nicht nur der Entwicklung von Frieden, politischer Freiheit und Lebensqualität nach, sondern stellte auch in einer Vision vor, wie er sich Wieblingen in 50 Jahren bei der 1300-Jahr-Feier wünscht. Außer den Ansprachen wurde ein sehr unterhaltsamer Sketch geboten: Vorstandsmitglieder des Stadtteilvereins spielten



die Sitzung des ehemaligen Wieblingener Gemeinderates nach, in der die Eingemeindung nach Heidelberg beschlossen wurde – mit mehreren kritischen Anmerkungen zu dem, was darauf folgte.

Während beim Festakt etliche Stühle leer blieben, reichten die Plätze beim Bunten Abend gar nicht für alle Besucher aus. Das äußerst vielfältige Programm, das von Wieblingener Vereinen und Einzelpersonen bestritten wurde, dauerte fast drei Stunden.



Beim Ökumenischen Festgottesdienst boten die beiden Ortsgeistlichen eine bemerkenswerte Dialogpredigt: Sie blickten von einer Wolke im Himmel auf

Oben: Motivwagen beim Sommertagszug: Ausstellung der Urkunde
Unten: Sketch: Der Gemeinderat beschließt die Eingemeindung.
(Fotos: Werner Popanda, Rhein Neckar Zeitung)

das Leben der Menschen im Stadtteil – mit dem Ergebnis, dass die beiden Geistlichen wieder auf die Erde zurückkehren mussten, weil es in Wieblingen für sie doch noch viel zu tun gebe.

Die Wieblingener Natur- und Kulturlandschaft stand im Mai und Juni im Mittelpunkt. Die Führungen der BUND-Ortsgruppe zum Naturschutzgebiet Alt-Neckar und

zur Biotopvernetzung draußen im Feld wurden kulinarisch ergänzt vom Kleingartenverein 1941 und vom Bauernverein; das wunderschöne Hoffest in den Landschadhöfen fand in einem ausgesprochen idyllisch-ländlichen Rahmen statt.

Im Juni leistete auch das Seniorenzentrum, das selbst sein 25-jähriges Bestehen feierte, einen Beitrag zum Jubiläum. Das mehrere Tage angebotene Mittagessen „Kochen wie zu Omas Zeiten“ ließ die Vergangenheit auch ganz sinnlich wieder aufleben, und beim Erzählcafé am Nachmittag „Kindheit und Jugend in Wieblingen in alter Zeit“ konnte der Raum die Gäste kaum fassen. Riesigen Zulauf an allen vier Tagen erlebte die „Große Historische Fotoausstellung“ in der Fröbelhalle mit 30 Stellwänden voller kommentierter Bilder. Sie gab Anstoß zu zahlreichen Erinnerungen und Gesprächen. Viele Besucher brachten anschließend zusätzlich alte Fotos, die das Archiv des Stadtteilvereins erheblich bereicherten.

Dicht gedrängt im Wochenabstand folgten die Veranstaltungen im Juli – erfreulicherweise alle bei gutem Wetter. Das Neckarfest findet zwar jedes Jahr statt, war aber in das Jubiläumsprogramm integriert. Passend zum Ortsjubiläum gestaltete die Fröbelschule ihr Schulfest unter dem Thema „Mittelalter“, was auch zahlreiche „Nicht-Fröbelianer“ in den Schulhof lockte. Großen Spaß machte das Stück des EvKa-Theaters, das unter dem Titel „Jubel-Jubel-Jubiläum“ derart auf das Wieblingener Ortsjubiläum zugeschnitten war, dass man meinte, es sei extra dafür geschrieben worden: In den äußerst lustigen Wirren des Ortsjubiläums verschwindet die „Ortsgründungsurkunde“; zum Schluss stellte sich heraus, dass eine Verwechslung mit Wieblingen bei Ulm vorlag! Weiterhin gestalteten alle Sport treibenden Vereine ein unterhaltsames zweitägiges Sportwochenende auf dem Gelände des Reitvereins. Die zahlreichen Programmpunkte waren entweder als Vorführungen zum Zuschauen gedacht oder – besonders für die Kinder – zum Mitmachen, was gerne in Anspruch genommen wurde.

Im Sommer erschien dann ein zweites Buch aus Anlass des Ortsjubiläums. Zwei Jahre lang hatten sich einige ältere Wieblingener zum Gespräch über ihre Kindheit und Jugend getroffen, aufgezeichnet und redaktionell bearbeitet von Walter Petschan. Ergänzt durch weitere Aufsätze der Teilnehmer, entstand das Buch „Wieblingener Erinnerungen – Überliefertes, Erzähltes, Erlebtes“, das ebenfalls eine sehr gute Nachfrage fand.

Ein weiteres Beispiel für eine gemeinsame Aktion mehrerer Wieblingener Einrichtungen war der Kindernachmittag im September im Schulhof; schließlich sollten ja auch die Kleinen in das Ortsjubiläum einbezogen werden. Es war ein gelungener Nachmittag mit Spiel und Spaß. Vielleicht werden etliche dieser Kinder sich noch in 50 Jahren daran erinnern, wenn sie – dann als gestandene Erwachsene – die 1300-Jahr-Feier begehen.

Etwa 45 Personen nahmen an der Busfahrt des Stadtteilvereins nach Lorsch teil, um zu sehen, was von dem Ort der Ersterwähnung Wieblingens heute noch übrig ist. Im benachbarten Freilichtmuseum Lauresham wurde deutlich, wie die Ortschaften vor 1250 Jahren ausgesehen haben. Ebenfalls im September wurde erstmals eine „Gemarkungsführung – Mit dem Fahrrad durchs Wieblingener Feld“ angeboten. Dabei wurden Gemarkungsgrenzen, Flurneuordnungen, Flurnamen, der ehemalige

Wald und die Aussiedlerhöfe thematisiert. Dieses neue „Format“ soll künftig neben den schon traditionellen Ortsführungen angeboten werden.

Der krönende Abschluss folgte im Oktober mit dem Tag der Chöre. Acht in Wieblingen ansässige oder mit ihm verbundene Chöre gestalteten ein vielfältiges Wandelkonzert, bei dem sie an sechs verschiedenen Orten ihr Können zeigten. Nach einem fulminanten gemeinsamen Abschlusskonzert in der vollbesetzten Kreuzkirche wurde das Jubiläumsprogramm mit einem Feuerwerk im Thaddenpark beendet. Bei diesem großartigen Abschluss hat es leider geregnet. Vielleicht weinte der Himmel, weil das Jubiläum zu Ende war?



Gedenktafel auf dem Rathausplatz (Foto: Fritz Haaß)

Dass die Erinnerung an die Veranstaltungen dieses Jahres noch lange erhalten bleibt, dazu soll auch die bronzene Gedenktafel beitragen, die im November auf dem Granitblock auf dem Rathausplatz enthüllt wurde, wo sich schon die Tafel zur Erinnerung an die 1200-Jahr-Feier befindet. Das Jubiläum endete, wie es begonnen hatte: mit der gemeinsamen Feier der Silvesternacht. Fast 300 Teilnehmer kamen zusammen, als zum Gesang des Wieblingler Liedes das große Logo wieder verhüllt wurde.

Rückblickend auf das gesamte Jubiläumsjahr zieht der Stadtteilverein eine positive Bilanz: Es war ein gelungenes Jubiläum. Die Mühe und der große

Aufwand haben sich gelohnt. Der Stadtteilverein sagt ein herzliches Dankeschön an alle Mitplaner und Mitarbeiter, die sich – teilweise ganz erheblich – eingebracht haben. Er dankt allen Vereinen, die einen Beitrag zum Jubiläumsprogramm geleistet haben. Und er dankt ganz herzlich den vielen Spendern, die das Jubiläumsprogramm überhaupt erst finanziell ermöglicht haben, besonders aus den Reihen der Wieblingler Gewerbetreibenden.

Der größte Erfolg des Jubiläumsjahres wäre es allerdings, wenn die gelungene Zusammenarbeit und die gemeinsamen Anstrengungen der örtlichen Vereine über dieses Jahr hinaus in die Zukunft verlängert werden könnten zum Wohl unseres Stadtteils Wieblingen.

Dietrich Dancker

35 Jahre Heidelberg-Rehovot – Entstehung und Verlauf einer Partnerschaft

„Dass Heidelberg und Rehovot zueinander fanden, verdanken wir den Wissenschaftlern, insbesondere den Kernphysikern vom Max-Planck-Institut und deren Kollegen vom Weizmann-Institut in Rehovot“, resümierte der ehemalige Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg Reinhold Zundel anlässlich des zwanzigjährigen Jubiläums der Städtepartnerschaft im Jahr 2003.¹ Wie und unter welchen Rahmenbedingungen dies geschah, soll der folgende Bericht aufzeigen.

Internationale Städtepartnerschaften binden die jeweiligen Stadtgesellschaften in die gegenseitigen Beziehungen ihrer Länder ein.² In Universitätsstädten kommt der Anstoß dazu oft von den Hochschulen und dem akademischen Umfeld. Speziell für die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel – und damit für deutsch-israelische Städtepartnerschaften – sind die Themen der deutschen Vergangenheit einerseits und des Nahostkonflikts andererseits in ihrer engen Verflechtung. Inwieweit sich dies in der Städtepartnerschaft Heidelberg-Rehovot widerspiegelt, soll ebenfalls aufgezeigt werden.

Zwischen dem Luxemburger Abkommen und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen

Erste offizielle Kontakte der damals erst wenige Jahre alten Staaten Israel und Bundesrepublik Deutschland brachte der Abschluss des Luxemburger Abkommens im Jahr 1952. In diesem Abkommen ging es um sogenannte „Wiedergutmachungszahlungen“, d.h. Kompensation von Vermögensschäden, die durch die Judenverfolgungen in Deutschland 1933–1945 entstanden waren. Hierbei zeigte sich, wie brüchig der Boden für deutsch-israelische Beziehungen damals war: Während der Knesset-Debatte über den Abschluss des Abkommens kam es zu einer teilweise gewalttätigen Demonstration rechts- wie linksgerichteter Oppositionsparteien gegen das Abkommen. Die Tageszeitung von Herut, der größten rechtsgerichteten Oppositionspartei um Menahem Begin, druckte ein Zitat des großen jüdischen mittelalterlichen Philosophen Maimonides, demzufolge niemals von einem Mörder eine Kompensation angenommen werden dürfe.³ In der Bundesrepublik Deutschland konnte Bundeskanzler Adenauer eine parlamentarische Mehrheit nur mithilfe der oppositionellen SPD sicherstellen. Zuvor hatte Bundesfinanzminister Schäffer sich gegen das Abkommen gewandt, da es um zuviel Geld ginge und zudem die Beziehungen zu den arabischen Staaten gefährdet werden könnten.⁴ Nachdem das Abkommen 1953 schließlich ratifiziert war, sollten noch zwölf Jahre bis zum Abschluss diplomatischer Beziehungen vergehen.

Unter den schwierigen Bedingungen der Zwischenzeit oblag es vor allem den Wissenschaften, die Beziehungen zwischen beiden Staaten zu pflegen. Der israelische Physiker Hanoch Gutfreund drückte es so aus: „[...] wissenschaftliche Institut-

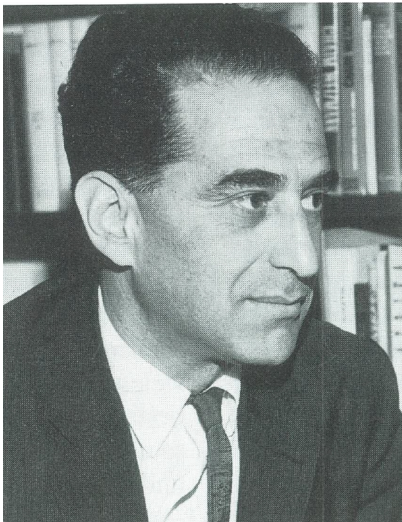
onen und Wissenschaftler spielten eine bedeutende Rolle bei der Abmilderung von Konflikten und dem Durchbrechen seit langem bestehender Tabus zwischen alten Feinden [...]. Der Beitrag von Wissenschaft und wissenschaftlicher Zusammenarbeit zum Prozess der Normalisierung der deutsch-israelischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg ist ein einzigartiges Beispiel für ein solches Phänomen.“⁵ Der Beitrag, den Gutfreund beschreibt, stand in engem Zusammenhang mit Rehovot und dem dortigen Weizmann-Institut sowie mit Heidelberg und dem hiesigen Max-Planck-Institut für Kernphysik.

Städtepartnerschaften im Rahmen der deutsch-israelischen Beziehungen

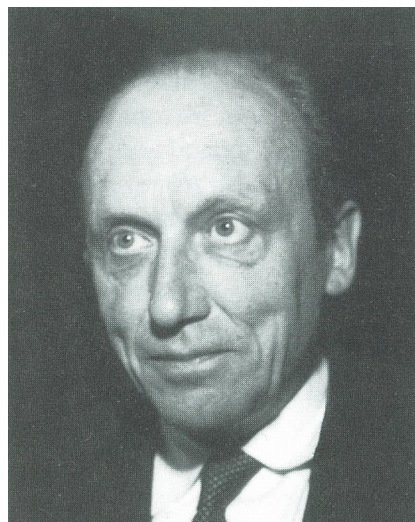
Die Bedeutung, die beide Seiten Städtepartnerschaften für die gegenseitigen Beziehungen beimaßen, zeigt sich daran, dass dieses Arbeitsfeld eines der Ersten war, das nach der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen beider Länder im Jahr 1965 angegangen wurde. Der einstige Botschafter des Staates Israel in der Bundesrepublik Deutschland sollte im Jahr 1999 sagen, die Entwicklung auf diesem Gebiet stimme an der Schwelle zu einem neuen Jahrhundert zuversichtlich.⁶

Die Protagonisten der wissenschaftlichen Zusammenarbeit

Gutfreund nennt vier Protagonisten bei der Anbahnung der wissenschaftlichen Beziehungen und bei ihrer Institutionalisierung im Minerva-Programm, die allesamt Beziehungen zu Rehovot, Heidelberg oder beiden Städten hatten. Es sind dies die Kernphysiker Amos de Shalit (1926–1969) vom Weizmann-Institut und Wolfgang Gentner (1906–1980), zunächst an der Universität Freiburg, ab 1958 am hiesigen Max-Planck-Institut für Kernphysik. Zudem war Gentner, für die Anbahnung der Be-



Amos de Shalit (Aus: Es begann in Rehovot, wie Anm. 7, S. 19)



Wolfgang Gentner (Aus: Es begann in Rehovot, wie Anm. 7, S. 19)

ziehungen bedeutend, stellvertretender Direktor der kernphysikalischen Forschungseinrichtung CERN in Genf. Weiterhin zu nennen sind der Präsident des Weizmann-Instituts und nachmalige israelische Außenminister Abba Eban sowie Josef Cohn, der ehemalige Mitarbeiter des ersten israelischen Staatspräsidenten Chaim Weizmann – Namensgeber des Instituts – sowie Vizepräsident des Europäischen Komitees des Weizmann-Instituts. Cohn hatte eine zusätzliche Beziehung zu Heidelberg durch seine hiesige Studienzeit während der Weimarer Republik; er hatte u.a. bei Karl Jaspers und Alfred Weber studiert.⁷ In der Schweiz konnte Cohn als Förderer für das Weizmann-Institut den Nationalökonom Edgar Salin gewinnen, der in Heidelberg nicht nur als Professor der Nationalökonomie bis zu seinem Weggang nach Basel bekannt ist, sondern auch als Angehöriger des Kreises um Stefan George.⁸ Inwieweit der schweizerische Kontakt zwischen Salin und Cohn auf gemeinsame Heidelberger Tage zurückzuführen ist, kann hier nicht untersucht werden. Erwähnenswert ist jedoch, dass Josef Cohn in seinen Bemühungen um die deutsch-israelischen Wissenschaftsbeziehungen mehrfach mit Konrad Adenauer zusammentraf. Schließlich sollte Cohn in den 1980er Jahren auch für die Städtepartnerschaft Heidelberg-Rehovot aktiv werden, als er sich darum kümmerte, die Teilnahme eines Heidelberger Abiturienten am International Summer Science Institute am Weizmann-Institut zu finanzieren.⁹

Die ersten Überlegungen für eine institutionalisierte wissenschaftliche Zusammenarbeit gingen auf de Shalit und Gentner zurück, die durch die gemeinsame Tätigkeit bei CERN darüber ins Gespräch kamen. Gentner erinnerte sich später folgendermaßen: „Es war für mich eine Freude, als eines Tages, wohl 1957, Amos de Shalit [...] in mein Zimmer kam und mit mir sprach. Er meinte, dass es doch Möglichkeiten geben sollte, Kontakte zwischen dem Weizmann-Institut und deutschen Forschungsinstituten aufzubauen.“¹⁰

Die Delegationsreise von 1959

Den Durchbruch zur Institutionalisierung brachte schließlich im Jahre 1959 der Besuch einer Delegation der Max-Planck-Gesellschaft im Weizmann-Institut. Neben Gentner – damals bereits in Heidelberg – und Cohn, der als Begleiter mitreiste, gehörten zur Delegation der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft und Physik-Nobelpreisträger Otto Hahn, der Direktor des Max-Planck-Instituts für Zellchemie Feodor Lynen, der Kunsthistoriker Hanno Hahn – Sohn Otto Hahns – und Alice Gentner, die Ehefrau von Wolfgang Gentner.

Die Reise hatte übrigens ein Nachspiel in der israelischen Innenpolitik. Im November 1964 berichtet die Frankfurter Rundschau über die deutsch-israelische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Kernphysik und ergänzte, dass Israel auch durch die Unterstützung deutscher Wissenschaftler bald über eine Atombombe verfügen werde. In der folgenden Knesset-Debatte fielen die Namen der deutschen Kernphysiker Hans Jensen, Professor an der Universität Heidelberg und eben Wolfgang Gentner, deren Besuch am Weizmann-Institut von der Regierung bestätigt wurde.¹¹ Inwieweit eine deutsche Beteiligung an der Entwicklung einer israelischen Atombombe vorlag und vielleicht gar eine Spur nach Heidelberg führte, muss offen blei-

ben. Interessant ist hier das hochrangige Interesse, auf das die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Israel und speziell Heidelberg und Rehovot stieß.

Von der Wissenschaft zur allgemeinen Öffentlichkeit

Die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen Rehovot und Heidelberg für die deutsch-israelischen Wissenschaftsbeziehungen ist unbestritten. Die vorbereitenden Gespräche führten von Josef Cohn bis zu Bundeskanzler Adenauer. Hat diese Kooperation aber unmittelbar zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel beigetragen, sind Rehovot und Heidelberg also quasi die Geburtsstädte jener Beziehungen? Das ist wohl zu verneinen. Zu mächtig waren die politischen Rahmenbedingungen: Da waren die Befürchtungen, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel könnte zu einer Anerkennung der DDR durch arabische Staaten führen, und es gab eine ablehnende Haltung eines Kreises von „Arabisten“ um den damaligen Bundesaußenminister Gerhard Schröder.¹² Erst die De-facto-Anerkennung der DDR durch Ägypten unter General Nasser ließ diese Argumente hinfällig werden und ebnete den Weg für die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen.¹³

Dennoch bleibt die große Bedeutung festzuhalten, die Rehovot und Heidelberg bei der Pflege deutsch-israelischer Beziehungen zwischen 1952 und 1965 hatten. Dies könnte vermuten lassen, beide Städte hätten zu den ersten gehört, die nach 1965 eine Partnerschaft eingegangen sind. Dies war aber nicht der Fall. Als die Partnerschaft 1983 geschlossen wurde, war sie die einunddreißigste deutsch-israelische Partnerschaft.¹⁴ Zunächst blieben die Beziehungen auf das Feld der Wissenschaft beschränkt. Das sollte sich erst nach den 1970er Jahren ändern.

Die Städtepartnerschaft nimmt konkrete Formen an

Am 5. Mai 1978 fand im Europäischen Hof in Heidelberg ein Festbankett aus Anlass der Einweihung des Europäischen Molekularbiologischen Laboratoriums (EMBL) statt. Diese Gelegenheit nutzte Wolfgang Gentner, um gemeinsam mit dem Nobelpreisträger und EMBL-Generaldirektor Sir John Kendrew sowie dem Heidelberger Oberbürgermeister Reinhold Zundel die Realisierung von Plänen für eine Städtepartnerschaft voranzutreiben. Bereits 1973 hatte sich der damalige Präsident des Weizmann-Instituts Michael Sela gegenüber dem Heidelberger Ersten Bürgermeister Karl Korz entsprechend geäußert.¹⁵ Es bleibt als wesentlicher Befund festzuhalten, dass die ersten Impulse für die Städtepartnerschaft von Israel ausgingen. Dazu kam aber außerdem das Engagement Wolfgang Gentners, das Günter Heinemann wie folgt beschrieb: „[...] die Atomphysiker [verschließen] trotz ihrer engen Spezialisierung den Blick nicht vor übergeordneten und in anderen Bereichen weiterführenden Problemlösungen. So trat Gentner sehr früh und beständig für den Dialog und die Kooperation mit Israel ein.“¹⁶

Oberbürgermeister Zundel griff diese Anregungen auf, als er im Rahmen einer Israel-Reise im Mai 1982 auch Rehovot besuchte und dort mit seinem Amtskollegen Yeheskel Harmelech und dem Präsidenten des Weizmann-Instituts Michael Sela zusammentraf.¹⁷ Der vorrangige Zweck dieser Reise wird aus den Quellen nicht zweifelsfrei deutlich. Während die Chronologie des OB-Referats einfach von einer Israel-Reise des Oberbürgermeisters spricht, bei der er Rehovot besuchte, stellt die Berichterstattung des Tageblatts durch ihre Überschrift die Impulse in den Vordergrund, die Heidelberg für seine Wirtschafts- und Technologieförderung aus Rehovot erhalten habe. „Heidelberg will von Israel lernen“¹⁸; ein weiterer Artikel über den Besuch des Oberbürgermeisters in Rehovot zitiert Zundel eingangs mit folgenden Worten: „Mir geht es um die Arbeitsplätze im Jahr 2000.“¹⁹ Hintergrund war ein Besuch Zundels bei der Stiftung „Yeda“ (hebräisch: Wissen), die sich um den Wissenstransfer zwischen Weizmann-Institut und Wirtschaft kümmert und Vorbild für den Heidelberger Technologiepark werden sollte. Auf den grundsätzlicheren und umfassenderen Partnerschaftsgedanken stellt dagegen die Rhein-Neckar-Zeitung ab. Sie spricht von „ersten zaghafte[n] Schritten zur Partnerschaft“ und weist zugleich darauf hin, die geführten Gespräche seien „selbstverständlich noch unverbindlich“. Betont wird jedoch auch hier der bestehende enge wissenschaftliche Kontakt zwischen Heidelberg und Rehovot. Als beteiligte Institutionen auf Heidelberger Seite werden neben der Universität die Max-Planck-Institute, das EMBL und das Deutsche Krebsforschungszentrum (DKFZ) genannt.²⁰ Am deutlichsten indes nennt die Allgemeine Jüdische Wochenzeitung den Abschluss einer Städtepartnerschaft als Zweck der Reise und schreibt, Oberbürgermeister Zundel fahre nach Rehovot, um über eine Städtepartnerschaft zu verhandeln.²¹

Mögen die Schritte auch zaghafte und die Gespräche unverbindlich gewesen sein, so stoßen sie in den Reihen des Heidelberger Gemeinderates doch zunächst auf Zurückhaltung. Die Vorsitzenden der Gemeinderatsfraktionen äußerten sich in einem Pressegespräch mit der Rhein-Neckar-Zeitung zu der Thematik. Zwar werden keine grundsätzlichen Bedenken gegen eine Partnerschaft mit einer israelischen Stadt erhoben; jedoch wird auf das Bestreben Heidelbergs verwiesen, die Zahl der Städtepartnerschaften in engem Rahmen zu halten. Denn es seien gerade Partnerschaftsanfragen von Heidelberg/Australien und (damals noch) Kumamoto in Japan abschlägig beschieden worden, da zwei Partnerstädte (Montpellier/Frankreich und Cambridge/Großbritannien) ausreichten. Außerdem wird die fehlende Einbeziehung des Gemeinderats moniert.²² Schließlich aber ermächtigte der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 29. März 1983 mit ungeteilter Zustimmung Oberbürgermeister Zundel, in Rehovot eine Partnerschaftsurkunde zu unterzeichnen.²³

Bevor dies jedoch im Rahmen des Besuchs einer offiziellen Heidelberger Delegation in Rehovot geschah, besuchte Oberbürgermeister Yeheskel Harmelech als erster offizieller Repräsentant Rehovots vom 30. Januar bis 3. Februar 1983 Heidelberg.²⁴ In einer Ansprache bot er Heidelberg die Partnerschaft an und betonte, die Hand der Freundschaft sei ausgestreckt.²⁵ Dies kann als Indiz dafür gedeutet werden, dass die Initiative auf dem Weg zur Städtepartnerschaft wie 1973 von Rehovot ausging.

Der Abschluss der Partnerschaft

Vom 1. bis 6. Mai 1983 besuchte eine Delegation der Stadt Heidelberg Israel und Rehovot. Der Delegation gehörten neben OB Zundel der Rektor der Universität Prof. Adolf Laufs, der Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde Heidelberg Prof. Leo Rubinstein sowie neun Mitglieder des Gemeinderats und jeweils ein Vertreter des Süddeutschen Rundfunks und der Rhein-Neckar-Zeitung an. Die Stadtverwaltung war durch Direktor Günter Heinemann und Oberverwaltungsrat Dieter Bächstädt vertreten.²⁶ Die Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde erfolgte in Rehovot am 5. Mai 1983. Die Urkunde scheint eher ad hoc und etwas unprofessionell erstellt worden zu sein: In der hebräischen Fassung ist der Name des Heidelberger Oberbürgermeisters mit „Zulden“ statt mit „Zundel“ (hebräisch זולדן statt korrekt זונדל) angegeben; etwas flapsig ist in der hebräischen Fassung auch von Heidelberg/Westdeutschland (המערבית גרמניה) die Rede, obwohl das Hebräische auch einen Ausdruck „Bundesrepublik Deutschland“ kennt. Auch findet sich zumindest im Stadtarchiv Heidelberg keine unterschriebene Ausfertigung der hebräischen Urkunde. Als Aufgaben der Partnerschaft wird die Zusammenarbeit auf den Gebieten Kultur, Sport, Jugend, Erziehung und Bildung, Fremdenverkehr sowie Wirtschaft genannt. Ausdrücklich soll die Partnerschaft der Urkunde zufolge über den regionalen Rahmen hinaus Wirkung entfalten und einen Beitrag zur deutsch-israelischen Verständigung und zur gemeinsamen friedlichen Zusammenarbeit leisten.²⁷ In Heidelberg wurde die Partnerschaft in Anwesenheit einer israelischen Gemeinderatsdelegation bei einem Festakt im Heidelberger Rathaus am 8. November 1984 bekräftigt.²⁸

Die Gründung des Freundeskreises Heidelberg-Rehovot e.V.

Bereits bei der Abschiedsveranstaltung für die israelische Delegation kam die Idee der Gründung eines Freundeskreises Heidelberg-Rehovot auf, der flankierend zu den Aktivitäten bereits bestehender Institutionen tätig wurde und damit die Partnerschaft für weitere Personenkreise erschließen sollte.²⁹ Zu Beginn des Jahres 1985 nahm eine Gruppe um Konrad Müller, Personalleiter am EMBL, die Arbeit auf mit den Schwerpunktthemen Spendensammeln, inhaltliche Vorbereitung und Erarbeitung einer Satzung. Sehr pointiert brachte Müller zum Ausdruck, dass der Freundeskreis dem besonderen Charakter einer deutsch-israelischen Partnerschaft Rechnung tragen solle: Ein „Juheidi-Kreis“, der sich mit Blasmusik befasse, könne das komplexe, problematische Verhältnis zwischen Deutschen und Juden nicht fassen.³⁰ Die Gründung des Freundeskreises erfolgte im Mai 1985; der Initiator Konrad Müller wurde zum Vorsitzenden gewählt. Bei der Gründungsversammlung wurde ein Grußwort von Prof. Bernard Czernobilsky, dem Vorsitzenden des Partnerfreundeskreises in Rehovot, verlesen.³¹ Schwerpunktthemen der Arbeit des Freundeskreises bis heute sind die Betreuung erwachsener Begleiter von Jugendgruppen aus Rehovot sowie die Unterstützung zuständiger Stellen der Stadtverwaltung bei sonstigen Delegationsbesuchen, die Information der Bevölkerung über die Städtepartnerschaft und über Israel im Allgemeinen insbesondere durch einen jährlichen Stand auf dem „Heidelberger Herbst“ und die Organisation von Bürgerreisen. Anders als in der

Frühphase spielt das Einwerben von Spenden keine Rolle mehr. Seinerzeit war etwa der Verkaufserlös von Zitrusfrüchten der Stadt Rehovot zur Eingliederung von Neu-einwanderern aus Äthiopien überlassen worden, oder es wurden in der Heidelberger Ärzteschaft Medikamente für das Rehovoter Kaplan-Krankenhaus gesammelt.³²

Tragende Aktivitäten der Partnerschaft

Als eine der ältesten und nachhaltigsten Aktivitäten im Rahmen der Partnerschaft ist die Teilnahme zunächst jährlich eines, später auch mehrerer Heidelberger Abiturientinnen und Abiturienten am International Summer Science Institute des Weizmann-Instituts. In diesem Programm werden in den Sommermonaten Schulabsolventinnen und -absolventen aus der ganzen Welt in die Forschungsarbeit des Instituts einbezogen; sie lernen aber zugleich durch ein Begleitprogramm Land und Leute in Israel kennen. Diesen Impuls aus Israel griff Heidelbergs Oberbürgermeisterin Beate Weber auf, als sie gemeinsam mit Forschungseinrichtungen in Heidelberg die ähnlich konzipierte International Summer Science School Heidelberg einrichtete, an der auch regelmäßig junge Menschen aus Rehovot teilnehmen.

Natürlich gehören auch die Austauschprogramme und Partnerschaftsfestivals des Stadtjugendrings zum Kernbestand der Partnerschaft. Das erste Partnerschaftsfestival des Stadtjugendrings fand vom 26. März 1985 bis 5. April 1985 in Rehovot statt, zuletzt (Stand Juni 2018) besuchten 25 Gäste aus Rehovot im Rahmen des Austauschs des Stadtjugendrings Heidelberg. Fest etabliert ist längst auch der Schüleraustausch zwischen dem Bunsen-Gymnasium Heidelberg (ursprünglich auch des Hölderlin-Gymnasiums Heidelberg) und der Katzir High School in Rehovot. Erstmals besuchte eine Gruppe von 30 Schülern und sechs Lehrern der beiden Heidelberger Schulen Rehovot. Zuletzt hielt sich eine Gruppe aus der Katzir High School vom 1. bis 10. Juli 2016 in Heidelberg auf; für den Juli 2018 ist ein weiterer Besuch geplant.

Seit der ersten Delegationsreise 1983 besuchten immer wieder, zuletzt vom 5. bis 9. März 2018 städtische Delegationen aus Heidelberg Rehovot; ebenso kam es zu entsprechenden Gegenbesuchen. Bei der Delegationsreise im Januar 2012 konnte nach langer Zeit wieder die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg in die Partnerschaft einbezogen werden: Der Alttestamentler Prof. Manfred Oeming war Mitglied der Delegation und stellte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in Ramat Rahel bei Jerusalem vor Ort vor.³³ Im März 1983 hatte Prof. Heyer vom Institut für Kirchengeschichte im Rahmen einer wissenschaftlichen Exkursion nach Israel in Rehovot Grüße von Oberbürgermeister Zundel überbracht.

Zu erwähnen sind die Begegnungen von Forschungsadministratoren aus Heidelberg und Rehovot oder die Besuche von Studierenden der in Rehovot befindlichen agrarwissenschaftlichen Fakultät der Hebräischen Universität bei der Studierendenvertretung der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien. Ohnehin kann keine vollständige Aufzählung aller Partnerschaftsaktivitäten erfolgen: Allein die zahlreichen privaten Besuche engagierter Bürgerinnen und Bürger aus Heidelberg und Rehovot in der jeweiligen Partnerschaft festigen die Beziehungen zwischen beiden Städten.

Schatten (und ein wenig Licht) der Vergangenheit

Eingangs wurde die enge Verknüpfung der deutschen und deutsch-jüdischen Geschichte einerseits und der politisch-militärischen Situation im Nahen Osten andererseits angesprochen. Abschließend soll untersucht werden, welche Rolle diese Themen in der Städtepartnerschaft Heidelberg-Rehovot gespielt haben.

Wie gezeigt, entsprang die Städtepartnerschaft Heidelberg-Rehovot einer wissenschaftlichen Kooperation. Eine derartige deutsch-israelische Zusammenarbeit wird sich, sofern sie ein historisches Bewusstsein entwickelt, an den Beitrag von Juden zur deutschen Wissenschaft vor 1933 erinnern. Hier ergibt sich wiederum eine Brücke zwischen Heidelberg und Rehovot: Auf dem Gelände des Weizmann-Instituts befindet sich ein Gedenkstein zur Erinnerung an die Verfolgungen zur Zeit des Nationalsozialismus. Auf diesem Gedenkstein findet sich auch der Name des berühmten Physiologen Otto Meyerhof, der in Heidelberg am damaligen Kaiser Wilhelm-Institut (heute Max-Planck-Institut) für Medizinische Forschung und der medizinischen Fakultät der Universität tätig war.³⁴

Darüber hinaus ergaben sich vielfache Berührungspunkte. Wohl eher zufällig fielen mehrere Besuche von Delegationen aus Rehovot auf bedeutende historische Gedenktage. In die Zeit des ersten Besuches von Rehovots Oberbürgermeister Yeheskel Harmelech fiel der fünfzigste Jahrestag der „Machtergreifung“, der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933. Aus diesem Anlass wohnte er einer Gedenkstunde im Großen Rathaussaal bei. Im Anschluss zeigte er sich beeindruckt vom großen Interesse der deutschen Jugend und meinte: „Der Holocaust hat uns als eine Lehre gedient, Brücken der Freundschaft zu schlagen“³⁵. Der Festakt zum Abschluss der Partnerschaft in Heidelberg am 4. November 1984 fand wenige Tage vor dem sechsendvierzigsten Jahrestag des Pogroms vom November 1938 statt. Auf diesen Zusammenhang wies der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Werner Nachmann, bei seiner Ansprache hin.

Bei seiner Israel-Reise im Mai 1982 traf Oberbürgermeister Zundel in Tel Aviv mit aus Heidelberg geflohenen Jüdinnen und Juden zusammen, die nun in Israel leben. Dabei überreichte er eine Dokumentation, die der 1939 aus Heidelberg nach Brasilien entkommene Ludwig Basnizki herausgegeben hatte.³⁶ Ein weiteres Treffen fand im Mai 1983 statt, als eine Delegation des Gemeinderates Rehovot besuchte.³⁷ Damit wurde eine Tradition begründet, die bei späteren Delegationsreisen oder Partnerschaftsfestivals des Stadtjugendrings fortgesetzt werden sollte.

Die Vergangenheit und die aus ihr resultierenden Ängste wurden bei einer Podiumsdiskussion im Rahmen des Partnerschaftsfestivals des Stadtjugendrings angesprochen, an dem auch Jugendliche aus Dresden und Bautzen teilnahmen. Das Festival fand im Juli 1990, also wenige Wochen vor der Vereinigung der beiden deutschen Staaten statt. Mit Blick auf diese Entwicklung meinte der zweite Bürgermeister Rehovots, Joseph Galizky, er habe Angst vor dem großen deutschen Reich, weil er es am eigenen Leib gefühlt habe, als er jung war.³⁸

Fester Bestandteil des Programms Heidelberger Delegationen in Israel ist ein Besuch der Holocaust Gedenkstätte Yad Vashem, ebenso wie Delegationen aus Rehovot das ehemalige Konzentrationslager Natzwiler-Struthof im Elsass besuchen.

Ein Licht in düsterer Zeit ist das Wirken des evangelischen Pfarrers Hermann Maas in Heidelberg, der zahlreichen verfolgten Jüdinnen und Juden beistand und ihnen zur Ausreise verhalf. Deshalb wird an ihn in Rehovot seit 1995 mit einem Straßennamen erinnert.³⁹



Straßenschild in Rehovot
(Foto: D. Dancker)

Die Städtepartnerschaft und die Lage im Nahen Osten

Angesichts der heftigen Emotionen, die die Auseinandersetzungen zwischen dem Staat Israel und der arabischen Welt gerade in Deutschland auslösen, ist es verwunderlich, wie wenig sich dies auf die Städtepartnerschaft ausgewirkt hat – zumindest insoweit dazu schriftliche Quellen vorliegen. Dieser Befund ist umso erstaunlicher, als die Begründung der Städtepartnerschaft in die Zeit des auch in Israel umstrittenen Libanonfeldzuges fiel, für den das von christlichen Milizionären wohl mit Mitwisserschaft israelischer Armee-Einheiten in den Flüchtlingslagern Sabra und Shatila verübte Massaker zum Sinnbild geworden ist. Gibt es Auswirkungen der Lage im Nahen Osten auf die Städtepartnerschaft, so entspringen diese nicht politischen oder weltanschaulichen Vorbehalten, sondern Sicherheitsbedenken. So lehnte die Heidelberger Kreishandwerkerschaft 1987 eine Einladung aus Rehovot unter Verweis auf die gefährliche politisch-militärische Lage ab.⁴⁰ Gravierender waren die Auswirkungen der Anschlagswelle in Israel im Zuge der „Al-Aqsa-Intifada“ auf die Austauschprogramme des Stadtjugendrings: Von 2001 bis 2006 besuchten keine Jugendlichen aus Heidelberg Rehovot.⁴¹

Eine eindeutige politische Äußerung wagte in der Gründungsphase der Partnerschaft der SPD-Gemeinderat Dr. Wolfgang Huber, der sich von der Partnerschaft nicht nur einen Beitrag zur Aussöhnung von Deutschland und Israel erhoffte, sondern auch einen Beitrag zum Frieden in der Region und der Welt.⁴² Sehr deutlich kam die politische Situation im Nahen Osten und speziell in Israel in einem Interview zur Sprache, das die linksalternative Heidelberger Wochenzeitung *Communale* mit dem politisch links stehenden Rehovoter Stadtrat und Partnerschaftsaktivisten Nahum Porath führte.⁴³ Als die Interviewerin Cornelia Girnd Israel als einen Staat charakterisiert, der heute einen aggressiven Krieg führt, stieß dies in dieser apodik-

tischen Form auf Widerspruch bei Porath und löste eine kontroverse Diskussion über die politische Lage aus. Schließlich äußert Porath jedoch den Wunsch nach einer Zusammenarbeit der Friedensbewegungen.

Die Einbeziehung von Menschen aus den palästinensischen Gebieten in die Partnerschaftsarbeit dürfte derzeit noch auf zu hohe politische, administrative und auch emotionale Hürden stoßen. Zumindest in Ansätzen gelungen ist die Einbeziehung der beduinischen Stadt Rahat. Jugendliche aus Rehovot, Rahat und Heidelberg gestalteten 2004 das Kunst- und Friedensprojekt „Peacing it together“ in Heidelberg. 2013 nahm eine Jugendliche aus Rahat an der International Summer Science School Heidelberg teil.⁴⁴

Der Golfkrieg 1991

Besonders eng waren Vergangenheit und aktuelle politische Situation während des Golfkrieges 1991 verflochten, als der Irak Israel mit Raketen angriff und Giftgasangriffe befürchtet wurden. Vor diesem Hintergrund lösten Berichte über die Beteiligung deutscher Unternehmen an irakischen Rüstungsprogrammen in Israel heftige Reaktionen aus. Zwar verabschiedete der Heidelberger Gemeinderat eine Solidaritätserklärung und Oberbürgermeisterin Beate Weber brach mit einer offiziellen Delegation zu einem Solidaritätsbesuch in Rehovot auf;⁴⁵ dennoch stellte Stadtrat Nahum Porath in einem Schreiben an „unsere Heidelberger Freunde“ kritische Fragen: „Wiederholt sich die Geschichte? Wird wieder deutsches Gas zur Massenvernichtung verwendet? [...] Wo erhebt sich Eure Stimme gegen den angesagten Mord an der israelischen Bevölkerung? Sind die neuen Deutschen – unsere Freunde – [...] am Abweg wie ihre Väter?“⁴⁶

Anmerkungen

- 1 20 Jahre Städtepartnerschaft Heidelberg-Rehovot, hg. vom Stadtjugendring Heidelberg e.V., Heidelberg o.J., S. 28.
- 2 Im vorliegenden Artikel wird dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend von Städtepartnerschaften gesprochen, obwohl der Begriff „Kommunalpartnerschaft“ genauer wäre: Gerade deutsch-israelische Partnerschaften bestehen oft zwischen Landkreisen und Regional Councils, vgl. Aufstellung unter www.embassies.govi.il/berlin/relations/pages/Staedtepartnerschaften.aspx (abgerufen am 11.04.2018).
- 3 Vgl. Tom Segev: *The Seventh Million. The Israelis and the Holocaust*, New York 2000, S. 214–217.
- 4 Matthias Arning: *Späte Abrechnung. Über Zwangsarbeiter, Schlussstriche und Berliner Verständigungen*, Frankfurt a.M. 2001, S. 26.
- 5 Hanoch Gutfreund: *Keynote at the DFG Celebration Event marking 50 years of German-Israeli relations*, www.dfg.de/download/pdf/dfg_magazin/internationales/150910_dip_jubilaeum/keynote_gutfreund.pdf (abgerufen am 30.04.2017).
- 6 Avi Primor: *Europa, Israel und der Nahe Osten*, Frankfurt a.M. 2000, S. 106 u. 111.
- 7 Vgl. *Es begann in Rehovot – Die Anfänge der wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland*, hg. vom Europäischen Komitee des Weizmann Institute of Science, Zürich 1989, S. 20.
- 8 Vgl. *Es begann in Rehovot* (wie Anm. 7), S. 20. Zu Edgar Salin in Heidelberg Michael Busermeier: *Literarische Führungen durch Heidelberg*, Heidelberg 2007, S. 352.

- 9 Telefonische Auskunft von Herrn Jochen Reder, Ladenburg, 13.4.2018.
- 10 Es begann in Rehovot (wie Anm. 7), S. 18.
- 11 Segev (wie Anm. 3), S. 370f.
- 12 Primor (wie Anm. 6), S. 102. Eckart Conze, Norbert Frei, Peter Hayes, Moshe Zimmermann: Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, München 2010, S. 500.
- 13 Die Aufnahme von Beziehungen zwischen Ägypten und der DDR war eine Reaktion auf die bekannt gewordene Rüstungskooperation zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel. In diesen Zusammenhang fiel auch die Diskussion um die Rolle der Heidelberger Wissenschaftler Jensen und Gentner.
- 14 Vgl. Aufstellung (wie Anm. 2).
- 15 Geschichte der Städtepartnerschaft zwischen Rehovot und Heidelberg. Chronologische Aufstellung des OB-Referats der Stadt Heidelberg, dem Verfasser freundlicherweise von Frau Viola Schwabbauer, Mitarbeiterin des OB-Referats, zur Verfügung gestellt.
- 16 Günter Heinemann: Heidelberg, Heidelberg 1996, S. 496.
- 17 Geschichte der Städtepartnerschaft (wie Anm. 15).
- 18 Tageblatt 26.05.1982.
- 19 Ebd.
- 20 Rhein-Neckar-Zeitung 25.05.1982.
- 21 Allgemeine Jüdische Wochenzeitung 20.05.1982.
- 22 Rhein-Neckar-Zeitung 29.05.1982.
- 23 Amtsanzeiger Heidelberg 31.03.1983.
- 24 Rhein-Neckar-Zeitung 01.02.1983.
- 25 Amtsanzeiger Heidelberg 11.02.1983.
- 26 Die Partnerschaft wird vollzogen. Dokumentation einer Informations- und Studienreise einer Gemeinderatsdelegation nach Israel vom 1. bis 6. Mai 1983, zusammengestellt von Dr. Günter Heinemann, Heidelberg 1983.
- 27 Die Partnerschaftsurkunde in deutscher wie hebräischer Sprache ist abgedruckt in: 20 Jahre Städtepartnerschaft (wie Anm. 1), S. 6f.
- 28 Rhein-Neckar-Zeitung 09.11.1985; Geschichte der Städtepartnerschaft (wie Anm. 15).
- 29 Rhein-Neckar-Zeitung 12.11.1984.
- 30 Kommunale 03.01.1985.
- 31 Rhein-Neckar-Zeitung 11.05.1985.
- 32 Geschichte der Städtepartnerschaft (wie Anm. 15).
- 33 Rhein-Neckar-Zeitung 06.02.2012.
- 34 Es begann in Rehovot (wie Anm. 7), S. 8. Zu Otto Meyerhof auch Heinemann (wie Anm. 16), S. 448 sowie Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten, Heidelberg 2011, S. 297f.
- 35 Rhein-Neckar-Zeitung 01.02.1983 und 02.02.1983.
- 36 Amtsanzeiger Heidelberg 11.06.1982, zu Ludwig Basnizki siehe Giovannini u.a. (wie Anm. 34), S. 42f.
- 37 Geschichte der Städtepartnerschaft (wie Anm. 15).
- 38 Rhein-Neckar-Zeitung 27.07.1990.
- 39 Rhein-Neckar-Zeitung 03.06.1995.
- 40 Rhein-Neckar-Zeitung 30.01.1987, Rubrik „Heidelberger Herkules“.
- 41 Rhein-Neckar-Zeitung 03.05.2006.
- 42 Rhein-Neckar-Zeitung 06.04.1983.
- 43 Kommunale 15.12.1984.
- 44 Geschichte der Städtepartnerschaft (wie Anm. 15).
- 45 Ebd.
- 46 Rhein-Neckar-Zeitung 21.01.1991.



Pierre Mignard, Entführung der Europa –
Madame de Montespan mit ihren Kindern,
um 1675



Lust Lust auf Museum?

**Wir bieten nicht nur
„Kurpfälzisches“,
sondern auch ...**

**Kurpfälzisches Museum
der Stadt Heidelberg**
Hauptstraße 97
69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21-58 34 000/020
Fax: 0 62 21-58 34 900
kurpfaelzischesmuseum@
heidelberg.de

Kassenöffnungszeiten:
Di - So 10 - 18 Uhr
Mo geschlossen

- Von Spitzweg bis Slevogt – Malerei des 19. und 20. Jh.
- Gemälde und Skulpturen 15. – 18. Jh., darunter den „Zwölfbotenaltar“ von Tilman Riemenschneider
- Mehr als 20.000 Aquarelle und Zeichnungen der Graphischen Sammlung
- Archäologische Funde von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Römerzeit
- Kostbare Exponate aus den Bereichen Stadtgeschichte und Kurpfalz
- Kostümsammlung, historische Möbel und Frankenthaler Porzellan im barocken Ambiente des Palais Morass

 **Stadt
Heidelberg**

Heidelberg im Nationalsozialismus unter die Lupe genommen

Projektbericht der Heidelberger Lupe e.V.

Der studentische Verein „Heidelberger Lupe e.V. – Verein für Historische Forschung und Geschichtsvermittlung“ wurde im Frühjahr 2016 gegründet und hat sich zum Ziel gesetzt, die Regionalgeschichte Heidelbergs im Nationalsozialismus zu erforschen und didaktische Zugänge und Methoden für den Schulunterricht zu entwickeln. Er entstand aus einer Projektidee in Kooperation mit dem Arbeitsbereich Minderheitengeschichte und Bürgerrechte in Europa am Lehrstuhl für Zeitgeschichte (Historisches Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg) und mit der Jüdischen Kultusgemeinde Heidelberg. Er ist ein Zusammenschluss aus Studierenden und Absolventinnen und Absolventen der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg sowie der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Bereits im Sommersemester 2015 hatte ein Teil der Gruppe im Rahmen eines Seminars eine Ausstellung mit dem Titel „Herausgerissen – Deportation von Heidelbergern 1940“ konzipiert. Mit ihr beleuchteten wir die Deportationen der Heidelberger Juden und Sinti im Jahr 1940 anhand von regionalhistorischen Quellen und Orten. Die Ausstellung war im Foyer des Rathauses zu sehen und wird seither als Wanderausstellung an Heidelberger Schulen verliehen.¹

Das erste Projekt des Vereins ging aus jener Ausstellung hervor. Sowohl Lehrerinnen und Lehrer aus Heidelberg als auch die Jüdische Kultusgemeinde äußerten den Wunsch nach weiteren Angeboten der Geschichtsvermittlung mit einem stärkeren Bezug zur Regionalgeschichte der Stadt und der unmittelbaren Umgebung. Ziel des im März 2018 veröffentlichten Materialheftes zum Thema „Spurensuche: Heidelberg im Nationalsozialismus“ ist es, Geschichte regional verankert unterrichten zu können. Dafür wurden lokalhistorische Quellen und die Topografie der Stadt mit samt ihren historischen und erinnerungskulturellen Orten geschichtsdidaktisch aufbereitet. Im Mittelpunkt der Publikation steht die Verfolgungsgeschichte verschiedener Opfergruppen. Heidelberger Bürgerinnen und Bürger gehörten zu den Gruppen der Opfer, Täterinnen und Täter, Zuschauerinnen und Zuschauer sowie zu den Helferinnen und Helfer. Je nach Quellenlage wird die kategoriale Einteilung der Verfolgten anhand von Einzelbiografien zu dekonstruieren versucht. Dieser biografische Zugang erleichtert es aufzuzeigen, dass die nationalsozialistische Gesellschaft aus verschiedenen Akteurinnen und Akteuren mit unterschiedlichen Handlungsspielräumen bestand. Schwarz-weiß gezeichnete Dichotomien zwischen Täterinnen beziehungsweise Tätern und Opfern werden durch diese Mikroperspektive vermieden und die Komplexität von Gesellschaftsstrukturen hervorgehoben. Die Zielsetzung orientiert sich an dem von Matthias Heyl entwickelten Modell „Die Gesellschaft des Holocaust“.² Darüber hinaus fokussiert das Materialheft die Mechanismen des „Otherings“ sowie dessen Folgen in der sozialen Praxis für Einwohnerinnen und Ein-

wohner Heidelbergs im Nationalsozialismus: Es wird den Fragen nachgegangen, wie Nachbarinnen und Nachbarn zu „Fremden“ und „Anderen“ gemacht wurden und welche Folgen dies hatte (z.B. soziale Ausgrenzung, Diskriminierung, Verfolgung und Ermordung). Die biografische Herangehensweise verdeutlicht, dass es einen gravierenden Unterschied zwischen der Lebenswirklichkeit der Verfolgten und den nationalsozialistischen Schemata und denen in ihnen enthaltenen stereotypen Mustern gab. Weiterführende Projektideen regen zur quellenkritischen Auseinandersetzung mit dem historischen Material an und versuchen einen Gegenwartsbezug herzustellen. So werden nicht nur historische und erinnerungskulturelle Orte durch entdeckendes Lernen der Schülerinnen und Schüler in Heidelberg unter die Lupe genommen, sondern auch zeitgenössische Darstellungen von Minderheiten in der heutigen Populärkultur beleuchtet. Dadurch wird nach dem „Dreischritt“ von Karl-Ernst Jeismann auf der Basis einer differenzierten Sachanalyse die Bedeutung eines Ereignisses sowohl auf der Ebene der Vergangenheit (Sachurteil) als auch auf der Ebene der Gegenwart (Werturteil) reflektiert.³

Das Materialheft bündelt elf Schwerpunktthemen

Jugend und Erziehung im Nationalsozialismus, Frauen im Nationalsozialismus, Bücherverbrennungen 1933, Politischer Widerstand – Käthe und Alfred Seitz, Jüdisches Leben, Sintize/Sinti und Romnja/Roma, NS-„Euthanasie“, Homosexualität und Geschlechteridentität, Zwangsarbeit, Nachkriegszeit und koloniale Spuren während der NS-Zeit.

Bei der Erstellung der Themeneinheiten wurde auf die Verwendung konkreter Aufgabenstellungen verzichtet. Stattdessen werden „inhaltsbezogene Lernziele“ aufgeführt, die mögliche Ziele für die Verwendung des Quellenmaterials präsentieren.

Für die außerschulische Arbeit an historischen beziehungsweise erinnerungskulturellen Orten wurde ein Leitfaden erstellt, der mit formulierten Fragestellungen eine Orientierung für die Erkundung der Orte sein kann. Trotzdem wird im Sinne des selbständigen und entdeckenden Lernens genug Raum für eigene Entdeckungen und Fragen gelassen. Neben einer genaueren Beschreibung des Ortes (z.B. erster Eindruck, Symbolsprache, Gestaltung) und dessen Umgebung (u.a. Lage des Ortes, Wahrnehmung in der Öffentlichkeit, frühere Funktionen des Ortes) wird ein Bezug zu den Quellen und Sachtexten für Schülerinnen und Schüler im Materialheft hergestellt.

Begleitend zur Umsetzung der Projektidee wurde ein Netzwerk von Expertinnen und Experten aufgebaut, womit die geschichtsdidaktische und fachwissenschaftliche Fundierung des Projektes gewährleistet wurde. Allen voran unterstützten uns von Beginn an Dr. Norbert Giovannini (Heidelberger Geschichtsverein, Pädagogische Hochschule), Dr. Anette Hettinger (Pädagogische Hochschule) und Daniela Gress, M.A. (Forschungsstelle Antiziganismus). Ohne ihr Engagement wäre dieses Projekt nicht möglich gewesen. Daneben gehörten folgende Einrichtungen zu den Kooperationspartnern der Heidelberger Lupe: der Arbeitsbereich Minderheitengeschichte und Bürgerrechte in Europa am Lehrstuhl für Zeitgeschichte, die Forschungsstelle Antiziganismus am Historischen Seminar der Heidelberger Ruprecht-Karls Universi-

tät, das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma Heidelberg, die Pädagogische Hochschule Heidelberg sowie die Sammlung Prinzhorn, die KZ-Gedenkstätte Mannheim-Sandhofen und die Gedenkstätte Grafeneck. Hervorzuheben ist die Kooperation mit dem Heidelberger Verein „schwarzweiss e.V.“, der das Materialheft um einen eigenen Beitrag zum Thema „Koloniale Spuren während der NS-Zeit“ ergänzte. Außerdem wurde der Verein vom Geschichtslehrer Andreas Barth unterstützt, der am St. Raphael Gymnasium in Heidelberg tätig ist. Die Jüdische Kultusgemeinde Heidelberg und die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (LpB) finanzierten eine Erstauflage. Eine Zweitaufgabe von mehreren hundert Exemplaren ist in Planung.

Neben der Veröffentlichung dieses Materialhefts arbeiteten der Verein und einzelne Mitglieder an weiteren Projekten mit lokalhistorischen und erinnerungskulturellen Bezügen. Dazu gehörten videografierte Zeitzeugengespräche mit ehemaligen jüdischen Einwohnerinnen und Einwohnern aus Heidelberg, eine Stolpersteinverlegung für Helmut Meyer und seine Familie, ein Stadtrundgang zur Geschichte der Heidelberger Sinti mit der Sintiza Ilona Lagrene, ein Vortrag zum Thema „Antisemitismus, Antiziganismus, Rassismus – Fremdenfeindlichkeit damals und heute“ im Zuge der internationalen Wochen gegen Rassismus 2016 sowie ein Vortrag zum Thema „Approaches to Holocaust Education with a regional focus exemplified by the city of Heidelberg“ auf der Post-Conference der International Research Conference on Education about the Holocaust, die von der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) in Kooperation mit der PH (Pädagogische Hochschule) Luzern organisiert wurde.

Im Sommersemester 2018 begann ein neues Projekt in Kooperation mit der Pädagogischen Hochschule Heidelberg mit dem Ziel, einen digitalen Stadtrundgang zum Thema „Orte der Geschichte der Sinti und Roma in Heidelberg“ zu erstellen. Es wird von Prof. Dr. Bettina Alavi (Fach Geschichte) geleitet und im Rahmen der diesjährigen PLACE-Förderung zum Thema „Digitalisierung der Lehrerbildung“ der Heidelberg School of Education finanziert. Das von der Heidelberger Lupe erstellte Materialheft diente als eine Grundlage für die Arbeit der Lehramtsstudierenden. Sie erhielten im Kurs exemplarisch Anregungen, wie ein historischer virtueller Stadtrundgang schrittweise erstellt wird und leisteten zugleich einen Beitrag zur lokalen Geschichtskultur. Es sollte die Studierenden dazu ermutigen, im späteren Berufsleben eigene medienkritisch durchdachte digitale Angebote in den Unterricht zu integrieren und bot darüber hinaus das Potenzial, die bisher marginalisierte Minderheitengeschichte der Sinti und Roma durch das virtuelle Angebot präsenter zu machen. Das Ergebnis wird voraussichtlich Ende des Jahres online gestellt, eine fortlaufende Weiterentwicklung ist vorgesehen. Zudem plant der Verein eine schulartübergreifende Fortbildung für Lehrkräfte in Zusammenarbeit mit dem Regierungspräsidium Karlsruhe. Grundlage dessen wird ebenfalls das Materialheft „Spurensuche: Heidelberg im Nationalsozialismus“ sein.

Anmerkungen

- 1 Arbeitsbereich Minderheitengeschichte und Bürgerrechte in Europa: Studierenden-Ausstellung. Herausgerissen – Deportation von Heidelbergern 1940. Projektbericht vom 24.11.2016, online unter: <https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/histsem/forschung/Arbeitsbereich_MBE_Projekte_Ausstellunggurs.html> [zuletzt aufgerufen am 8.6.2018].
- 2 Matthias Heyl: Dass der Unterricht sich in Soziologie verwandle ... Erziehung nach und über Auschwitz, in: Claudia Lenz, Jens Schmidt, Oliver von Wrochem (Hgg.): Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit, Hamburg-Münster 2002, S. 231–241.
- 3 Karl-Ernst Jeismann: Geschichte und Bildung. Beiträge zur Geschichtsdidaktik und zur Historischen Bildungsforschung, Paderborn u.a. 2000; Peter Gautschi, Jan Hodel, Hans Utz: Kompetenzmodell für „Historisches Lernen“ – eine Orientierungshilfe für Lehrerinnen und Lehrer von 2009, online unter: <http://ernst-goebel.hoehst.schule.hessen.de/fach/geschichte/material_geschichte/allpaed_geschichte/kompetenzorientierunggu/litkompetenzorientierunggu/Gautschi-Kompetenzmodell_fuer_historisches_LernenAug09.pdf> [zuletzt aufgerufen am 8.6.18].

Michael Braum

Peter Anselm Riedl und sein Engagement für die Stadt Heidelberg

Oder: Wie hält es die Kunstgeschichte mit ihrer Alltagsrelevanz?

Peter Anselm Riedl war ein international angesehener Kunsthistoriker und ein streitbarer Geist, der es klug verstand, die Finger an den richtigen Stellen in die Wunden zu legen.* Bewegte er sich in seinen ersten Schaffensjahren auf, seiner Zunft entsprechend, „sicherem“ wissenschaftlichem Terrain – er nahm sich historischen Kirchenbauten, vor allem derer in Siena an – so „weitete“ sich sein Blick mit zunehmender Erfahrung, indem er die „Objekte kunsthistorischer Begierde“ in einen Alltagskontext setzte.

In der Sehnsucht nach Italien liegen die Städtebauer und die Kunsthistoriker in ihrer Suche nach den Wurzeln des „Wahren und Guten“ gar nicht so weit auseinander. Auch wir wurden während unseres Studiums nicht nur zum Zeichnen nach Italien geschickt, galten uns die Italiener, wenn es um das Entwerfen ging, als Vorbilder, gleich ob die großen Baumeister der Renaissance, wie Brunelleschi, Alberti oder Palladio, ob umstrittene Architekten der Moderne wie Adalberto Libera oder Giuseppe Terragni oder ob Zeitgenossen wie Vittorio Gregotti oder Giorgio Grassi. Wir studierten deren Schriften und „kopierte“ ihre Entwürfe.

Wenn es um die Stadt in ihrer Gesamtheit geht, bleibt mir Aldo Rossi besonders im Gedächtnis, legte er doch in den 1960er Jahren mit seinem Buch „Die Architektur der Stadt“ eine ganz zentrale Spur für die sich Ende der 1960er Jahre beginnende Intensivierung der Debatte über die Relevanz des Historischen im Zeitgenössischen. Ein verändertes Verständnis von Architektur griff Raum. Die „heroischen“ und vermeintlich in die Zukunft gewandten Entwürfe der Nachkriegsmoderne wurden abgelöst durch die behutsame Erneuerung der Städte, die im Neubau in der Postmoderne ihren architektonischen Ausdruck fand.

Ich hüte mich, Peter Anselm Riedl als einen Wegbereiter der Postmoderne zu sehen, vielmehr Heinrich Klotz, seines Zeichens auch Kunsthistoriker, der sich vehement in die Diskussion über Architektur und Stadt einmischte, in den 1980er diese gar maßgeblich prägte. Heinrich Klotz war der Gründer des Deutschen Architektur-museums in Frankfurt, der mit der Ausstellung „Die Revision der Moderne – postmoderne Architektur 1960 bis 1980“ international reüssierte.

Ruft man sich die Debatten der späten 1960er und frühen 1970er über Stadt und Architektur in Erinnerung, so erkennt man zwei „Strategien“, die auf ein Verständnis für den Respekt gegenüber dem Historischen abzielten: Die Einen, die den

*Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags im Rahmen des Peter-Anselm-Riedl-Symposiums am 16. März 2018 in der Aula der Neuen Universität. Veranstalter waren das Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg und das Kulturamt der Stadt Heidelberg.

Spekulanten einen „Riegel“ vorschieben wollten, weil sie von deren megalomanen Projekten genug hatten. Viele zu dieser Gruppe Gehörenden gingen auf die Straße und suchten die Konflikte außerparlamentarisch zu lösen. Und die Anderen, die sich eher theoretisch daran setzten, um die beginnende Kritik der Grenzen des Wachstums dafür zu nutzen, auf die Nachhaltigkeit des historisch Überlieferten hinzuweisen. Zahlreiche dieser Gruppe gehörten zu denen, die den „Marsch durch die Institutionen“ suchten. Verband beide „Fraktionen“ die Kritik am Bauwirtschaftsfunktionalismus, so unterschieden sie sich umso mehr in dem Weg der Auseinandersetzung.

Peter Anselm Riedl gehörte zu den Letzteren. Seine Stärke lag nicht im Lauten, vielmehr in der analytisch scharfen Argumentation. Seinen Zugang zur Gegenwart fand er nicht in der politischen Auseinandersetzung, sondern in der Beschäftigung mit Arbeiten von Fritz Koenig, Friedemann Hahn oder Joseph Beuys.

Lassen Sie mich der Person Peter Anselm Riedl im Wechsel zwischen meinen Interpretationen seines Wirkens und seinen Originalzitate nähern. Die Zitate entstammen samt und sonders Vorträgen, Interviews bzw. aus Peter Anselm Riedls verfassten Gutachten.

„Das selbstverständliche Ziel eines Kunsthistorikers ist die Erhellung historischer und ästhetischer Sachverhalte. Ein besonderes Ziel ist für mich, den Erkundungsradius bis in die unmittelbare Gegenwart auszudehnen und künstlerischen Phänomenen einen ‚Sitz im Leben‘ zu sichern. Gelingen kann das nur durch Offenheit für Neues und durch methodische Flexibilität.“¹

In meinen Worten klänge es so: Historie, Gegenwart und Zukunft werden nicht als in sich abgeschlossene Abschnitte bewertet, sondern vielmehr als Kontinuum.

Beim Wort Denkmal denkt der Durchschnitts-Heidelberger an sein Schloss, der Münchner an seine Bavaria, der Hamburger vielleicht an den Bismarck und jemand dazwischen vielleicht an Hermann den Cherusker. Es war nicht die Sorge um diese Inkunabeln nationaler Monumente, sondern die Sorge um die Alltagsarchitektur, die Peter Anselm Riedl umtrieb, wenn er sich für die Heidelberger Altstadt engagierte.

Eine dem Denkmalschutz verantwortete Altstadtanierung versteht sich nicht als Rettungsaktion kunsthistorisch prominenter Einzelobjekte, sondern als Versuch, Stadtquartiere lebenswert zu halten und ihnen im Zuge der behutsamen Erneuerung des historischen Bestands ein Stück weit Identität zu lassen, die auch dafür Sorge trägt, dass die die Quartiere prägenden Milieus in ihrer Existenz gesichert werden.

Forschung hatte für Riedl immer etwas mit lebendiger Realität zu tun, etwa mit der eines Stadtbildes, für dessen Erhaltung er sich ebenso engagierte wie für den Mut zur Neugestaltung und das Bekenntnis zur Zeitgenossenschaft.

In seinem 1974 vorgelegten vergleichenden Gutachten zu Bamberg, Regensburg, Lübeck und Heidelberg arbeitet Anselm Riedl prägnant heraus, dass die Heidelberger Altstadt zu der kleinen Gruppe historisch urbaner Gefüge gehört, die einer besonderen Fürsorge seitens der Denkmalpflege würdig ist.

„Der hohe Rang der Altstadt als eines barock überformten mittelalterlichen Stadtdenkmals stellt Heidelberg ebenbürtig neben Bamberg, Lübeck und Regensburg. Zugleich aber besitzt die Stadt die vielleicht vielseitigsten und besterhaltenen Architekturensembles des

Historismus in Südwestdeutschland, hierin vergleichbar mit Städten wie Baden-Baden oder Wiesbaden.¹²

Während Bamberg, Regensburg und Lübeck an Denkmälern hohen Einzelwerts zwar unbestritten reicher sind, steht Heidelberg den genannten Städten in Hinsicht des Ensemblewerts um nichts nach, im Gegenteil, das Zusammenwirken von Stadt und Landschaft spielen für das Stadtbild eine prägendere Rolle als die historischen und ästhetischen Eigenschaften einzelner Denkmale.

„Statt einer streng und klar organisierten Barockstadt kam ein Gefüge von eher malerischem Reiz zustande. Es fehlt nicht an einigen kraftvollen Akzenten, aber im Ganzen waltet eine Zurückhaltung, die der Mehrzahl der Einzelgebäude kaum Geschichtswürdigkeit garantierte, würde nicht der Ensembleeffekt die individuelle Bescheidenheit kompensieren.“¹³

Die Qualität der Summe der Gebäude, so Peter Anselm Riedl, ist (in der Heidelberger Altstadt) höher als die Summe der Einzelqualitäten der Häuser. Eine für die damalige Zeit bemerkenswerte Bewertung, findet sich hier doch die Besonderheit der Alltagsarchitektur auch oder gerade unter den Aspekten des Denkmalschutzes wieder. Ist es doch gerade das Schöne des Alltags, das wir bis heute spüren, wenn wir durch Heidelberg, abseits der Hauptstraße, streifen. Sind es nicht die Kleinigkeiten an den Häusern, die unsere Aufmerksamkeit wecken und ist es nicht deren Wirkung im Ensemble, die uns berührt und ist es nicht letztendlich auch der Umstand des nicht bis ins Detail Restaurierten, diese gewisse „Strubbeligkeit“, die die Heidelberger Altstadt so authentisch und auch so genutzt erscheinen lässt?

Doch Riedl geht auch kritisch mit der Heidelberger Altstadt ins Gericht: Das Triplex, das Kollegienhaus im Marstall sowie den neuen Rathausflügel kritisiert er als besonders schwere Eingriffe in die historische Substanz. Derartige Häuser, so Riedl, haben den Kontext der Altstadt missverstanden, in einem ganz besonders schweren Fall das Triplex.

Riedl stellt hier auf das, vielen Häusern der Nachkriegsmoderne immanente Missverständnis ab, die Gebäude aus ihrer inneren Funktionalität zu denken und die Frage, wie sie sich im Kontext benehmen, eher „kaltschnäuzig“, wenn nicht gar nachlässig oder womöglich dogmatisch zu beantworten. Oder in Riedls Worten:

„Dabei müssen manche Dogmen verabschiedet werden [...]: daß etwa ein moderner Bau stets von innen nach außen organisiert werden müsse, daß ein konstruktives Gerüst als solches erkennbar zu sein habe, daß Beton als Sichtmaterial anzuwenden sei.“¹⁴

Am Triplex scheiden sich bis heute die Geister. Gleichwohl halte ich Riedls Analyse, „die Fassade des Triplex ist das Ergebnis eines missverstandenen Bauhausgeistes“¹⁵, für absolut treffend. erinnert sie doch eher an die mediokre Hülle einer Versicherung in einer mittelgroßen Kleinstadt, als an die der Bibliothek einer der renommiertesten Universitäten Deutschlands. Deutlich moderater richtet er über Karl Grubers Neue Universität.

„Karl Grubers Neue Universität schließlich – mag man sie auch nach wie vor als Fremdkörper innerhalb des Stadtgefüges empfinden – dokumentiert eine Richtung der Baukunst am Ende der Weimarer Republik, die ihren Ort zwischen Geschichtsbewußtheit und ‚modernem Bauen‘ zu bestimmen sucht.“¹⁶

Und hierzu Karl Gruber:

„Der Bau ist zwar sachlich, aber nicht im Sinne der modernen Architektur. Ich wäre auch nicht traditionslos genug, um hier eine ganz moderne Kiste mit flachem Dach hinzustellen; aber andererseits musste ich mir sagen, dass hier unmöglich ein den Barockbauten ähnliches Gebäude stehen konnte.“



Die Neue Universität, Südseite zum Innenhof. Der Architekt war 1930/31 Karl Gruber. (Foto: privat)

Riedls deutliche Kritik am Abriss des ehemaligen Prinz Carl half nicht, Schlimmes zu verhindern. Das Prinz Carl sollte ursprünglich im Zuge des Umbaus zum Technischen Rathaus unter Erhaltung der Fassaden vollständig ausgekernt werden, wurde dann aber doch, mit Zustimmung der Denkmalpflege, ganz abgebrochen und als historisierender Neubau wiederaufgebaut. So müssen wir uns heute mit einem baukulturell uninteressanten Objekt an einem wunderschönen Platz begnügen. In den meisten bundesdeutschen Städten käme ein Haus wie das Prinz Carl vermutlich gar nicht in die Kritik. Dass dies in Heidelberg anders ist, spricht für die Ensemblequalität der Heidelberger Altstadt.

Dem „Neuen Bauen“ in der „Alten Stadt“ im Grundsatz aufgeschlossen, empfand Peter Anselm Riedl die Dachgestaltung des von Gerhard Hauss und Hans Richter entworfenen Parkhauses am Kornmarkt für gelungen, sah aber den, dem Zeitgeist geschuldeten Sichtbeton des Gebäudes als problematisch an. Zum Neubau des Darmstädterhofs äußerte er sich weniger versöhnlich:



Das Parkhaus am Kornmarkt, Südseite. Die Architekten waren 1969–1971 Gerhard Hauss und Hans Richter. (Foto: privat)

„Das ist nicht das, was die Denkmalpfleger wollen, sondern es ist nicht mehr als ein Ersatzbau, der den ursprünglichen Bau modifizierte, sich aber in keiner Weise mit dessen ursprünglichen Qualitäten deckt.“

Wurden seine präzisen Analysen von den politisch Verantwortlichen nur unzulänglich berücksichtigt, empfand er dies als schmerzhaft, aber nicht als Niederlage. Als Niederlage empfand er hingegen, und vielleicht schlägt hier der Kunsthistoriker durch:

1. die nicht realisierten Schreiter-Fenster in der Heiliggeistkirche,
2. der nicht realisierte Platzentwurf von Dany Karavan für den Universitätsplatz.

Es ist mehr als schade, dass der Entwurf nicht realisiert wurde. Hier geht es mir weniger um das konkrete Projekt als vielmehr um das Narrativ, was man heute so gut hätte erzählen können. Die Platzgestaltung wäre ein wichtiger Baustein dafür gewesen, das Alte und das Neue miteinander zu versöhnen. Dem Universitätsplatz hätte mit seinen ihn begrenzenden ganz unterschiedlichen Häusern – vom Barock Breunigs über die moderate Moderne eines Karl Gruber bis hin zum Selbstverständnis der Nachkriegsmoderne von Lothar Götz – ein Dany Karavan gut angestanden.⁷

So wichtig es für Peter Anselm Riedl war, der Vergangenheit einen Platz in der Gegenwart zu sichern, so undenkbar wäre es für ihn gewesen, die Gegenwart aus dem Gesamt der Geschichte auszublenden.

„Zwischen der Szylla eines drohenden Geschichtsverlusts und der Charybdis einer zur Attrappe abgewerteten Geschichte hindurch muss der Weg in eine Zukunft führen, in der Historisches und Zeitgenössisches als authentische Werte ihren selbstverständlichen Ort haben.“

Kommen wir an dieser Stelle noch einmal zurück auf Heinrich Klotz. Im Gegensatz zu diesem warf Riedl der Postmoderne eine ähnliche Beliebigkeit vor wie dem Historismus. Gleichwohl wertete er die Postmoderne mit ihrer „Rebellion“ gegen die Klassische Moderne als eine „legitime Bewegung“.

„Die unmittelbare Begegnung mit der Geschichte – und das ist nicht erst in der Ära der Postmoderne so! – kann neue Sinnhorizonte für das eigene Tun erschließen und die Phantasie produktiv beeinflussen.“

Ähnlich formulierte er seine Einschätzung gegenüber dem Historismus:

„Mit dem Historismus beginnt jene Disponibilität der stilistischen Mittel, die später durch Generationen hindurch als illegitim und geschmacklich fragwürdig empfunden wurde. Wir haben längst die originellen Qualitäten historischer Architektur zu schätzen gelernt, ohne deshalb das Problem der Wertumdeutung herkömmlicher Bauformen zu verkennen.“

Ich weiß nicht, ob er so weit gegangen wäre wie sein Wegbegleiter, der Architekt Dieter Quast, der seine Ablehnung dem Historismus gegenüber am Beispiel der Stadthalle von Henkenhaf und Ebert so deutlich zum Ausdruck brachte, indem er sie als ein mediokres Bauwerk unterdurchschnittlicher Bedeutung bewertete. Josef Durms Bibliothek, der gleichen Epoche entsprungen, empfand Peter Anselm Riedl „wahrscheinlich als das bedeutendste für die Universität errichtete Bauwerk überhaupt.“

Nicht unerwähnt in einem Vortrag zu Peter Anselms Riedls Wirken im Rahmen der Altstadtsanierung dürfen seine prägnante „Technikfolgeabschätzungen“ des Anfang der 1970er Jahre entstandenen Verkehrsgutachtens, dem „Schaechterle Plan“, bleiben. Karlheinz Schaechterle war Ordinarius an der TU München, Verkehrsexperte und ADAC-Funktionär. Sein Heidelberger Gutachten begründete sich ganz aus dem Geiste des verkehrsgerechten Umbaus historischer Städte.

Peter Anselm Riedl formulierte es in seiner Stellungnahme zu dem Gutachten quasi tagesaktuell:

„Aus stadtgestalterischen und lebenswerten Gründen ist es notwendig, möglichst viel Individualverkehr aus der Altstadt herauszuhalten. Wenn es gelänge, den Individualverkehr auf den reinen Anlieger- und Andienungsverkehr zu reduzieren, könnte auf streng getrennte Fußgängerbereiche verzichtet werden. Der öffentliche Personennahverkehr muss entsprechend ausgebaut werden.

Der Ausbau der Tangenten werden Straßenbauwerke aller Art nötig werden lassen, die dem Stadtbild kaum zuträglich sein dürften. Insbesondere wird der Ausbau des Brückenkopfes am Bismarckplatz das historische Ensemble von Neckarstaden und KFG schwer beeinträchtigen.“⁸

Heute erleben wir, wie recht er in seiner Einschätzung hatte, gehört doch der von ihm beschriebene Stadtraum mit zu dem Hässlichsten, was Heidelberg im Umfeld der Altstadt zu bieten hat. Seine damalige Befürchtung, dass schützenswerte Räume in den empfindlichsten Bereichen der Stadt zu bloßen Verkehrsflächen degradieren, wurde Realität, denken wir an den Adenauerplatz, den Römerkreis, den Neckarstaden und so weiter und so fort.



Die Verkehrsplanung sah eine dreispurige Erweiterung des Neckarstadens vor. Die Baumaßnahme von 1969 endet bis heute abrupt rund 300 m westlich der Alten Brücke. (Foto: privat)

Doch er ließ sich nicht nur über die Altstadt aus, ebenso zum Neuenheimer Feld. Über das Theoretikum urteilte er:

„Ich kann für meine Person nicht guten Gewissens behaupten, dass das Theoretikum im Neuenheimer Feld eine vollauf gelungene architektonische Anlage sei; zu viele Kompromisse, namentlich wirtschaftlicher Art, waren wohl nötig. Aber man muss dankbar das Bemühen um Rhythmisierung der Massen und Durchformung der einzelnen Baukörper anerkennen.“

Zum Ende kommend, möchte ich meine Ausführungen mit Gedanken Riedls zu den Zwängen, die in der Gegenwart allzu oft verhindern, dass die Schönheit in unsere Städte einzieht, schließen. Er spricht hier Themen von ungebrochener Aktualität an:

„Standardisierung, gesteigerte Nutzungsanforderungen und finanzielle Zwänge engen den Gestaltungsspielraum des Architekten immer weiter ein.“

Und:

„Ein Grundmangel unzähliger moderner Bauten ist die Uniformität. [...] Uniformität widerspricht dem menschlichen Grundbedürfnis nach Abwechslung und Identifizierbarkeit.“

Oder:

„Normierte Bauten sind Keimzellen der Uniformität, regelmäßig disponierte Baukörper gleicher morphologischer Beschaffenheit deren Garanten.“

Hier sind wir wieder in der Gegenwart, diskutieren wir doch unter den Anforderungen einer neuen Wohnungsnot das modulare Bauen.

„In vorgegebene Gefüge einzustimmende Architektur hat sich meines Erachtens an den vorfindlichen Großstrukturen (also Grundriss-, Aufriss- und Massenverhältnissen) zu orientieren und in den Feinstrukturen auf die Formen des Umfelds zu antworten. Dabei kann die Antwort sowohl auf dem Prinzip der Harmonie wie auf jenem des absichtsvollen Kontrastes beruhen.“

Und diesem noch etwas draufsetzend:

„Eine Rasterfassade aus Stahl- und Glaselementen ist als Partner einer Lochfassade des 18. und 19. Jahrhunderts vorstellbar, wenn sie nur überzeugend auf Proportion und Rhythmus des historischen Bezugs eingeht.“

Gebäude sollen sich nicht einfügen, das hat immer etwas mit unterordnen zu tun, sie sollen sich benehmen, das hat etwas mit Respekt, aber auch mit Selbstbewusstsein zu tun. Sich diese Haltung zu eigen machende gelungene Beispiele des „Neuen Bauens“ finden sich in der Altstadt nur wenige, wie beispielsweise die Galerie in der Pfaffengasse oder der Anbau des Art Hotels in der Seminarstraße.

Das grundsätzliche Dilemma heutiger Architektur beschreibt Peter Anselm Riedl bereits in den 1970er Jahren zutreffend:

„Architektonische Gestaltung war im Grunde immer ein Kompromiss aus künstlerischer Absicht, technischen Bedingungen und Nutzungserfordernissen. In unserer Zeit stehen die Chancen für die Verwirklichung künstlerischer Intentionen oft genug im Umkehrverhältnis zu den vorhandenen technischen und auch finanziellen Möglichkeiten, weil Utilitätsdenken nun einmal mehr gilt als Sensibilität.“

Wie wahr!

Schließen möchte ich mit drei bemerkenswerten, ich möchte sagen, die Sache auf den Punkt bringenden Erkenntnissen Peter Anselm Riedls:

Zum schwierigen Verhältnis zwischen Historie und Moderne

„Wenn man bedenkt, welche Fülle formaler Möglichkeiten noch das späte 19. Jahrhundert für öffentliche Bauaufgaben zur Verfügung hatte, dann stimmt einen das Angebot unserer Tage mehr als traurig.“

„Gleichwohl ist es eine Fiktion zu meinen, dass ein historisch gewordenes Stadtbild durch Reproduktion der Grund- und Aufrißverhältnisse wiederzugewinnen wäre.“

Übertragen wir dies auf unsere anhaltenden Rekonstruktionsdebatten, komme ich zu dem Schluss, dass Reproduktion – ich spreche lieber von der kritischen Rekonstruktion – nur dann infrage kommt, wenn sie sich nicht als zeitgeist- und markt-konformer Nachbau, sondern im Sinne einer sich stets ändernden Vergewisserung der Vergangenheit im Prozess des Bauens begreift.

Zum schwierigen Verhältnis zwischen Theorie und Praxis

„Bei Architekten und Kunsthistorikern ist eine traumatische Situation entstanden: Die Leute vom Bau leiden darunter, sich nicht mehr selbst verwirklichen zu können. Die Leute vom Katheder plagt das schlechte Gewissen, als Hemmer historischer Entfaltung zu fungieren, und nur noch alles festzuschreiben.“

Auch diese Einschätzung hat nichts an ihrer Aktualität verloren. Die häufige Sprachlosigkeit zwischen Praktikern und Theoretikern ist eine Herausforderung, die bis heute nicht gelöst ist, vielmehr in ihrer Polarität sogar zunimmt. So sehr sich die Praktiker allzu schnell von der Macht des Faktischen leiten lassen, so sehr verstecken sich die Wissenschaftler in kryptischen Erklärungsversuchen, die die Wirklichkeit nur eingeschränkt abzubilden vermögen.

Zur Verantwortung von Universität und Stadt in der Stadtentwicklung

„Eingreifende Veränderungen hat sich die Altstadt mit dem 20. Jahrhundert gefallen lassen müssen, und es waren vor allem Universität und Kommune, die unter Expansionszwang als Schuldige aktiv wurden und zum Teil heute noch sind.“

Es ist mehr als bedauerlich, dass uns heute ein solch kritischer und wissenschaftlich reflektierter Geist in unseren Stadtentwicklungsdebatten fehlt. Peter Anselm Riedl war eben ein streitbarer Zeitgenosse, der es klug verstand, die Finger an den richtigen Stellen in die Wunde zu legen.

Anmerkungen

- 1 Peter Anselm Riedl: Interview mit der Lokalpresse, 12.10.1993. Die Idee, diese Rede zu drucken, entstand erst nach dem Vortrag von Michael Braum. Im Nachhinein war es nicht möglich, die bei der Manuskripterstellung gelöschten Quellenangaben zu rekonstruieren. Verwendet wurden folgende Texte: Gutachten zu den Altstädten von Regensburg, Bamberg, Lübeck Heidelberg, Gesprächsvermerke zu Sitzungen des Altstadtbeirats, Gesprächsvermerke zum Schaechterleplan, Zeitungsartikel und Vorlesungsmanuskripte. Alle Dokumente befinden sich im Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg. In einzelnen Fällen war es dem Referenten möglich, den Titel der Quelle anzugeben (Anmerkung der Redaktion).
- 2 Peter Anselm Riedl: Heidelberg, Bamberg, Regensburg, Lübeck. Eine vergleichende Untersuchung unter dem Aspekt der Erhaltung der historischen Stadtbilder, 1974.
- 3 Ebd.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Siehe Hans Gercke: Ein Platz für Menschen. Dani Karavans Projekt einer Neugestaltung des Heidelberger Universitätsplatzes, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 16, 2012, S. 189–199.
- 8 Peter Anselm Riedl: Stellungnahme zum Schaechterle-Plan.

„Wer je die flamme umschritt ..“

Stefan George im Kreis seiner Heidelberger Trabanten

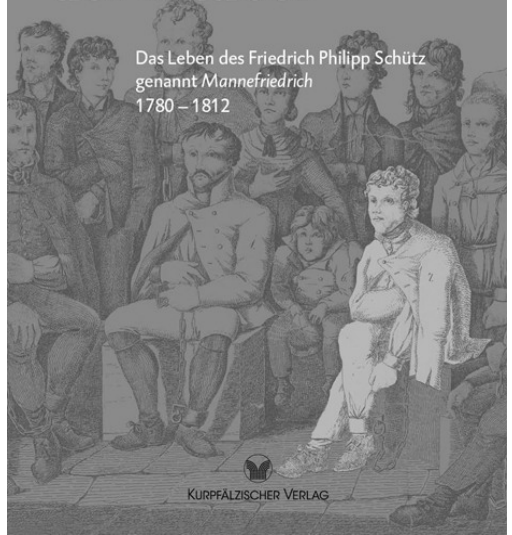
Eine Ausstellung
zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des Dichters
im Museum Haus Cajeth



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Werner Becker
**Mein Vetter,
der Räuber**

Das Leben des Friedrich Philipp Schütz
genannt *Mannefriedrich*
1780 – 1812



Erschienen im Juni 2018

**Thomas Hatry,
Hans-Martin Mumm**
„Wer je die Flamme umschritt..“

Stefan George im Kreis seiner Heidelberger Trabanten

176 S., über 100 Abb.
Broschur 22,5 x 15,5 cm
Ladenpreis 18,00 Euro
ISBN 978-3-924566-51-7

Erschienen im Juli 2018

Werner Becker
Mein Vetter, der Räuber

Das Leben des Friedrich Philipp Schütz
genannt *Mannefriedrich* 1780-1812

344 S., über 40 Abb.
Broschur 23 x 16 cm
Ladenpreis 18,00 Euro
ISBN 978-3-924566-59-3



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Turnerstraße 141 - 69126 Heidelberg
Tel.: 06221-314940 - www.kurpfaelzischer-verlag.de

Rezensionen

Lisa Rademacher: Archäologieführer Baden-Württemberg. 62 Ausflüge in die Ur- und Frühgeschichte, Konrad Theiss Verlag, Darmstadt 2016, 228 S., 22,00 Euro

„Geschichte hautnah und nicht nur im Lehrbuch erleben“ – dies ist das Ziel des Reiseführers, der zu 62 archäologischen Geländedenkmälern im deutschen Südwesten führt. Die Autorin möchte keine trockene Wissenschaft vermitteln, sondern schreibt gut lesbar und anschaulich; die Ausflüge hat sie vorher mit ihrer Familie erprobt. Die Ziele sind chronologisch in sechs Kapiteln angeordnet, denen jeweils ein erläuternder Text und ein „Kostümbild“ vorangestellt ist, das einen mehr oder weniger authentischen Eindruck von der damaligen Lebensweise vermitteln soll. Eine Fundstelle wird jeweils auf zwei bis vier Seiten beschrieben. In einer farbig abgesetzten Infobox erfährt der Leser alles über die Zufahrt, den GPS-Standort, die Dauer und die Schwierigkeiten der Besichtigung sowie Öffnungszeiten und zugehörige Museen. Oft werden zum Objekt passende Informationen über Geschichte und Archäologie in der Fragestellung „Schon gewusst?!“ geboten. Jeder Fundort wird durch Bilder veranschaulicht.

In die Altsteinzeit führen 14 Ziele, angefangen beim Fundort des Homo heidelbergensis in Mauer. Es dominieren die Höhlen der Schwäbischen Alb – seit Kurzem Weltkulturerbe. Um etwas über die Jungsteinzeit (Nr. 15–19) und den Beginn der Sesshaftwerdung zu erfahren, werden vor allem die Pfahlbauten an Bodensee und Federsee vorgestellt. Das Leben in der Bronzezeit (Nr. 20–24) lässt sich in der Umgebung von Tübingen und Reutlingen aufspüren. Die Eisenzeit (Nr. 25–34) ist prominent durch die Siedlungsreste der Kelten (Fürstensitze wie die Heuneburg, Fürstengräber wie das von Hochdorf) vertreten. Unter Nr. 34 finden wir den Heiligenberg. Das längste Kapitel ist der Römerzeit gewidmet (Nr. 35–54) mit Ausflügen u.a. zum Limes, nach Rottweil, Baden-Baden und Ladenburg (Nr. 45). Das letzte Kapitel „Die Alamannen kommen“ (Nr. 55–62) reicht vom Ende der römischen Herrschaft bis zum Frühmittelalter und zur Gründung des Klosters Reichenau.

Schließlich hat die Autorin ein alphabetisches Verzeichnis der Museen mit Kontaktdaten und ein knappes Literaturverzeichnis zusammengestellt, in dem das von Dieter Planck herausgegebene Standardwerk „Die Römer in Baden-Württemberg“ leider nicht aufgeführt ist; passender Jugendliteratur ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Das interessante Buch bietet vielerlei Informationen und Anregungen zu Exkursionen. Der Schwerpunkt der Vorschläge liegt freilich im mittleren Neckarraum und an der Donau. Der Rhein-Neckar-Raum kommt mit drei Zielen zu kurz. Im Vergleich mit anderen beschriebenen römischen Überresten hätten die Gutshöfe von Schriesheim und Wiesenbach sowie das Mithräum von Wiesloch einen Platz verdient. Auf dem „Keltenweg“ führt die Autorin über den Heiligenberg. Die Angaben sind stimmig; die Bilder (Michaelsbasilika, Thingstätte) passen jedoch nicht recht zum Thema „Kelten“ und können die Charakterisierung des Berges als „mystischen Ort“ nicht belegen. Der ausführliche Abschnitt über Ladenburg, in dessen Mittelpunkt das Forum steht, geht etwas unvermittelt in die Beschreibung von Güglingen über.

Wer sich über die archäologischen Denkmäler der näheren Umgebung informieren will, sollte eher auf regional- und lokalgeschichtliche Publikationen zurückgreifen. Für Ausflüge zu entfernteren Zielen ist der Band als zuverlässiger Reiseführer zu empfehlen.

Reinhard Riese

Francisca Feraudi-Gruénais, Renate Ludwig: Die Heidelberger Römersteine. Bildwerke, Architekturteile und Inschriften im Kurpfälzischen Museum Heidelberg, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2017, 123 S., 16,00 Euro

Saxa loquuntur – Steine können sprechen. Inschriften und bildliche Darstellungen aus der Römerzeit erzählen von der Lebensgeschichte der damaligen Menschen, von ihrer Herkunft, ihren Angehörigen, ihrem Beruf, ihrem Verhältnis zur römischen Herrschaft und von ihrer Religiosität. Freilich muss man diese oft verschlüsselten Angaben lesen können. Dazu bietet die vorliegende Neuerscheinung eine ideale Anleitung. Sie ist aus einer über fünfjährigen Zusammenarbeit zweier kompetenter Wissenschaftlerinnen – der Epigraphikerin Francisca Feraudi-Gruénais und der Archäologin Renate Ludwig – entstanden.

Dem Katalogteil sind vier Einleitungskapitel vorangestellt. Zunächst schildert Ludwig die Geschichte der Heidelberger römischen Sammlungen und erklärt dabei, weshalb spektakuläre Funde wie das Mithras-Kultbild, ein Viergötterstein und Leugensteine auf Weisung des jeweiligen Landesherrn im 18. und 19. Jahrhundert nach Mannheim bzw. Karlsruhe gebracht wurden. Denn erst seit 1879 baute Heidelberg eine „Alterthümersammlung“ – ein Vorläufer des heutigen Kurpfälzischen Museums – auf und schuf damit die Voraussetzungen, weitere Funde in der Stadt zu behalten. Außerdem beschreibt Ludwig das römische Heidelberg, wie wir es aus früheren Publikationen kennen, und vermutet eine Bildhauerwerkstatt im hiesigen Kastellort („vicus“). Feraudi-Gruénais führt in die Grundzüge der römischen Epigraphik ein, insbesondere in die Formeln und Abkürzungen auf Weihe- und Grabinschriften. Sie weist nach, welche sozialgeschichtlichen Erkenntnisse sich aus den Herkunfts- und Berufsangaben sowie den Namensformen gewinnen lassen.

Der Hauptteil (ca. 100 Seiten) enthält den Katalog aller 64 römischen Denkmäler, die im Kurpfälzischen Museum aufgestellt und anhand eines Lageplanes leicht zu finden sind. Jedes Fundstück wird – meist auf einer Seite – mit einem vorzüglichen Bild vorgestellt; daneben ist die Inschrift mit Auflösung der Abkürzungen und mit Übersetzung abgedruckt. Es schließen sich ein interpretierender Text und ein Merkkasten an, der die Merkmale des Fundes stichwortartig aufführt und über einen QR-Code weiterführende Informationen online bereithält. Die Funde werden in vier Gruppen aufgeführt: Leugensteine (Nr. 1–3), Weiheinschriften und Altarsteine (4–43), Grabstelen (44–58), Graffiti und Kleininschriften (59–64).

Die Leugensteine aus dem 3. Jahrhundert enthalten Loyalitätsbekundungen der hiesigen „civitas Sueborum Nicrensium“ gegenüber dem römischen Kaiser und nennen die Entfernung zu deren Hauptort Ladenburg (1 Leuge = 1,5 Meilen = 2,2 km). In zwei Fällen ist der Name des Herrschers nach seinem Tod in einer „damnatio memoriae“ getilgt. Weihesteine und Grabstelen spiegeln den Prozess der Romanisierung der Provinzbewohner wider. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist die Grabstele des Volcius Mercator (Nr. 44). Form, Bildprogramm des Reliefs und Inschrift sind römisch, die Kleidung des Verstorbenen und der Name seiner Frau einheimisch-keltisch. Die Attribute seiner Figur weisen auf einen Beruf als Handwerker oder Baumeister hin. Natürlich wird auch die berühmte Motivinschrift besprochen, auf der der Architekt der Römerbrücke dem Gott Neptun eine Statue in einer kapellenartigen Nische („aedes cum signo“) weiht (Nr. 24); dem Fundort nach war sie auf der Brücke aufgestellt. Andere Inschriften nennen militärische Ränge, so die Grabstele des Respectus (Nr. 46). Er war Bürger der „civitas“ und gehörte als „explorator“ einer berittenen Eliteeinheit für Patrouillen- und Spähdienste an.

Unter den Göttersteinen ragt – im wahrsten Sinne des Wortes – die 2007 in Neuenheim gefundene Jupitergigantensäule (Nr. 6) heraus. Aus Ladenburg (Nr. 15) und Sinsheim (Nr. 16) stammen Viergöttersteine, ursprünglich Basis einer Jupitergigantensäule. Die Mithras-Heiligtümer aus Neuenheim und Ladenburg (Nr. 28–36) nehmen einen prominenten Platz im Museum und im Katalog ein. Das Altarbild aus dem Mithräum I in der Neuenheimer Landstraße (Nr. 29) wird in Bild und Text erklärt, so dass die mythologische Bedeutung des Zentralbildes und des

ihn umrahmenden Zyklus von 14 Bildfeldern verständlich wird. Auch aus den Graffiti und Kleininschriften lassen sich Erkenntnisse über die hier wohnenden Menschen gewinnen, so die Eigentümer der Gebrauchskeramik (Nr. 59–61) und die hier stationierten Truppen (Nr. 63): „cohors II Augusta Cyrenaica equitata“.

Ein umfangreiches Register (ab S. 107) beschließt den Band: ein Verzeichnis nach Fundorten und Fundjahren, eine Aufschlüsselung nach Göttern und Personen, eine Konkordanz mit Inschriftensammlungen wie dem berühmten CIL und ein Literaturverzeichnis. Für den interessierten Laien am wichtigsten sind die fünfseitige Auflistung von Formeln und Abkürzungen in den Inschriften sowie die Erklärung archäologisch-epigraphischer Fachbegriffe. Gerade hier lernt der Leser die Sorgfalt der beiden Autorinnen noch einmal schätzen. Natürlich sollte man das Buch in Ruhe zu Hause studieren. Aber auch wenn man die archäologische Sammlung des Kurpfälzischen Museums kennt, lohnt es sich, die Exponate mit dem Katalog in der Hand noch einmal genauer zu betrachten. Fachlehrer für Geschichte und Latein finden in der Publikation Anregungen, die römische Provinzialgeschichte anhand lokaler Beispiele lebendig werden zu lassen.

Reinhard Riese

Evangelische Stiftung Pflege Schönau (Hg.): Protestantische Räume im Wandel der Zeit. 12 Kirchen in Baden, mit Fotos von Christian Buck, Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 2017, 132 S., 28 Euro

Wir leben in einer Zeit, in der es um Kirchenbauten schlecht bestellt ist. Kirchen werden aufgegeben, zweckentfremdet, abgerissen. Allein schon der laufende Unterhalt belastet in zunehmenden Maße die kirchlichen Finanzen. In dieser Situation hat die Evangelische Stiftung Pflege Schönau ein opulentes Kirchenbuch herausgegeben. Der Band stellt zwölf protestantische Kirchen in Baden vor, die zwischen dem 12. und 20. Jahrhundert entstanden sind. Diese Kirchen wurden in den letzten zwanzig Jahren von der Pflege Schönau saniert, die mit diesem Buch zugleich eine stolze Leistungsbilanz vorlegt.

Zwölf in sich abgeschlossene Kapitel, in denen die einzelnen Kirchenbauten jeweils in ihren charakteristischen Eigenschaften vorgestellt werden. Dabei wird kurz auf die Baugeschichte erläutert. Außerdem werden getroffene Maßnahmen zur Bauerhaltung angesprochen, auch dieses in gebotener Kürze. Acht dieser Kirchenbauten stehen im Rhein-Neckar-Raum: Ev. Kirche Schönau (im Refektorium des Zisterzienserklosters), ehemalige Klosterkirche Lobenfeld, Heiliggeistkirche, Peterskirche und Friedenskirche in Heidelberg, Stiftskirche Mosbach, Matthäuskirche Mannheim und Martin-Luther-Kirche Ilvesheim.

Die ehemalige Kirche der Lobenfelder Zisterzienserinnen ist ein Denkmal der Stauferzeit, ihre ältesten Teile entstanden um 1180/90. Als 1977 in Stuttgart die Stauferausstellung eröffnet wurde, befand sich das Gebäude in einem so desolaten Zustand, sodass in diesem Fall eher von einer Rettung als von einer Sanierung gesprochen werden muss. 1980 sollte das Langhaus, damals im Besitz der Kommune, zum Heimatmuseum umgebaut werden. Das hätte die Trennung von Chor und Langhaus auf unübersehbare Zeit besiegelt. Private Initiativen wussten das zu verhindern und heute wird das Kirchengebäude als geistliches Zentrum des Kirchenbezirks Neckargemünd-Eberbach genutzt. Hier finden Seminare und Konzerte statt.

Die Heidelberger Peterskirche wird heute als evangelische Universitätskirche genutzt. 2005 fand die letzte Innenraumsanierung statt. Durch die Absenkung des Bodens konnte der ursprüngliche Terrazzo-Boden mit seinem Schwarz-Weiß-Muster freigelegt werden. Die neuen Prinzipalien sind Werke von Matthias Eder, sie wirken ruhig und schlicht. Dazu passt die elegante neue Bestuhlung mit ihrer schwarzen Farbe. Aus liturgischen Erwägungen heraus wurde der neue Altar ins vordere Drittel des Altarraumes vorgerückt. Der neu gestaltete Chor funktioniert als eine in sich abgeschlossene liturgische Einheit. Er ist aber mehr als ein liturgischer

Raum, er ist auch ein Memorialraum, in dem die Geschichte in besonderer Weise präsent wird (vgl. dazu Enno Krüger: Der Chor der Peterskirche, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 18, 2014, S. 86–88). Grabmonumente und Epitaphien des 16. bis 18. Jahrhunderts vergegenwärtigen verstorbene Nutzer dieser Kirche. Auf zwei Fenstern (1867–70) finden wir eine Auswahl von Brustbildnissen lutherischer und calvinistischer Theologen und Landesfürsten. Ihre Zusammenstellung zielt unverkennbar auf die Gründung der badischen Kirchenunion im Jahre 1821.

Willstadt liegt südlich von Karlsruhe im Hanauer Land. Man assoziiert protestantische Kirchenarchitektur üblicherweise nicht mit Barock, aber die evangelische Pfarrkirche Willstadt ist tatsächlich eine protestantische Barockkirche, die 1755/56 errichtet wurde. Es handelt sich um eine Saalkirche ohne Chor, mit Emporen, die um drei Seiten herumlaufen. Die Orgel befindet sich nicht über dem Altar, wie in vielen protestantischen Kirchen üblich, sondern über dem Haupteingang. Ein Detail, das man nicht in einer protestantischen Kirche erwarten würde, ist der Tuba blasende Putto, der zum Schmuck des barocken Kanzelaltars gehört.

Die Friedenskirche in Heidelberg-Handschuhsheim wurde 1908–1910 gebaut. Ihr Architekt war der in Nordbaden allgegenwärtige Hermann Behagel (1839–1921), der übrigens auch die Heidelberger Christuskirche und die Synagoge in der Altstadt entworfen hat. Die Handschuhsheimer Friedenskirche ist ein hervorragendes Beispiel für den protestantischen Kirchenbau des Historismus. Behagel schuf auf dem Grundriss eines griechischen Kreuzes einen Zentralraum, der in vielen Zügen an die spätgotische Bauweise erinnert. Zur Neugestaltung des Kirchenraumes wurde 2007 ein Architektenwettbewerb ausgerufen. Diese Innenraumrenovierung war Erntedank 2012 abgeschlossen, dabei wurde der Altar weiter in die Raummitte gerückt, da die Feier des Abendmahls sich nicht in einem gesonderten Raumkompartiment, sondern in der Mitte der Gemeinde vollziehen soll. Die auffälligste (und umstrittene) Neuerung ist die Anlage einer Treppe, die vom Altar hinauf zur Orgel führt und dem Chor als Bühne dient. In diese Treppe integriert ist ein Pult, das die Kanzel ersetzt. Der Taufstein steht vor dem Altar, es ist heute wieder der originale Taufstein. Die Pflege Schönau hat den Prozess der Neugestaltung von Anfang an begleitet und mit 1,2 von 1,7 Millionen Euro den weitaus größten Teil der Kosten übernommen. Ihre Arbeit mit zwei Architekturpreisen ausgezeichnet worden ist: der Hugo-Häring-Auszeichnung 2014 und dem Preis der Architektenkammer Baden-Württemberg „Beispielhaftes Bauen“ 2017.

Die Martin-Luther-Kirche in Ilvesheim wurde 1964 gebaut. Entworfen hat sie Helmut Striffler. Der Ilvesheimer Kirchenbau gehört zur sogenannten Nachkriegsmoderne, ein Stil, der heute nicht sehr geschätzt wird. Wir sollten uns kurz die Absicht des Stils vergegenwärtigen: Die Architektur der Martin-Luther-Kirche besteht zum größten Teil aus einem weiß geschlammten Backstein und zu einem kleineren Teil aus Beton, auch Holz, Glas und Metall spielen eine Rolle. Diese nach herkömmlichen Vorstellungen „unedlen“ Baustoffe werden nicht verkleidet, der Beton zum Beispiel bleibt sichtbar. Die Konstruktion des Baus wird deutlich sichtbar herausgestellt. Das alles galt damals als „authentisch“ und realitätsnah. Der Architekt hat mit Bedacht im Grundriss auf rechte Winkel verzichtet, um sich von traditionellen Ordnungssystemen zu lösen. Ein solches Konzept erlaubt weder Ornamente noch figürlichen Darstellungen und so wollte es der Architekt auch anfangs nicht dulden, dass die Gemeinde ein altes Holzkreuzifix aus der Vorgängerkirche im neuen Altarraum anbringen wollte.

Der vorliegende Band beschreibt flüssig Architektur und Ausstattung der einzelnen Kirchen und erhellt jeweils ihren historischen Kontext. Kein Kirchenführer, aber ein Buch für eine breite kulturell interessierte Leserschaft. Es liest sich zugleich wie ein Abriss durch die deutsche Kirchenbaukunst. Neben dem Text steht ein ebenbürtiger Bildteil. Die Fotos von Christian Buck genügen den Ansprüchen an eine sachliche Baudokumentation, und gleichzeitig gelingt es dem Fotografen, etwas von der Atmosphäre des Kirchenbaus einzufangen. Blickachsen und Ausschnitte sind geschickt gewählt, reizvolle Details der Innenausstattung erfreuen das Auge. Die Fotos vermitteln einen Eindruck von der Farbgebung sanierter Kirchenräume, die sich in

den letzten ein, zwei Jahrzehnten erheblich verändert hat. Teils wärmere, teils gedeckte, aber immer harmonisch auf einander abgestimmte Farbtöne haben die Vorherrschaft der weißen Wand abgelöst. Ein Band, in dem man gerne blättert. Er führt uns nachdrücklich vor Augen, wie gefährdet historische Bausubstanz ist, und welcher Pflege sie bedarf. Das Buch ist im Kurpfälzischen Verlag Heidelberg erschienen, ein Verlag, der sich seit seiner Gründung regionalen Themen widmet, sowohl historischen wie aktuellen.

Enno Krüger

Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Päpste – Kurfürsten – Professoren – Reformatoren. Heidelberg und der Heilige Stuhl. Von den Reformkonzilien des Mittelalters zur Reformation. Begleitband zur Ausstellung im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg (21.05.–22.10.2017), Ubstadt-Weiher u.a. 2017, 120 S., 14,00 Euro

Anlässlich des Reformationsjubiläums präsentierten 2017 zwei Ausstellungen in unserer Region die lange mittelalterliche Vorgeschichte der Reformation: Eine große Sonderausstellung in den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen fokussierte sich auf die Päpste und die Auseinandersetzungen um die Einheit der Kirche. Begleitend und ergänzend dazu widmete sich eine kleinere Ausstellung im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg der Regional- und Universitätsgeschichte, die eng mit den kirchenpolitischen Ereignissen verknüpft war. Diese Sonderausstellung erhielt keine eigenen Räume wie in Mannheim, sondern sie wurde in die Dauerausstellung, u.a. in die Kurpfalz-Abteilung, integriert, um die Verbindungen mit den in Heidelberg residierenden Kurfürsten zu verdeutlichen. Teils etwas unübersichtlich in die Museumsabteilungen verteilt schlug die Ausstellung einen großen zeitlichen Bogen von der Universitätsgründung 1386 über die Reformkonzile zur Reformation bis hin zu den Konfessionskriegen, in denen Heidelberg 1623 die berühmte kurfürstliche Bibliothek, die Bibliotheca Palatina, an den Papst in Rom verlor. Die Exponate stammten zum überwiegenden Teil aus der Bibliothek und dem Archiv der Universität sowie aus dem Kurpfälzischen Museum.

Der großformatige, jedoch mit 120 Seiten relativ schmale Begleitband zur Heidelberger Ausstellung gleicht einem Bilderbuch, die Exponate nehmen den größten Raum ein, fast jede Seite ist farbig illustriert, was das Lesen kurzweilig macht. Allein der Einband ist außen mit drei Abbildungen zu Schlüsselereignissen während des Konstanzer Konzils (1414–1418) bedruckt: Vorderseitig zeigt eine Illustration aus der Chronik Ulrichs von Richental den Gegenpapst Johannes XXIII., der auf der Reise nach Konstanz mit seinem Wagen stürzt, wohl in Anspielung auf seine spätere Absetzung durch das Konzil. Rückseitig illustriert eine neuzeitliche Grafik seine Gefangensetzung 1415 in Heidelberg durch den Pfalzgrafen Ludwig III., der als Kurfürst königlicher Stellvertreter war. Darüber ist in einer weiteren Darstellung aus der Richental-Chronik die Verbrennung des Heidelberger Magisters Hieronymus von Prag 1416 in Konstanz zu sehen, die der Pfalzgraf als „weltlicher Arm“ der Kirche durchführen lässt. Blättert man das Buch auf, erfolgt ein Zeitsprung von 100 Jahren: Auf den Einbandinnenseiten leiten Abbildungen zu zentralen Ereignissen der Reformation in Heidelberg über. In zwei historisierenden Gemälden zeigen sie Luther während seiner Disputation 1518 und Melanchthon 1557 auf dem Schloss mit Kurfürst Ottheinrich, der die Reformation in der Kurpfalz einführte und sich als maßgeblicher Förderer der Bibliotheca Palatina und Bauherr einen Namen machte.

Im Vorwort erläutern die Herausgeber Heike Hawicks, Kuratorin, und Ingo Runde, Leiter des Universitätsarchivs, die Konzeption der Ausstellung. Ihren Ursprung bildete ein im Katalog abgedrucktes Residenzprivileg Papst Urbans VI. von 1387, das im Universitätsarchiv als verschollen galt. 2014 wurde es in den USA wiederentdeckt und restituiert (S. 109).

Informative, kurze Überblickstexte leiten jeweils in die sieben Kapitel des Katalogs ein, danach folgen die entsprechenden Exponate mit ausführlichen Erläuterungen. Ausgangspunkt ist das Große Abendländische Schisma, das zunächst zu zwei, schließlich drei Päpsten führte.

Themen sind als Folge der Kirchenspaltung die Heidelberger Universitätsgründung, deren wirtschaftlichen Auswirkungen (Kirchengüter) in der Umgebung, Reformen und Ketzerprozesse auf dem Konstanzer Konzil, die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Kurfürsten und den Gegenpäpsten, Lobgesänge Oswald von Wolkensteins auf die Kurfürsten, die Vertreibung der Heidelberger Juden und, vorausgreifend, Luthers Verhältnis zu den Juden. Das sechste und umfangreichste Kapitel behandelt die Reformation in Heidelberg. Zentral sind Luthers Disputation, die Einführung des reformierten Bekenntnisses durch den Nachfolger Ottheinrichs, Kurfürst Friedrich III., und die Entstehung des Heidelberger Katechismus' sowie die Gegenbewegungen der Reformation. Abschließend beschäftigt sich das siebte Kapitel mit der urkundlichen Überlieferung des Universitätsarchivs, das am Ende des Zweiten Weltkriegs trotz Auslagerung Verluste durch Raub hinnehmen musste, und der Bibliotheca Palatina, deren deutschsprachiger Teil mit einigen wenigen lateinischen Werken im 19. Jahrhundert wieder nach Heidelberg zurückging.

Anhand der abgebildeten und erläuterten Exponate werden die komplexen historischen Verflechtungen zwischen Heidelberg, den Päpsten und der Reformation auch einer nicht akademischen Leserschaft verständlich. In einigen Fällen hätte es weiterer Erläuterungen oder wenigstens einer Übersetzung bedurft, wie z.B. beim Ketzerhut von Jan Hus (S. 50) mit der Aufschrift „herese archa“ (Erzketzer). Auch sein Mitstreiter Hieronymus von Prag trägt bei seiner Verbrennung diesen Hut mit einer ähnlichen Aufschrift (S. 51).

Zu den Highlights des Katalogs, den ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt, zählen neben prachtvollen mittelalterlichen Urkunden eine sieben Meter lange Pergamentrolle mit Bitten der Universitätsangehörigen um kirchliche Benefizien (S. 24f.), eine Handschrift Martin Luthers aus der Bibliotheca Palatina zur Schulbildung (S. 88), Spottmedaillen gegen den Katholizismus (S. 92). Ferner ein eisernes, verriegelbares Transportfass für wichtige Urkunden und Dokumente aus dem 17. Jahrhundert (S. 98) und ein Repertorium des Universitätsarchivs von 1620, das nach Transportfässern und Kisten geordnet war (S. 99).

Carola Hoécker

Lukas Ruprecht Herbert: Die akademische Gerichtsbarkeit der Universität Heidelberg: Rechtsprechung, Statuten und Gerichtsorganisation von der Gründung der Universität 1386 bis zum Ende der eigenständigen Gerichtsbarkeit 1867, Heidelberg 2018, Heidelberg University Publishing, 472 S., 39,90 Euro. (Als PDF online dauerhaft und kostenfrei bei heiBOOKS abrufbar)

Schlägereien, Raufereien, Nachtschwärmerei, Tumulte, Exzesse, Duelle, Totschlag, Prostitution, Ehebruch, Vergewaltigung, Vaterschaftsklagen, Verbalinjurien, Realinjurien, Überfälle, Diebstahl, Sachbeschädigung, Schuldenmachen, Glücksspiel, Mietstreitigkeiten, Meineide, illegale Vereinigung – im Biotop der universitären Welt geht es zu wie anderswo auch. Als Ruprecht I. seinerzeit in seiner Residenzstadt mit päpstlicher Erlaubnis das Generalstudium nach Pariser Muster eröffnete, gewährte er, um seine Gründung für Auswärtige attraktiv zu machen, den zukünftigen „cives academic“ außer Rechtsschutz, sicherem Geleit, Steuer- und Zollfreiheiten und preiswerter Wohnung auch einen eigenen Gerichtsstand. Die akademische Gerichtsbarkeit war bis ins 19. Jahrhundert eines der wichtigsten Privilegien der Universität Heidelberg. Ihr augenfälliges Relikt, das universitätseigene Gefängnis, wird heute den Touristen gezeigt. Aber gibt das Pedellenhaus in der Augustinergasse, Schaufenster von Pseudo-Romantik und -poesie der Zeit um 1900, ein realistisches Bild vom Rechtswesen in der Geschichte einer Universität? Zuweilen wird bei Führungen in der Alten Universität der verschlossene Zugang zu dem Raum gezeigt, der bis 1786 als akademisches Gefängnis diente: ein unbeheiztes, niedriges und feuchtes Gelass, das den Insassen die Kleider am Leib verfaulen ließ. Hier kom-

men wir der historischen Wahrheit schon näher. Vor der Stadtzerstörung befand sich der Karzer im 1591 vollendeten Collegium Casimirianum, dem Kollegiengebäude der Universität. 1545 gab es den ersten Universitätskarzer in einem Häuschen neben der Realistenburse (d.h. zwischen der heutigen Augustinergasse und Schulgasse). Wie es darin ausgesehen haben mag, stellt man sich besser nicht vor.

Der Jurist Lukas Ruprecht Herbert hat für seine Untersuchung über die akademische Gerichtsbarkeit der Heidelberger Universität einen chronologischen Aufbau gewählt, um den Wandel der Universität von der kirchlich geprägten Hochschule des Mittelalters über die calvinistische Universität der frühen Neuzeit, über die Jesuitenhochschule des 18. Jahrhunderts bis zur badischen Landesuniversität zu beschreiben. Als letzten Schwerpunkt betrachtet Herbert das „Ende der akademischen Gerichtsbarkeit und universitäre Disziplinargerichtsbarkeit als Nachklang“. Dabei zieht er häufig andere Universitätsstädte wie Prag (gegr. 1348), Wien (1365), Leipzig (1409), Göttingen (1734), Tübingen (1477) zum Vergleich heran.

Erstmals liegt damit eine umfassende historische Analyse der Heidelberger akademischen Gerichtsbarkeit vor. Angesichts der zu bearbeitenden Quellen und Literatur muss die Arbeit immens gewesen sein (der Autor dankt dem Universitätsarchiv für die „Beschaffung unzähliger Akten aus der Tiefe des Bestands“). Zahlreiche konkrete Rechtsfälle der unterschiedlichsten Art hob er aus jenen Akten ans Tageslicht, und aus jedem erfährt man Neues. Man glaubt ihm gern, wenn er in seiner Danksagung mitteilt, dass sich die Anfertigung der Dissertation über „lange Jahre“ hingezogen habe.

Zunächst geht Herbert der wichtigen Frage nach: „Handelt es sich bei der neu gegründeten Korporation (dem Heidelberger Generalstudium) um einen Teil der Kirche oder ist sie dem weltlichen Bereich zuzuordnen?“ (S. 50) und kommt zu dem Schluss: „Die Universität des scholastischen Zeitalters eindeutig als weltliche oder kirchliche Institution einzuordnen, ist nicht möglich. [...] Deshalb ist ihre Gerichtsbarkeit keiner der beiden Sphären ganz zuzuordnen, sondern ist ein Ausdruck ihres genossenschaftlichen Wesens“ (S. 53f.). Im Mittelalter gilt als Universität nicht der physische Ort, sondern die Gemeinschaft der Individuen, die sich als „universitas“ verbunden fühlen. Das Szepter des Rektors, heute im Universitätsmuseum ausgestellt, zeigte seine Funktion als Kopf einer Korporation mit eigener Gerichtsbarkeit an. Die Stadt Heidelberg und ihre Bewohner waren im ausgehenden Mittelalter bzw. der frühen Neuzeit nicht allein in Stände, sondern auch in unterschiedliche Gerichtssphären (d.h. Zuständigkeiten) aufgeteilt. Die einfachen Bürger gehörten dem Rechtskreis des Schultheiß an. Weitere Kreise bildete der Hof, der Klerus, das Militär oder eben die Universität.

Studenten und Professoren waren gegenüber den „einfachen Bürgern“ privilegiert, aber die Vorrechte galten (zumindest bis 1803) auch für „Universitätsverwandte“. In die Zuständigkeit der akademischen Gerichtsbarkeit fielen gleichermaßen „illiterat“ wie Pedelle, Buchhändler, Krämer, Apotheker, Pergamentmacher, Schreiber, Buchmaler, später Buchbinder und Buchdrucker, Reit-, Fecht-, Sprach- und Tanzmeister, 1678 gar der Gärtner des Hortus medicus. Außer einer eigenen Rechtssphäre genossen die Bürger der Hochschule die Befreiung vom Kriegsdienst und, ab 1652, das Recht zur Jagd auf Niederwild (zumindest für Philosophen und Juristen; S. 199, 213). Wenn etwa Handwerker die Gerichtssphäre wechselten, verlor die Stadt die Steuerhoheit über sie. Das weckte den Neid der Stadtbürger. „Die stetige Erweiterung des Kreises der Universitätsangehörigen stellte deshalb immer wieder einen Quell der Konflikte zwischen Stadt und Rupertina dar.“ (S. 136) Grund für zahlreiche Auseinandersetzungen, die früher oder später eine gerichtliche Klärung erheischten. „... meist handelte es sich um Streitfälle, die das Verhältnis von akademischen und städtischen Bürgern betreffen. Wegen der Vorrechte der Universitätsangehörigen war das Zusammenleben oft problematisch.“ (S. 120) „Bis ins 19. Jahrhundert kommt es häufig zu Konflikten zwischen städtischer und akademischer Jugend.“ (S. 65) Erst dann besserte sich nach Herbert das Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten (S. 321).

Der erste uns bekannte Konflikt ereignet sich bereits wenige Jahre nach der Universitätsgründung: „Tod allen Studenten, Plattenträgern und Langmänteln“ lautet die Parole der Heidelberger im „ersten Studentenkrieg“ am 12. Juni 1406, einem blutigen Streit des Adels und der Bürger mit den Studenten. Der Pöbel greift eine Burse an, die Sturmglocken läuten. Durch das Einschreiten des Bischofs von Speyer wird der Streit beigelegt. Der Kurfürst erzwingt einen Eid der Bürgerschaft, die sich verpflichten musste, die Studenten in Zukunft in Ruhe zu lassen. Ebenso sollten kurfürstliche und städtische Beamte öffentlich beschwören, das Generalstudium zu schützen (S. 62ff.). Anlass des zweiten „Krieges“ zwischen Studenten und Bürgern im September 1586 ist die Festnahme eines ehemaligen Heidelberger Akademikers aus Neuburg/Donau durch den Schultheiß und dessen Übergabe an die Universität. Viele Studenten werden verletzt, ein Mensch stirbt. Das Edikt des Administrators Johann Casimir über die Vorfälle hat die Absage der Zweihundertjahrfeier der Universität zur Folge. Man holt sie 1587 nach und wählt den Kurprinzen Friedrich (den späteren Kurfürst Friedrich IV.) zum Rektor (S. 109ff.).

Sanktionen, die das akademische Gericht über straffällige Universitätsangehörige verhängen konnte, waren Verweis, Geldstrafen, Haftstrafen, Consilium abeundi (ehrenhaft), Relegation (unehrenhaft), Entzug von Stipendien, Hausarrest. 1596 verlangte Kurfürst Friedrich IV. (ein Beispiel für den versuchten Eingriff der Obrigkeit in die Jurisdiktion der Hochschule) sogar die Todesstrafe für einen Famulus, der bei seinem Dienstherrn eingebrochen war. Das Universitätsgericht verhängte hingegen eine vergleichsweise milde Strafe, die Relegation (S. 118). Der Ausschluss aus der Gemeinschaft bedeutete „den Verlust der akademischen Privilegien und die Aussicht auf eine berufliche Karriere“ (S. 165). Es handle sich „um die schärfste Strafe, die das Universitätsgericht verhängt“ (S. 256). Allerdings nennt sie der Autor als „im kleinteilig organisierten Staatswesen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation kein besonders scharfes Schwert“ (S. 247). Zuweilen wurden Privilegien der Universität von der Obrigkeit eingeschränkt. So untersagte der Kurfürst 1654 den Studenten das Betreten der Straßen ohne Licht und bewaffnet nach 21 Uhr im Winter und nach 22 Uhr im Sommer. Verbotswidrig Angekommene seien über Nacht in Gewahrsam zu nehmen (S. 132). Der Degen war der Ausdruck des studentischen Privilegs, Waffen zu tragen („*ius gladii*“). 1672 reformierte Kurfürst Karl Ludwig in dieser Hinsicht die Statuten der Universität (S. 132, 177, 207).

Druckmittel, womit die Akademiker Forderungen gegenüber der Universität durchsetzen konnten, waren Verweigerung des Vorlesungsbesuchs, also Streik (S. 202), der Auszug der Studenten aus der Stadt (z.B. nach Neuenheim 1804, nach Frankenthal 1828 und nach Neustadt 1848, S. 342ff.), und der befristete oder unbefristete Verruf (S. 146). (Auf dem Buchcover ist der bekannte Stich Friedrich Rottmanns, „Begebenheit auf dem Heidelberger Universitätsplatz“ von 1804 zu sehen, als die Studenten nach einem Zwischenfall mit einem rauchenden Kommilitonen an der Hauptwache über den Neckar nach Neuenheim gezogen waren.)

Das Buch ist die Zusammenfassung einer juristischen Dissertation, deren Autor bis 2009 die Rechtswissenschaften in Heidelberg studierte und seit 2014 als Rechtsanwalt ausschließlich im Bereich des Insolvenzrechts tätig ist. Sein Doktorvater Prof. Dr. Klaus-Peter Schroeder, Professor in der germanistischen Abteilung des Heidelberger Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft (vor hundert Jahren von Otto Gradenwitz als „Papyrologisches Institut“ ins Leben gerufen), ist seit 2005 Präsident der „Heidelberger Rechtshistorischen Gesellschaft“, die immer wieder interessante Vorträge anbietet. Je tiefer wir in die wunderbare Geschichte der akademischen Gerichtsbarkeit eindringen, die zugleich auch eine Sozialgeschichte der Stadt und des akademischen Lebens darstellt, umso schmerzlicher vermischen wir ein Namens- und Sachregister, das helfen könnte, uns in der Fülle der Informationen zurechtzufinden. Nicht alle in den Fußnoten angegebenen Literaturangaben sind im 19 Seiten umfassenden Literaturverzeichnis ohne Weiteres auffindbar. Davon abgesehen ist das Buch eine reiche Fundgrube für alle, denen die Geschicke der Menschen dieser Stadt von 1386 am Herzen liegt. Es ist selbst für Nicht-Juristen verständlich geschrieben.

Hansjoachim Räther

Ulrich Wagner: Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg 10), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2017, 95 S., 17,70 Euro

Zum Mythos Heidelberg gehört die Erzählung, 1689/93 seien alle Archivalien verbrannt. Mit dem Rathaus ist zwar 1689 das Stadtarchiv im Feuer geblieben (nicht 1693, gegen S. 8), aber andernorts haben sich original oder in Abschrift zahlreiche Urkunden erhalten. Ulrich Wagner war bereits in seiner Referendarzeit 1980/81 auf das Kopialbuch der Bruderschaft des Hofgesindes zu Heidelberg 1380–1414 aufmerksam geworden. Entdeckt hat er es nicht, denn schon Herbert Derwein hatte es durchgesehen, wenn auch nur unter dem Aspekt der Straßennamen. Im Ruhestand hat Wagner nun die Urkunden des Kopialbuchs erfasst, ausgewertet, um weitere Urkunden ergänzt und ediert.

Im Vorwort bietet der Autor eine komprimierte Übersicht über die Geschichte der Heidelberger Archivalien. Die Einleitung führt in das spätmittelalterliche Heidelberg: Hofgesinde, Stadtsiegel, Sozialstruktur, Bruderschaften und deren religiöses Umfeld. Die Urkunden selbst werden als Regesten mitgeteilt, also nur ihrem Inhalt nach. Ausgewählte Texte werden aber auch im Originaltext wiedergegeben, so die Urkunde über die Stiftung über den Marienaltar in der Heiliggeistkirche 1491 (Nr. 14), „abseits vom Chor“, also in der alten, bald darauf abgerissenen frühgotischen Kirche. Bei Urkunde Nr. 4 würde ich gerne wissen, ob in der Vorlage wirklich vom „Marktbrunnen“ die Rede ist oder ob die Derweinsche Lesart „Marktbrunnen“ vorliegt. Der Unterschied liegt darin, dass der Begriff „Markt“ die Grenze zwischen Stadt und Bergstadt meinen könnte, die es aber im 14. Jahrhundert noch nicht gab, während „Markt“ auf einen Marktplatz der präurbanen Siedlung am Fuß des Schlossaufgangs verweisen würde.

Die Urkunden des Kopialbuchs handeln nicht vom Innenleben der Bruderschaft des Schlossgesindes. Sie enthalten keine Mitgliederlisten, keine Statuten und keine sonstigen Interna. Sie zeugen von Stiftungen und sind mannigfach eingebunden in den allgemeinen Geschäftsverkehr der Heidelberger Oberschicht. Offen bleibt damit die Frage, ob die Mitgliedschaft freiwillig oder verpflichtend war. Zu finden sind immerhin zahlreiche topografische Hinweise und Namen von Funktionsträgern der Bruderschaft und der städtischen Honoratioren. Wagner wertet im letzten Kapitel die Urkunden aus und bietet Namenslisten von Heidelberger Bürgermeistern, Stadträten und anderen Funktionsträgern. Zusammen mit den von Ulrich Wagner zusammengestellten Urkunden zum Spital im vorhergehenden Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins bietet diese Publikation tiefe Einblicke in das mittelalterliche Heidelberg. Es bleiben weiterhin große archivalische Lücken, aber die Ausrede, es sei Alles verbrannt, gilt nicht mehr.

Hans-Martin Mumm

Jörg Kreutz, Berno Müller (Hgg.): Die Rhein-Neckar-Region in alten Landkarten. Begleitkatalog zur Ausstellung „Historische Landkarten aus der Sammlung Herbert Kempf“, Ladenburg, 20.6.–1.9.2017, Eigenverlag Rhein-Neckar-Kreis, Heidelberg 2017, 120 S., 16,00 Euro

Ganz besondere Einblicke in die Geschichte unserer Region ermöglichen historische Landkarten. Im Optimalfall geben sie anschaulich Auskunft – nicht nur über die Besiedlungstopographie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, sondern sie erlauben darüber hinaus auch einen Blick in die Geschichte der Kartographie selbst. Leider ist es problematisch, historische Karten mit ihrer oft beachtlichen Größe in ein Buchformat zu pressen und damit öffentlich verfügbar zu machen. Umfassende gedruckte Kartensammlungen sind deswegen selten.

Der Ansicht viel zuträglicher ist eine Ausstellung, in der Landkarten in voller Größe und ganzer Farbenpracht gut ausgeleuchtet ihre Wirkung entfalten können. Eine solche Ausstellung war im Sommer 2017 im Kreisarchiv Ladenburg zu sehen. Ein Großteil der Exemplare stammt aus der Privatsammlung von Herbert Kempf, der seit Jahrzehnten neuzeitliche Karten von der Rhein-Neckar-Region sammelt und beinahe jede namhafte Karte für diesen Raum erwerben konnte.

Zur Ausstellung erschien im Eigenverlag der vorliegende Begleitband, der die Eindrücke aus der Ausstellung natürlich nicht vollständig wiedergeben kann. Er hat auch nicht den Anspruch, eine vollständige Sammlung von Karten zur wissenschaftlichen Weiterbearbeitung und Auswertung zu präsentieren. Vielmehr lenkt der reich und ausschließlich farbig bebilderte Band den Blick auf ausgewählte Details der Karten. Hervorgehoben werden etwa die barocken, häufig kunstvoll gestochenen und oftmals kolorierten Kartuschen am Kartenrand oder auch die zeitgenössischen, erklärenden Beschreibungen, die zusammen mit den Karten abgedruckt worden sind.

Viele Kartenwerke sind auch in voller (aber verkleinerter) Pracht zu sehen. Hier wird der Unterschied zu schnörkellosen, modernen Karten mit ihren standardisierten Signaturen deutlich: Wir finden baumbestandene Hügel, sorgfältig kolorierte Territorialgrenzen, geschwungene Textbänder, plastisch gestochene Wappen und reichhaltige Verzierungen an den Kartenrändern. Der Betrachter erkennt, dass Karten auch noch am Ende des 18. Jahrhunderts nicht einfach nur die Topografie abbilden sollten. Neben dem praktischen Zweck der Orientierung in der Landschaft spielte die Selbstdarstellung des Auftraggebers eine wichtige Rolle.

Auch der Begleitband legt seinen Fokus nicht auf die in den Landkarten enthaltenen Informationen, sondern auf die Karten in ihrer Gesamtheit als auf Papier gedruckte Kunstwerke. Die Herausgeber boten daher auch den unbedruckten und zentimeterbreiten, oft aufgrund des Alters fleckigen Rändern um die Karten Raum, um den Kontext der eigentlichen Karte zu vermitteln.

Es wird deutlich: Es geht dem Band nicht primär darum, die vielen Ungenauigkeiten in den Karten zu entlarven oder eine vollständige Kartensammlung zu publizieren. Dennoch dürfen Informationen zu den präsentierten Karten nicht gänzlich fehlen. Im Kartenverzeichnis werden wir fündig und können nachlesen, wie genau eine Karte ist, wann, wo und mit welchem Auftrag sie entstand und in welchen Kontext sie eingebettet ist. So ergeben die prachtvollen Abbildungen zusammen mit ihrem mitgelieferten Hintergrund ein eindrucksvolles Bild zur Entwicklung der Kartographie am Beispiel der Rhein-Neckar-Region. Klare Stars des Bildbandes bleiben jedoch die qualitätvollen Abbildungen, die immer wieder Anlass bieten, das Buch erneut aus dem Regal zu nehmen.

Debora Pape

Klaus-Peter Baumer: Die Freiherren von Hundheim. Ortsherren in Ilvesheim im Dienste von Kurtrier, Speyer, Kurpfalz und Baden. Edition Ralf Fetzer, Edingen-Neckarhausen 2017, 608 S., 29,80 Euro

Die Freiherren von Hundheim entstammen einer Ministerialenfamilie „Hontheim“ im Dienst der Erzbischöfe von Trier und der Fürstbischöfe von Speyer, die 1622 geadelt worden war. (Die bereits um 1200 aufgegebene Burg „Hundheim“ auf dem Schloßbuckel beim hessischen Neckarhausen hat augenscheinlich keinen Bezug dazu). Im 17./18. Jahrhundert übernahmen die Freiherren von Hundheim (wie auch andere Angehörige des niederen Adels, so die Wieser, Oberndorff, Venningen, Sickingen, Stengel) wichtige Ämter am kurpfälzischen Hof. Der historisch bedeutendste Angehörige der Familie war der Staatsminister und Diplomat der Kurpfalz Freiherr „Lothar Friedrich von Hundheim“ (gest. 1723), 1668 als Sohn des metternichschen Amtmanns von Neckarsteinach geboren. Sein Aufstieg im Dienste der Kurpfalz ist vor dem

Hintergrund der Kriege des ausgehenden 17. Jahrhunderts zu verstehen. 1694–1710 kurpfälzischer Amtmann zu Dilsberg, wurde er zum Oberamtman von Kreuznach bestellt, 1696 zum Regierungsrat und noch vor 1700 zum Kriegsrat ernannt. Damals ging Lothar Friedrich dazu über, anstelle von „Hontheim“ den Namen „Hundheim“ zu führen. Im Dienste seiner Herrschaft hat Hundheim einiges geleistet: So schlug er Kurfürst Johann Wilhelm 1699 mit Erfolg vor, die Festungsbauten in Mannheim zur Kostensenkung nicht mehr freihändig zu vergeben, sondern an „General-Entrepreneure“ zu versteigern. Von 1703 bis 1715 war er kurpfälzischer General-Kriegskommissar mit Sitz in Düsseldorf. 1709 schloss er in Köln für Kurpfalz einen Unterstützungsvertrag mit dem kaiserlichen Oberkommandierenden der Alliierten im Spanischen Erbfolgekrieg, Prinz Eugen von Savoyen. Als 1711 Kaiser Joseph I. starb und Kurfürst Johann Wilhelm bis zur Kaiserwahl das Amt des Reichsvikars versah, fungierte Hundheim kommissarisch als Reichsvizekanzler. Im selben Jahr nahm Hundheim mit der kurpfälzischen Delegation im Kaiserdom zu Frankfurt am Main an der Wahl von Karl VI. zum römisch-deutschen Kaiser teil. 1712/13 war er kurpfälzischer Gesandter auf dem Friedenskongress in Utrecht. Hundheim wirkte entscheidend mit bei den Vorverhandlungen zum Frieden von Rastatt und wurde von Prinz Eugen in der Endphase der Verhandlungen nach Rastatt gerufen. 1716 schließlich vertrat er den schwer erkrankten Kurfürsten Johann Wilhelm als Pate bei der Taufe eines Mitglieds der Familie Süß-Oppenheimer aus Heidelberg auf den Taufnamen „Johann Wilhelm“ in der Düsseldorfer Schlosskapelle.

Auch im eigenen Interesse war er erfolgreich tätig: 1698 kaufte er die Ortsherrschaften Ilvesheim, Lützelsachsen, Hornbach und Kreidach, mit denen ihn dann Kurfürst Johann Wilhelm belehnte. Auf den Grundmauern der 1689 zerstörten frühneuzeitlichen Erlenburg ließ der Freiherr das Schloß Ilvesheim erbauen, vermutlich durch Johann Adam Breunig. Bis 1813 übten die Freiherren von Hundheim die Herrschaft über Ilvesheim aus. Durch den Neubau des Schlosses, bis 1857 ihr Adelssitz (heute „Schlossschule Ilvesheim“), prägte die Familie das Erscheinungsbild des Ortes. Die Baugeschichte des Schlosses wird im Buch auf 32 Seiten dargestellt.

Der Ilvesheimer Ortshistoriker Klaus-Peter Baumer präsentiert (unter Mitarbeit von Ralf Fetzer) in diesem 2017 veröffentlichten Buch auf 608 Seiten das Ergebnis jahrelanger Forschung zur Geschichte des Kurpfälzer Zweigs der Familie Hundheim, vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, und des Schlosses Ilvesheim. Dabei zeigt er auch die „Verquickung der pfälzischen, kurtrierischen und pfalz-neuburgischen Adelslandschaften“ auf. Dies war bislang noch nicht Gegenstand eingehender Forschung.

Die besondere Beachtung des Autors gilt dabei den weiblichen Angehörigen der Familie Hundheim sowie deren Kontakte zum Kreis um „Johann Friedrich Heinrich Schlosser“ (1780–1851, S. 473–512) auf Stift Neuburg und zu dem Juristen „Anton Friedrich Justus Thibaut“ (1772–1840, S. 440–445) in Heidelberg. Zur Familie Thibaut, vor allem zu deren Kindern, hatten die Hundheim ein „ausgesprochenes enges Freundschaftsverhältnis“ (S. 441), was durch Auszüge aus den Briefen der Thibautschen Kinder an ihren Vater belegt wird (S. 442f.). „Elise von Hundheim“ (1805–1873), Tochter des Josef von Hundheim (1766–1824) und Urenkelin des erwähnten Lothar Friedrich, fand um 1821 als Solosängerin im Thibaut'schen Singkreis Anklang (S. 443). Bei der Hochzeit jener Elise mit dem österreichischen Politiker und Geschichtsschreiber Franz Bernhard Ritter von Bucholtz (1790–1838) am 22. August 1832 waren die Thibaut in Ilvesheim zugegen (S. 444). Der schon etwas ältere Bräutigam hatte in Frankfurt das Ehepaar Fritz und Dorothea Schlosser kennengelernt (S. 475). Schlosser und seine Frau, die 1825 Kloster Neuburg erwarben, wo sie bis zu ihrem Tode die Sommer verbrachten, unterhielten freundschaftliche Beziehungen zur Familie Hundheim in Ilvesheim. Aus dem auf S. 479–511 abgedruckten Briefwechsel geht hervor, dass Dorothea Schlosser im September 1831 ein erstes Zusammentreffen zwischen dem auf Brautschau befindlichen Bucholtz mit Elise von Hundheim arrangiert hatte. Nach einigem Hin und Her kam es schließlich zur ehelichen Verbindung.

Nach dem Tode des Josef von Hundheim (1766–1819) folgte sein ältester Sohn Eduard (1798–1836) als fünfter Lehensträger. Verwaltungsänderungen durch den Übergang an das Großherzogtum Baden, Missernten, Verschuldung, Konkurs, Heimfall des Lehens kennzeichnen die letzte Phase der Familiengeschichte. Das Geschlecht derer von Hundheim verarmte und nach dem Tod von Alfred von Hundheim (1813–1855) fielen Schloss und Grundbesitz 1857 an den badischen Staat. Die drei noch im Schloss wohnenden Schwwestern wurden ausgewiesen. 1868 richtete man im Gebäude die staatliche Blindenschule ein.

Zahlreich sind die (z. T. farbigen) Abbildungen. Über den ganzen Text sind Abschnitte des Familienstammbaums verteilt. Man hätte sich gewünscht, dass diese durch ein Verzeichnis am Schluss besser auffindbar gemacht wären. Sonst ist das Werk gut zu erschließen: Der Anhang bietet ein Personenverzeichnis (19 S.), ein Ortsverzeichnis (7 S.) und ein Literaturverzeichnis (14 S.). Im Personenregister finden sich weitere Familiennamen, die mit Heidelberg in Beziehung stehen, wie Brentano, Chézy, Erligheim, Freudenberg, Geispitzheim, Gemmingen, Graimberg, Isselbach, Landschaden von Steinach, Oberndorff, Sickingen, Venningen, Wisser, Wrede. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Rolle des Niederadels in den zwei letzten Jahrhunderten des kurpfälzischen Staates.

Hansjoachim Räther

Werner Becker: Mein Vetter, der Räuber. Das Leben des Friedrich Philipp Schütz, genannt Mannefriedrich, 1780–1812, Kurpfälzischer Verlag Heidelberg 2018, 344 S., 38 Abb., 18,00 Euro

Was dem Krimilliehaber die Lektüre von Geschichten wie dieser von Werner Becker verleiden könnte, ist nicht etwa ein Mangel an Spannung und rasch aufeinander folgenden Wechselfällen, sondern das immer zäher sich ausbreitende Elend des eigentlichen Verbrechers – und damit das peinigende Bewusstsein: das alles ist nicht Fiktion, sondern Realität.

Es geht um das Leben des Friedrich Philipp Schütz, der Heidelbergern (spätestens seit Michail Krausnicks historischem Roman von 1978) als Mitglied der legendären Hölzerlips-Bande bekannt ist und der zusammen mit seinen Kumpanen am 31. Juli 1812 auf dem hiesigen Rathausplatz hingerichtet wurde. Auf dem schönen Umschlag des Buches wird er vor dem dunkelgrün gehaltenen Gruppenbildnis der Banditen hell hervorgehoben: Der Räuber Mannefriedrich.

Eher zufällig war der Verfasser darauf gestoßen, dass die Familie dieses Schütz aus dem kleinen Dorf stammt, aus dem auch seine gleichnamige Urgroßmutter kam und wo er, ganz in der Nähe, seine Kindheit verbrachte. Beruflich versiert im Umgang mit Akten und Archiven, konnte er sich erst in späteren Jahren auf die zeitraubende Suche machen, deren Ergebnis nun vorliegt. Über ein Siebtel des Buches steckt als Anmerkungen, Quellen, Literatur-, Orts- und Personenregister im Anhang. Darüber hinaus wird jeder erzählende und gut bebilderte Abschnitt abgelöst von einem Einschub auf getöntem Papier: Texte von zeitgenössischen Dokumenten, Berichten, hoheitlichen Erlassen, Sanktionen und Urteilen, aber auch persönlichen Stellungnahmen, Moritaten und Dichtungen des Räubers Schütz. Das alles ist gut lesbar gemacht für den heutigen Leser, und im Gegensatz zu dem, was der Krimilliehaber befürchten müsste, sind diese Einschübe nicht langweilig und frustrierend, sondern erhellen und verdichten den Gang der Handlung, revoltieren und rühren den Lesenden, fördern die emotionale Wirkung.

Zunächst setzt sich Werner Becker mit dem Räuberbild in der Literatur auseinander. Sein Stil ist manchmal wirkungsvoll flapsig: „Mit der kruden Wirklichkeit hat das wenig zu tun? Macht nix.“ In der Liste der einschlägigen Beispiele aus über 200 Jahren, von Schillers „Räubern“, „Ali Baba und die vierzig Räuber“ über Zuckmayers „Schinderhannes“ bis Lindgrens „Ronja Räubertochter“ und vielen anderen fehlt seltsamerweise eine Erzählung, die des Autors

Frage: was macht einen Menschen zum Räuber? gezielt nachgeht. Schillers Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ verfolgt exemplarisch den Werdegang eines Verbrechers, übrigens ausgehend von dem historischen Fall des Sonnenwirtes Friedrich Schwan aus dem württembergischen Ebersbach. Der Amtmann, der damit zu tun hatte, war der Vater von Schillers verehrtem Lehrer Jacob Friedrich Abel, und dessen Darstellung von 1797 steht am Anfang des vorliegenden Literaturverzeichnisses, S. 306.

Vieles von dem, was die fatale Lebensgeschichte von Beckers „Vetter“ ausmacht, gehörte schon lange Zeit vorher zum Grundmuster krimineller Karrieren: eine von Hunger, Armut und Verlorenheit geprägte Kindheit, früher Verlust der Eltern, mangelhafte Erziehung und Schulbildung, Auseinanderfallen der Familie und Obdachlosigkeit, Vagantentum auf Suche nach Broterwerb von Eltern und Kindern – eine Wanderbewegung, die ohne gültige Papiere oft an der nächstgelegenen Grenze der damaligen Kleinststaaten zurückgewiesen, gar polizeilich verfolgt wird und schließlich im Zuchthaus endet, für Erwachsene und Kinder gleichermaßen. Diese Station aber beschleunigt den endgültigen Ausschluss aus der Gesellschaft und die Radikalisierung der Betroffenen, die nach ihrer Freilassung erst recht keine Möglichkeit mehr haben, irgendwo Unterkunft und „ehrliche“ Arbeit zu finden. Das Abtauchen in den Untergrund und zwangsläufige Diebstähle oder Überfälle zur Verteidigung des nackten Überlebens führen zur Zusammenrottung mit anderen in gleicher Situation. Sobald aber die Gewalttaten, auch absichtlos, zu Mord und Totschlag führen, ist den Tätern das Todesurteil sicher.

So beginnen die Recherchen zum Leben des Friedrich Philipp Schütz auch mit dem unausweichlichen Dokument des Todesurteils vom 27. Juni 1812 und so tragen die Lebensstationen unseres „Vetters“ auch folgerichtig die Kapitelüberschriften: Arbeitsemigration (1778–1788), Herumziehendes Leben (1788–1811), Zuchthaus (1811–1812), Schafott (1812).

Wir werden Zeugen, wie in der dörflichen Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts ganz normale Bauern- und Handwerkerfamilien allein schon durch das geltende Erbrecht verelenden. Dies sah vor, den Landbesitz zu gleichen Teilen unter einer viel zu großen Kinderschar aufzuteilen, so dass vom derart zerstückelten Rest keiner mehr leben konnte. Dazu kamen die Kriegsverwüstungen, Missernten, Naturkatastrophen. Die verwitwete Großmutter der Schützfamilie hinterließ ihren noch lebenden neun Kindern nichts als Schulden. Es erfolgte vielerorts der Exodus in die Vereinigten Staaten, nach Osteuropa, den Balkan. Für den Sohn Johann Valentin Schütz ergab sich eine Möglichkeit zur Arbeit in neu geplanten königlichen Tabakplantagen in Kopenhagen. So verließ er mit Frau und vier Kindern den verschuldeten Besitz und zog im Pferdewagen auf die 14-tägige Reise: Wirtschaftsflüchtlinge.

Friedrich Philipp wurde 1780 in Kopenhagen geboren und getauft. Der Tabakanbau in Dänemark erwies sich jedoch wegen des ungeeigneten Bodens als unrentabel und wurde eingestellt. Die Lebensumstände der Arbeiter waren schon vorher kümmerlich. Der Familienvater Schütz erkrankte und starb 1784. Seine Witwe und die Kinder blieben sich selbst überlassen, soziale Fürsorge gab es nicht. Nach einem Zwischenaufenthalt in einem dänischen Dorf erscheint Maria Margarete Schütz mit den Kindern 1788 wieder in ihrem Heimatdorf am Rand des Taunus. Inzwischen ist ihr verschuldetes Eigentum dort verkauft, die Verwandten wollen und können sie wohl auch nicht aufnehmen. Sie wird des Ortes verwiesen und samt ihren Kindern heimat- und weitgehend rechtlos herumziehen. Als Obdachlose wird sie 1801 im Zuchthaus Diez an „Auszehrung“ sterben, ihre Kinder sind auch dort.

Diese Frau konnte lesen und schreiben und übte ihre Kinder darin, auch unter freiem Himmel. Sie habe – so der Sohn – mit ihnen gebetet, sie den Catechismus und viele Lieder gelehrt. Dies bleibt dem Sohn, neben seiner Konfirmandenlehre bei einem wohlwollenden Pfarrer, bis zum Tod ein tragendes Vermächtnis. Seine kriminelle Karriere indessen ist längst vorzeichnet.

Werner Becker verschweigt nicht die grundsätzlichen Schwierigkeiten einer solchen Recherche und formuliert die damit verbundenen Enttäuschungen und Niederlagen, die vielen offen bleibenden Fragen. Aber auch „Triumph!“, wenn sich z. B. in den dänischen Volkszäh-

lungsakten unverhofft ein Aufschluss findet. Es ist erstaunlich, wie es ihm gelingt, vorwiegend aus amtlichen Akten den Menschen lebendig werden zu lassen, dem er immer näher kommt und mit ihm der Leser. Nicht so, dass er sich sentimentalem Mitleid überlasse. Er betont auch die zunehmende Härte und Gewaltbereitschaft des Räubers; seiner taktischen Gewandtheit im Lügen geht er nicht auf den Leim. Aber er macht doch auch deutlich, wie dieser intelligente und offenbar musisch begabte Mensch, der mit Zärtlichkeit an Frau und Kindern hing, unter anderen Umständen ein angesehener Bürger hätte werden können.

Aufschlussreich für die damaligen Vorgänge sind die Portraits der den Prozess entscheidenden Gestalten, vornehmlich des Heidelberger Stadtdirektors Pfister, eines ebenso geschickten wie ehrgeizigen Verhandlungsführers, dessen leutselige Verhöre dem Ziel dienten, den Gefangenen Geständnisse zu entlocken, mit denen er sie ans Messer liefern konnte. Die Großinszenierung der Hinrichtung auf dem Rathausplatz in Heidelberg hat er sich durchaus zur Ehre angerechnet, wenn er auch selbst vom Verhalten der Todeskandidaten gerührt war. Die Vollstreckung der Todesurteile aber, so betont der Verfasser, sei nicht Bestandteil eines „Schauprozesses“ gewesen, sondern die Endstation eines ordentlichen und durchweg geregelten Strafverfahrens nach damaligem Recht. Er setzt sich damit von den früheren Darstellungen von Michail Krausnick, Dieter Preuss und Peter Dietrich zur Hölzerlips-Bande kritisch ab.

Der abschließende Bericht des zweiten Stadtpfarrers, Theophor Dittenberger – er musste für die Angeklagten eine Lichtgestalt gewesen sein – gibt das letzte ergreifende Wort dem todgeweihten Friedrich Philipp Schütz.

Kann man aus der Geschichte lernen? Dies Buch gehört jedenfalls zu den Geschichtswerken, die geeignet sind, unsere gegenwärtige Lage transparent zu machen und unser Verständnis für Migrationsbewegungen, Obdachlosen- und Flüchtlingsschicksale auch im eigenen Land offen zu halten. Und wessen Familie ist ganz ohne Räuber? Den auf S. 13 genannten vielbeschriebenen Nickel List zählt die Rezensentin zu ihren Vorfahren.

Renate Marzloff

Udo Bürger: Die spektakulärsten Kriminalfälle in Baden. Von Giftmischern, Amokläufern und Auftragsmördern, Sutton Verlag, Erfurt 2018, 262 S. 44 Abb., 16,00 Euro

Dieses Buch informiert über 70 Kriminalfälle in Baden, die zu einer Hinrichtung führten. Das Ziel war, sämtliche Hinrichtungen zwischen 1815 und 1932 zu erfassen. Das Buch ist nach Städten geordnet. Zwei Kriminalfälle sind – topografisch ungenau – Heidelberg zugeordnet (S. 137–143). Es handelt sich um Taten, die im Wald von Ziegelhausen und in Wilhelmsfeld begangen wurden. Weder Opfer noch Täter kamen aus Heidelberg, in der Nähe des Heidelberger Stadtgebiets wurden allerdings die Hinrichtungen vollzogen. Verhandelt wurden die Fälle vor dem Oberhofgericht Mannheim.

Der Jägergehilfe Michael Theobald ertappte den 41-jährigen Steinhauer Christoph Riegel aus Ziegelhausen im Wald beim Wildern und wurde in einer erbitterten körperlichen Auseinandersetzung getötet. Das Messer des Jägers wurde in Riegels Haus gefunden. Das Gericht war nicht bereit, auf Totschlag zu erkennen.

Riegel wurde am 22. Oktober 1827 hingerichtet, eine Viertelstunde vor dem Mannheimer Tor, wie es in den Quellen heißt. Ein Foto des 1856 abgerissenen Mannheimer Tores illustriert denn auch diesen Abschnitt. Dieses Gebäude am westlichen Ende der Hauptstraße diente auch als Gefängnis. In der Verhörstube wurde Riegel das endgültige Todesurteil vorgelesen. Bei seiner Hinrichtung fungierten als Scharfrichter ein (Franz Wilhelm) Widmann aus Heidelberg und sein Kollege Franz Josef Rettig aus Ettlingen.

Das zweite Verbrechen scheint eine klassische Beziehungstat gewesen zu sein. Christina Becker (Jahrgang 1815) gestand, in Wilhelmsfeld ihrem Ehemann, dem Tagelöhner Johann

Adam Beckenbach, nach fast fünfmonatiger unglücklicher Ehe, Arsen in die Suppe gestreut zu haben. Das Gift konnte forensisch nachgewiesen werden.

Die öffentliche Hinrichtung am 22. Januar 1844 vollzog wiederum ein Scharfrichter Rettig, – offenbar dort, wo auch Riegels Leben geendet hatte. Nämlich eine gute Viertelstunde vom Mannheimer Tor entfernt in Höhe der Franz-Knauff-Straße zwischen Heidelberg und Mannheim. Es wurde also eine Hinrichtungsstätte außerhalb der Stadt gewählt.

Eine zeitgenössische Darstellung dokumentiert die Hinrichtung der verurteilten Beckenbach. Sie verdiente eine eingehendere Analyse, als sie im Rahmen dieser Rezension geleistet werden kann. Die Hinrichtung findet auf einem gemauerten Podium statt, vor dem sich das Publikum drängt. Christina Beckenbachs Tötung geschieht auf dieselbe Weise, wie sie auch für Riegel überliefert ist: Die Delinquentin wurde im Sitzen geköpft. Von besonderem Interesse ist der geistliche Beistand, den die Verurteilte erfahren hat. Dr. Kleinschmidt und Dekan Sabel, evangelische Pfarrer in Heidelberg, haben darüber eine eigene Publikation vorgelegt: „Aus den letzten drei Tagen der Verbrecherin Christina Beckenbach aus Wilhelmsfeld [...], Heidelberg 1844“. Für die vier Kinder der Hingerichteten wurde eine Kollekte durchgeführt.

Zum vorliegenden Buch ist festzustellen, dass der Autor, eine Mordgeschichte an die andere reihend, knapp und sachlich berichtet. Im Anhang ist zu diesen beiden Fällen eine Reihe von Quellen kommentarlos aufgelistet, insbesondere Akten im Generallandesarchiv Karlsruhe und mehrere Zeitungsartikel im Heidelberger Stadtarchiv (S. 245f.). Zu irgendeiner Kontextualisierung ist die Darstellung nicht gediehen. Einige wenige allgemeine Hinweise finden sich im Vorwort. Todesurteile waren vom Großherzog zu bestätigen, der auch das Begnadigungsrecht hatte. 1856 wurde in Baden die Hinrichtungspraxis reformiert: Die Guillotine wurde eingeführt und Hinrichtungen fanden nicht mehr auf öffentlichen Plätzen statt. Heidelberg betraf das nicht. Wenn der Autor keinen einschlägigen Fall übersehen hat, fanden in Heidelberg – man möchte es kaum glauben – zwischen 1844 und 1932 keine regulären Hinrichtungen mehr statt.

„Ein packender Ausflug in die badische Kriminalgeschichte“, heißt es auf der Rückseite des Taschenbuches, dessen Aufmachung wie ein Kriminalroman daherkommt. Über den Unterhaltungswert eines solchen Materials mag der Rezensent nicht urteilen. Die lokalgeschichtliche Ausbeute für Heidelberg und Umgebung ist jedenfalls gering.

Enno Krüger

Klaus-Peter Schroeder: Jurisprudenz und Poesie. Die Heidelberger Semester Joseph von Eichendorffs, Karl Gottfried Nadlers und Joseph Victor von Scheffels, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2018, 168 S., 25,00 Euro

„Dasz recht und poesie miteinander aus einem bette aufgestanden waren, hält nicht schwer zu glauben“, urteilte Jacob Grimm 1815 (S. 5). Namen wie Friedrich Hebbel, Fritz Reuter und Ludwig Uhland bestätigen das. Dass es zwischen Recht und Kunst auch andere Kombinationen gibt, lehren uns Robert Schumann oder Klaus Staeck.

Der Heidelberger Rechtshistoriker Klaus-Peter Schroeder hat eine Untersuchung vorgelegt, die sich auf die drei Autoren konzentriert, die nicht nur hier studiert hatten, sondern auch mit ihrem lyrischen Werk Heidelberg eng verbunden blieben: Joseph von Eichendorff (1788–1857), Karl Gottfried Nadler (1809–1849) und Josef Scheffel (1826–1886), der erst viel später zum Viktor und geadelt wurde. Die Eichendorff-Brüder studierten 1807/08 in Heidelberg, Nadler 1826 bis 1831, unterbrochen nur durch ein Berliner Sommersemester, Scheffel 1844 bis 1848, unterbrochen durch zwei Berliner Semester.

Hervorzuheben ist der Perspektivwechsel: Der Rechtshistoriker bietet keine neuen biografischen Erkenntnisse, sondern implantiert die Literaten in die Fakultätsgeschichte. Der überras-

gende Gelehrte ist Thibaut, den die Eichendorffbrüder hörten und dem Nadler im berühmten Singkreis assistierte. Schroeder erklärt geduldig uns Laien, was die „Pandekten“ sind. Er referiert Eichendorffs Gespräche mit seinem Lehrer und zitiert den Tagebucheintrag „ewiges Dictiren schwere Noth“ (S. 52). Vermisst habe ich den „Tusch“, den das Kolleg am 2. Februar 1808 gegen Thibaut veranstaltete aus Protest gegen die Schwierigkeit des Stoffs. Achim von Arnim schrieb am selben Tag an Friedrich von Savigny, dass „Thibaut von seinem collegio ausgescharrt worden“ war. Eichendorffs Tagebuchnotiz stützt diese Schilderung studentischen Protestes. Zu Nadler, dessen kommunalpolitisches Engagement Schroeder nur streift, vermisste ich dessen Einsatz für die jüdischen Antiquare im Prozess gegen die christlichen Buchhändler.

Scheffel hat Thibaut nicht mehr erlebt. Seine Lehrer waren Karl Mittermaier und Karl Theodor Welcker, dessen Sekretär er nach dem Examen eine Weile war. Mit der Niederlage der Badischen Revolution 1849 geriet Scheffel zwischen alle Stühle. Schroeder trägt dem im Unterschied zu anderen Biografen Rechnung (S. 132). Die Sorge, Scheffel könne in Vergessenheit geraten, lässt sich teilen, ist aber mit diesem Buch wieder ein Stückweit erledigt.

Hans-Martin Mumm

Ingo Runde (Hg.): Die Universität Heidelberg und ihre Professoren während des Ersten Weltkrieges (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 6), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2017, 380 S., 29,00 Euro

Am 4. Oktober 1914 wurde der berühmte „Aufruf an die Kulturwelt“ veröffentlicht, der in nationalistischer Überheblichkeit das brutale Vorgehen der deutschen Truppen in Belgien rechtfertigte und die Einheit von Militarismus und Kultur, von deutschem Heer und deutschem Volk priors (abgedr. S. 62–65). Kein Text hat das Ansehen der deutschen Wissenschaft so nachhaltig beschädigt wie dieser Appell. Unter den 93 Unterzeichnern waren nur drei Heidelberger Professoren: der Archäologe Friedrich von Duhn, der Physiker Philipp Lenard und der Philosoph Wilhelm Windelband. Bei aller patriotischen Begeisterung blieben die meisten anderen hiesigen Professoren ihrer gemäßigten nationalliberalen Haltung treu und verzichteten auf überspannte Annexionsforderungen, was der Heidelberger Professorenschaft den Vorwurf einbrachte, im Krieg abseits zu stehen.

Die vorliegende Veröffentlichung geht auf eine Tagung zurück, die am 6./7. November 2014 im Universitätsarchiv stattfand. Ziel ist es, das Denken und Verhalten prominenter Heidelberger Professoren aus unterschiedlichen Fachrichtungen in biographischer Herangehensweise zu untersuchen und so ein differenziertes Stimmungsbild der hiesigen Universität im Ersten Weltkrieg zu vermitteln. Als Quellengrundlage ziehen die Autoren nicht nur die oft zitierten Reden heran, sondern auch Selbstzeugnisse wie Briefe, Tagebücher und private Notizen.

Die Grundlage für die biographischen Beiträge liefern die ersten beiden Aufsätze. In seiner faktenreichen, auf die Akten des Universitätsarchivs gestützten Darstellung (S. 17–57) nimmt Eike Wolgast sowohl die Entwicklung der Universität als Institution wie auch die politischen Aktivitäten der Professoren in den Blick, so dass erstmals eine Geschichte der Hochschule in den Kriegsjahren entsteht. Aufschlussreich sind zwei Fallstudien: Als der Romanist Friedrich Eduard Schneegans und der Jurist Fritz Fleiner aus persönlichen bzw. politischen Gründen 1915 Heidelberg in Richtung Schweiz verlassen wollten, wirkte die Universitätsspitze in ihrem Schwanken zwischen nationaler Entrüstung und individuellem kollegialen Verständnis wenig überzeugend. In dem zweiten Überblicksbeitrag (S. 59–76) warnt Gerhard Hirschfeld davor, den Einfluss der deutschen Hochschullehrer auf die öffentliche Meinung und die Politik zu überschätzen. Zwar bejahten sie den Krieg aus voller Überzeugung und glaubten, durch publizistische Tätigkeit oder praktische Arbeit ihren Beitrag zum Sieg zu leisten. Aber die wachsen-

de Dominanz der Militärs führte zu einem Ansehensverlust der Wissenschaftler und des zivilen Bürgertums überhaupt.

Alle zwölf vorgestellten Heidelberger Universitätslehrer waren mit der deutschen Politik im Jahre 1914 einverstanden und haben den Krieg als Verteidigungskrieg gerechtfertigt. Mit der Sinngabe des Krieges beschäftigt sich der Theologe und Philosoph Ernst Troeltsch in heute kaum noch erträglicher religiöser Überhöhung (S. 77–98); dem Autor Friedrich Wilhelm Graf hätte man etwas mehr Distanz zu seinem „Helden“ gewünscht. Ähnlich tief sinnig deutet der Germanist Friedrich Gundolf (Jürgen Egyptien; S. 215–240) den Krieg als historische Sendung des deutschen Volkes. Den Typus des politischen Professors verkörpern zwei Historiker. Hermann Oncken (Frank Engehausen; S. 169–183) will als „Führer und Prophet zum Volk“ sprechen, beteiligt sich aber nicht an Annexionsforderungen. Der Mediävist Karl Hampe (Volker Reichert; S. 147–167) arbeitet sich in die Geschichte Belgiens ein und liefert die historisch-politischen Begründungen für die deutsche Besatzungs- und Expansionspolitik – was er in der Rückschau bedauerte.

Uneinheitlich ist das Bild bei den beiden Nationalökonomern. Max Weber (Uta Hinz; S. 123–145) entwirft einerseits ein archaisches Heldenbild, kritisiert aber andererseits die Politik der deutschen Führung. Sein Kollege Eberhard Gothein (Andreas Cser; S. 185–213) stimmt zwar im August 1914 in den Chor nationaler Euphorie ein; aber bei ihm dominiert die Skepsis gegenüber der verbreiteten offensiv-aggressiven Stimmung. Die Überzeugung, dass am Ende eines (siegreich gedachten) Krieges innenpolitische Reformen wie die Abschaffung des preußischen Drei-Klassen-Wahlrechts stehen müssten, äußern Troeltsch, stärker noch Oncken, Weber und der Jurist Gerhard Anschütz (Klaus-Peter Schroeder; S. 241–258). Für letzteren hat die Lösung innerer Probleme Vorrang vor nationalen Zielen. Angst und Unsicherheit prägen seit 1914 das Denken des jungen Privatdozenten Karl Jaspers (S. 99–121). Er hat seine Stellung in der Zeit noch nicht gefunden. Die philosophische Fachanalyse durch Dominic Kaegi und Bernd Weidmann trägt freilich nicht zur Lesbarkeit des Aufsatzes bei.

Anders als die meisten ihrer akademischen Kollegen erleben die Mediziner Ludolf von Krehl und Karl Wilmanns im Lazarettendienst die brutalen Folgen des Krieges unmittelbar mit. In den Briefen an seine Gattin verurteilt Krehl (Wolfgang U. Eckart; S. 259–278) das „sinnlose Morden“ und distanziert sich von Hass, Propaganda und religiöser Sinnsuche à la Troeltsch. Der national eingestellte Wilmanns (Thomas Röske, Maike Rotzoll; S. 279–296) dagegen lobt stolz das von ihm organisierte badische Lazarettwesen und bekämpft energisch alle „Drückerei“ unter psychisch geschädigten Soldaten. Sein Verdienst ist es, seinem Mitarbeiter Hans Prinzhorn den Aufbau der nach ihm benannten Sammlung zu ermöglichen, einer „zeitgeschichtlichen Sammlung wider Willen“. Der Chemiker Theodor Curtius (Ingo Runde; S. 337–343) scheint sich während des Krieges auf seine wissenschaftliche Arbeit zurückgezogen zu haben, die durch den kriegsbedingten Personalmangel stark eingeschränkt war. Mit dem Blick auf die Kollegen und die Studenten beklagt er die hohen Opferzahlen. Der Physiker und Nobelpreisträger Philipp Lenard radikalisiert sich im August 1914. Ein unpolitischer Naturwissenschaftler wird aus dem Gefühl persönlicher Kränkung heraus – so Charlotte Schönbeck (S. 297–336) – zu einem völkisch-nationalistischen Antisemiten und England-Hasser. Durch seine provokante Haltung und seine permanente Kritik isoliert er sich in wachsendem Maße von seinen akademischen Kollegen.

Wie verändert der Krieg den Menschen? Die Antworten der Professoren fallen sehr unterschiedlich aus: das archaische Heldenbild bei Max Weber; der durch Glaube und Tapferkeit stabilisierte Mensch (Ernst Troeltsch); schließlich die pessimistische Sicht, dass der Krieg die schlechtesten Seiten des Menschen zum Vorschein bringe (Gothein, Krehl). Wenn sich die Autoren auf unmittelbare Zeugnisse wie Tagebücher und Briefe stützen können (Hampe, Weber, Gothein, Krehl), kommt dies der Plastizität und Unmittelbarkeit der Darstellung zugute. Die ungefähr 50 zeitgenössischen Fotografien vermitteln dem Leser einen Eindruck von der Physiognomie, dem Privatleben und dem Arbeitsplatz der Wissenschaftler. Abgerundet wird der

Band durch zweiseitige Kurzbiographien der vorgestellten Professoren, sog. „Biogramme“ (S. 345–374), die Dagmar Drüll in gewohnter Genauigkeit zusammengestellt hat. Leider fehlt ein anderes nützliches Hilfsmittel, ein Personenregister, das anscheinend dem Zeitdruck bei der Herstellung zum Opfer fiel. Außerdem fällt auf, dass nur zwei Autoren die Aufsätze im HGV-Jahrbuch Jg. 19, mit Schwerpunkt Erster Weltkrieg, zur Kenntnis nehmen.

Mit dieser Publikation hat die von Archivdirektor Ingo Runde initiierte Buchreihe nach drei Jahren das halbe Dutzend erreicht. Die Lektüre vermittelt ein facettenreiches Bild davon, wie die Heidelberger Professoren den Ersten Weltkrieg erlebten und bewerteten. Da sie zum hiesigen Bildungsbürgertum gehörten, liegt hiermit nicht nur ein gelungener Beitrag zur Universitäts- sondern auch zur Lokalgeschichte vor.

Reinhard Riese

Harald Maier-Metz: Entlassungsgrund: Pazifismus. Albrecht Götze, der Fall Gumbel und die Marburger Universität 1930 bis 1946, Waxmann, Münster 2015, 248 S., 38,00 Euro. **Dietrich Heither: Ich wusste, was ich tat.** Emil Julius Gumbel und der rechte Terror der Weimarer Republik, PapyRossa Verlag, Köln 2016, 131 S., 12,90 Euro

Emil Julius Gumbel hat derzeit (wieder) Konjunktur. Nach einem ersten Revival in den 1980er/90er Jahren mit dem Reprint einiger Werke, vor allem im Heidelberger Verlag Das Wunderhorn, und mehreren Biografien war er in den letzten 25 Jahren weitgehend in Vergessenheit geraten. Aber nun hat der SWR den jungen Filmemacher David Ruf beauftragt, einen Dokumentarfilm mit Spielszenen über Gumbel zu drehen, der 2019 ausgestrahlt werden soll. Matthias Scherer, ein junger Professor für Finanzmathematik an der Technischen Universität München, und seine Mitarbeiterin Lexuri Fernández haben Gumbel als Statistiker wieder entdeckt, knüpfen an seine Forschungen im Bereich der Extremwertstatistik an und publizieren darüber in Zeitschriften wie „Risiko-Manager“ (H. 5/2016) oder „Extremes“ (DOI 10.1007/s10 687-017-0299-z). Am Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum gibt es seit 2016 eine von der brandenburgischen Landesregierung finanzierte „Emil Julius Gumbel-Forschungsstelle“ (<https://www.mmz-potsdam.de/antisemitismus-und-rechtsextremismus.html>), die sich in der Tradition des Kampfes ihres Namensgebers gegen völkischen Nationalismus und Rechtsterrorismus in der Weimarer Republik stellt und „Phänomene des Antisemitismus, des Rechtsextremismus und Rechtsradikalismus, des Rassismus und der Xenophobie“ analysiert, Akteure in diesem Spektrum beobachtet und ihre Taten, Äußerungen und Publikationen dokumentiert.

Dieses gewachsene Interesse an dem ersten Heidelberger Professor für Statistik, der 1932, bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme, wegen seines Engagements gegen Nationalismus, Militarismus und die Gegner der Weimarer Verfassungsordnung, seine Lehrberechtigung verlor und ins Exil ging, zeigt sich auch auf dem Buchmarkt. So sind gleich zwei Neuerscheinungen über Gumbel zu vermelden. Sie haben recht unterschiedlichen Charakter, weshalb sich eine kontrastive Besprechung anbietet.

Das Buch von Dietrich Heither, einem Lehrer, der bereits mehrere Bücher vor allem zum studentischen Rechtsextremismus (Korporationen, Burschenschaften) vorgelegt hat, bietet für alle, die noch nie etwas über oder von Gumbel gelesen haben, einen Einstieg (nur 130 Seiten für 12,90 €) auf der Basis der neuesten Forschung. Heither hat nicht selbst geforscht, alle Quellen bis hin zu Gumbels titelgebender Selbststilisierung zitiert er aus den Büchern Anderer. Man erfährt im Stile unkritischer Heldengeschichtsschreibung die wichtigsten Fakten über den „Kämpfer gegen die Wegbereiter der Barbarei“ und seine „antifaschistische Aufklärung im besten Sinne“, oft im überholt geglaubten DDR-Jargon, obwohl Heither die Politik der KPD und später der DDR durchaus kritisch sieht. Gumbel wird aktualisiert gegen „Entlastungsbemühun-

genⁿ hinsichtlich der deutschen Schuld am Ersten Weltkrieg, die Heither bei Christopher Clark und Herfried Münkler unterstellt. An manchen Stellen werden ganz alte Kontroversen, etwa mit dem konservativen Historiker Michael Stürmer und CSU-Chef Franz Josef Strauß (schon 30 Jahre tot!) aufgewärmt und linke Übertäter wie Reinhard Kühnl und Wolfgang Abendroth ins Feld geführt. Statt dieser Politisierung hätte ich eine nüchternere Darstellung bevorzugt. Denn Sachlichkeit schließt keineswegs Empathie mit dem couragierten Ziviilisten Emil Julius Gumbel aus, der als unabhängiger Linksintellektueller und Wissenschaftler seine politische Verantwortung zeitlebens ernst genommen und sich vorbildlich für Werte engagiert hat, die erst seit den 1960er Jahren in Deutschland mehrheitsfähig waren. Vielleicht wären mit mehr Nüchternheit und weniger linkem Jargon sogar mehr Leser*innen für den Querkopf und bis heute anschlussfähigen Denker Gumbel zu begeistern! Es bleibt ein zwiespältiger Gesamteindruck: Einerseits hat Heither die vorhandenen Publikationen genau gelesen und bietet nicht nur die wichtigsten Stationen der Biografie auf knappem Raum, sondern auch (vor allem in den Fußnoten) neue Details, z.B. aus den 2016 von Carsten Dutt und Eike Wolgast edierten Jaspers-Briefen. Andererseits fehlt an vielen Stellen die wissenschaftliche Sorgfalt, z.B. wenn Heither für die extreme Rechte die apoletische Selbstbezeichnung „national“ oder „rechtsnational“ übernimmt (S. 64f.), statt sie konsequent als nationalistisch zu charakterisieren, oder wenn er einen Artikel Heinrich August Winklers auf 1914 datiert (S. 116).

Zu den jüngsten wissenschaftlichen Untersuchungen, denen auch Heither neue Erkenntnisse zum Konflikt Gumbels mit seinen Heidelberger Kollegen entnommen hat, gehört das Buch eines anderen, inzwischen pensionierten Lehrers, Harald Maier-Metz` „Entlassungsgrund: Pazifismus“. Es schildert quellengesättigt und auf der Basis akribischer Forschung das Leben eines der wenigen Heidelberger Hochschullehrer, der sich gegen die verfassungsfeindlichen Attacken der nationalistischen Studentenbewegung und der Mehrheit im Lehrkörper mit Gumbel solidarisierte, des Altorientalisten Albrecht Götze. Maier-Metz analysiert insbesondere, wie Götze in die Stigmatisierung nicht-nationalistischer und gar pazifistischer Überzeugungen hineingezogen wurde und 1933 seinen Marburger Lehrstuhl verlor, auf den er erst 1930 berufen worden war. Götze gehörte zu den relativ wenigen Hochschullehrern, die wegen § 4 des Gesetzes mit dem zynischen Titel „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, also aus politischen Gründen, entlassen wurden. Maier-Metz hat sein Buch sorgfältig recherchiert und interessante neue Quellen erschlossen und, was bei akademischen Außenseitern, die sich jahrelang in ein Spezialthema eingearbeitet haben, keineswegs selbstverständlich ist, auch die Sekundärliteratur weitestgehend rezipiert.

Beeindruckend an Albrecht Götze sind seine Geradlinigkeit und sein Einsatz für die eigenen Werte wie Meinungs-, Wissenschaftsfreiheit gegen den Zeitgeist und ohne Rücksicht auf Nachteile für die eigene Person. Sechs Jahre jünger als Gumbel hatte Götze mit ihm zahlreiche biografische Gemeinsamkeiten: Studium in München, Teilnahme am Ersten Weltkrieg, in dem sie die Fronterfahrung zu Pazifisten machte; beide engagierten sich politisch in der Sozialdemokratie und in der Deutschen Liga für Menschenrechte. Dann parallele Karrieren an der Ruperto Carola. 1922 Habilitation für vergleichende Sprachwissenschaft und semitische Philologie, 1923 zogen beide in die Heidelberger Beethovenstraße. Während Gumbel dort ein kleines Häuschen kaufen konnte, wohnte der lange Zeit prekär beschäftigte Götze mit seiner Familie zur Miete. 1927 Ernennung zum außerordentlichen Professor, 1930 bekam er mit dem Ruf als Ordinarius für semitische Philologie und altorientalische Geschichte erstmals eine feste und unbefristete Beschäftigung. Allerdings wurden nun wegen der Weltwirtschaftskrise und der mangelnden Kompromissfähigkeit der demokratischen Parteien die politischen Verhältnisse prekär. Die endlich erreichte Sicherheit für seine Familie und seine Forschungen hielten Götze aber nicht davon ab, sich mit Gumbels pazifistischem Engagement zu solidarisieren, als dieser infolge des rasanten Durchbruchs der NSDAP massiv unter Beschuss geriet. Wie Gumbel hatte er wegen seiner außerordentlichen Qualifikation, aber vielleicht auch wegen seiner relativ frü-

hen Vertreibung Glück und fand im Exil schnell eine neue Anstellung – 1934 in Yale, wo er bis zur Emeritierung 1965 blieb.

Neben der politischen wie freundschaftlichen, durch die politische Verfolgung gestärkten Beziehung Götze-Gumbel präsentiert Maier-Metz zahlreiche Neuigkeiten zur Geschichte der Universitäten Heidelberg und Marburg in der Weimarer Republik, in der Machtergreifungsphase wie auch in der Nachkriegszeit, als es um Rehabilitation, Rückruf und „Wiedergutmachung“ ging. Außerdem erfährt man, wie systematisch die Unterstützer Gumbels 1933 verfolgt wurden. Fast 20 Hochschullehrer, die sich seit 1930 öffentlich mit Gumbel solidarisiert hatten, wurden nach 1933 entlassen und oft auch noch ausgebürgert. Das Buch ist trotz seiner wissenschaftlichen Akribie sehr lesbar geschrieben, trefflich mit Fotos und Faksimiles illustriert und nicht zu lang. Das ist vorbildlich recherchierte, anschauliche Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, wie sie sein sollte!

Christian Jansen

Wolfgang Proske (Hg.): Täter, Helfer, Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus Nordbaden und Nordschwarzwald, Kugelberg Verlag, Gerstetten 2017, 385 Seiten, 19,99 Euro

Seit den 1990er-Jahren wandte sich der Blick der NS-Forschung zunehmend den mittleren und unteren Etagen des polyzentrischen, vielfach unberechenbar agierenden und wenig durchschaubaren NS-Regimes zu. Beispielhaft ist die Sammlung von Täterbiographien, die Michael Kißener und Joachim Scholtysek 1997 unter dem bezeichnenden Titel „Die Führer der Provinz“ veröffentlichten. Die Bedeutung dieser Orientierung auf die unteren und mittleren Täterebenen war der Einsicht geschuldet, dass das NS-System gerade deshalb so „erfolgreich“ war, weil es über eine gigantische Fülle von Mitmachern, Profiteuren, Klein- und Kleinsttätern verfügte. Das Regime funktionierte, oft mehr von unten nach oben als umgekehrt, weil es Karrieren ermöglichte, Angebote zur Teilhabe und Mitwirkung bereit stellte, unglaubliche Macht und Einfluss im Nahbereich generierte, Gratifikationen verteilte und moralische Limits pragmatisch außer Kraft setzte. Um das begreifen zu können, muss man sich den Personen und ihren verschlungenen Biographien sehr unmittelbar und manchmal auch kleinteilig zuwenden.

Ein gewaltiges Publikationsprojekt dieser Art verdanken wir dem Initiator, Herausgeber und Verleger Wolfgang Proske, Lehrer am Abendgymnasium Ostwürttemberg, der seit 2013 in mittlerweile neun Bänden unter dem Titel „Täter, Helfer, Trittbrettfahrer“ biographische Untersuchungen zu „NS-Belasteten“ aus den baden-württembergischen Landesteilen veröffentlicht. Er versammelt als Autoren zahlreiche, zur Landesgeschichte Forschende aus den akademischen, aber auch den ortsgeschichtlich aktiven Milieus. Band 7, 2017 erschienen, widmet sich den NS-Belasteten aus Nordbaden und dem Nordschwarzwald. Zahlreiche Beiträge dieses Bandes sind aus der Zusammenarbeit mit dem Heidelberger Neuhistoriker Frank Engehausen entstanden, der Forschungen und Expertise Heidelberger Studierender aus seinem Forschungsvorhaben „Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“ eingebracht hat.

Deshalb enthält der Band auch zahlreiche Beiträge zu Heidelberger Akteuren. Dazu zählen der NS-Propagandist Karl Cerff, von 1928 bis 1931 Führer der hiesigen Hitlerjugend (Karsten Wille), der gebürtige Heidelberger Herbert Kraft, ein cholischerer Aufsteiger und Multifunktionär (Joey Rauschenberger), die Universitätsrektoren Ernst Kriek (Vanessa Hilss) und Paul Schmitthener (Viktor Fichtenau), der Propagandaspezialist und Gegner,„forscher“ F.A. Six, der in Heidelberg promovierte (Stefanie Steinbach) und der noch heute gut beleumundete Juraprofessor Eugen Ulmer, dessen Verstrickungen in die NS-Justiz als Wehrmachtsrichter sichtbar gemacht werden (Jan Ohnemus). Frank Engehausen widmet sich dem Agieren des badischen Ministerialbeamten Friedrich Müller-Trefzer, bei dem, wie bei anderen, die schlichte Zuweisung von Täterstatus oder Helfer oder schie-

rer Trittbrettfahrerei nicht funktionieren kann. Frank-Uwe Betz untersucht das Wirken des Euthanasiearztes Dr. Dr. Julius Deussen, den er auch im Jahrbuch 22, 2017 des HGV vorgestellt hat.

Einige der im Buch präsentierten NS-Belasteten sind eindeutig der Tätergruppe zuzuordnen, wie der brutale Massenmörder Alois Knäbel, der KZ-Arzt Aribert Heim und der durch und durch korrupte elsässische Landkommissar Julius Karg.

Daneben stehen die Mitmacher und Funktionserfüller, die Konzessionsbereiten und die offensichtlichen Nutznießer. Hier liefern die Autoren biographische Puzzles, deren Einzelteile kaum kohärent zusammen gefügt werden können. Beispielhaft dafür ist der Heidelberger Oberbürgermeister Carl Neinhaus, den Reinhard Riese in einer tiefschichtig angelegten Studie zu fassen versucht. Das Bild Neinhaus' wird immer schwankend bleiben zwischen beamtenhaft korrekter Amtsführung, elastischer Anpassung und letztlich rückhaltloser Unterwerfung unter das Regime, verbunden mit – durchaus nicht uneigennützigem – Distanzaktionen gegen die lokale Parteispitze. Es gelingt Riese, umsichtig und präzise, bei Neinhaus die prototypischen und gleichzeitigen Dimensionen von Täter, Helfer und Trittbrettfahrer zu ermitteln, die sich in Neinhaus scheinbar reibungslos bündelten.

Bezeichnenderweise sind von wenigen Extremtätern abgesehen die meisten der in diesem Band beschriebenen Exponenten der NS-Epoche nach Ende des 3. Reiches tief überzeugt von ihrer absoluten Unschuld, ihrer moralischen Reinheit, wenn sie sich nicht gar als Verführte, Opfer oder Widerständler darstellen. Begünstigt durch ein komplett überfordertes Spruchkammer-System der Entnazifizierung gelingt es noch der übelsten Parteischranze, sich mindestens den Status des Mitläufers oder gar des Unbelasteten zu ergattern, sowie mit streckenweise unfasslicher Dreistigkeit Entschädigungen, Wiederbeschäftigung, Rentenansprüche oder neue Karriereperspektiven zu erstreiten. Carl Cerff organisiert seit 1959 ungerührt den Bundesverband der Soldaten der ehemaligen Waffen-SS e.V., Julius Deussen entscheidet als Bundeswehrarzt über Wehrdienstverweigerer, Neinhaus wird als Oberbürgermeister wieder gewählt und außerdem Präsident des baden-württembergischen Landtags.

Herausgeber Prose verzichtet auf eine umfängliche Begründung für die Auswahl der Personen. Manchen prominenteren Namen vermisst man, die Mannheimer, die Odenwälder und Kraichgauer kommen entschieden zu kurz. Wenig trennscharf sind und bleiben die Leitbegriffe Trittbrettfahrer und Helfer. Auch Täterschaft lässt sich schwerer als erwartet fassen. Dadurch enthalten die Beiträge auch Material für Kontroversen und Reflexion. Wolfgang Prose und die Autoren präsentieren aber in der Bilanz eine spannende, streckenweise atemberaubende Sammlung von Biographien. Die Artikel sind großenteils am Stand der Forschung orientiert, sorgfältig recherchiert und sie verfolgen die Spuren ihrer Protagonisten – soweit dies möglich ist – bis weit in ihr nachkriegszeitliches Wirken.

Norbert Giovannini

Heinrich Hoffmann: Der Heiligenberg bei Heidelberg in Bildern des Malers Heinrich Hoffmann. Hg. und kommentiert von Alexander Heinzmann, gefördert von der Schutzgemeinschaft Heiligenberg-Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt, mit einem Beitrag von Dr. Hans Christoph Rieger. o. O., o. J. [Heidelberg 2017], 64 S., 15,00 Euro

Die Schutzgemeinschaft Heiligenberg – Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt e. V., 1973 auf Initiative des Archäologen Dr. Berndmark Heukemes (1924–2009) gegründet, kümmert sich um die Erhaltung und Pflege der Kulturdenkmale auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, um die Darstellung der kulturhistorischen Bedeutung des Berges mittels Führungen und Öffentlichkeitsarbeit, um das Wecken von Interesse an der Lokalgeschichte und um das Sponsoring für die stets notwendigen Erhaltungsarbeiten an den Ruinen. Ihr stellvertretender Vorsitzender Alexander Heinzmann macht häufig Führungen auf dem Heiligenberg und benutzte zur Illustration des Gesagten Kopien aus dem Buch „Der Heiligenberg bei Heidelberg“ (3. Aufl.

1987) des Arztes und Heimatforschers Wolfgang von Moers-Messmer. Es handelt sich dabei um Skizzen und Rekonstruktionen der Ruinen auf dem Berg, die von dem um das Jahr 1900 bekannten Heidelberger Maler Heinrich Hoffmann (1859–1933) stammen. Dessen Skizzen zum Heiligenberg wurden wegen ihrer Anschaulichkeit auch in anderen Publikationen verwendet (so 1933 von Herbert Derwein und 1999 von Renate Ludwig und Peter Marzloff). Bei einer der Führungen machte ein Teilnehmer Heinzmann darauf aufmerksam, dass diese Skizzen aus einer bislang unveröffentlichten Mappe von Heinrich Hoffmann stammen. Zahlreiche Blätter waren bereits druckfertig, doch Hoffmanns Tod verhinderte eine Veröffentlichung. Die Skizzenmappe wanderte ins Stadtarchiv. Die Idee war nun, auch im Sinne einer Werbung für die „Schutzgemeinschaft“, eine Mappe mit 30 schwarz-weißen Federzeichnungen zu veröffentlichen, um ihren Schöpfer dem Vergessen zu entreißen. Alexander Heinzmann ist die Herausgabe und Druckvorbereitung dieser Publikation zu verdanken, der Schutzgemeinschaft Heiligenberg die Finanzierung des Projekts. (Das Heidelberger Kulturamt zeigte bereits 2013 im „Forum für Kunst“ Werke des Malers Heinrich Hoffmann.)

Der Heiligenberg bei Heidelberg war schon in prähistorischer Zeit bewohnt. Im ersten Jahrtausend vor Christus machten Kelten den Berg zum politischen und religiösen Zentrum der Region. Daran erinnern noch heute Reste einer Ringwallanlage. Die Römer errichteten auf dem Heiligenberg einen heiligen Bezirk mit einer Kultstätte des „Mercurius Cimbrianus“. Im 9. Jahrhundert gründeten Benediktinermönche des Reichsklosters Lorsch auf den Ruinen des römischen Tempels das Kloster St. Michael, später auch das Kloster St. Stephanus. Von beiden sind nur noch Ruinen erhalten. Diese faszinierten den Kunstmaler Heinrich Hoffmann. 1859 in Kassel geboren, studierte er Bildhauerei und Malerei an der Kunstakademie Kassel. 1889 kam er nach Heidelberg, wo er zunächst in der Leopoldstraße 30 wohnte, ab 1908 in der Brückenstraße 19. Bei seinen Streifzügen auf dem Heiligenberg entstanden zahlreiche Skizzen. Danach fertigte er zeichnerische Rekonstruktionen der Klöster und der Doppelwallanlage (von der damals noch wesentlich mehr zu sehen war). So entstand zwischen 1913 und 1926 eine Mappe mit Skizzen und Bildern aus der Gegenwart und der Vergangenheit dieser uralten Kultstätte. Vieles davon entspricht freilich nicht mehr dem heutigen Stand der Forschung, ist wohl auch spekulativ. (Man betrachte einmal die Zeichnungen „Die Heiligenberghöhen als Zufluchtsort der Kelten“ auf S. 21, „Klosterkirche St. Michael Heiligenberg“ auf S. 43, oder „Inneres der Klosterkirche St. Michael“ auf S. 63). Inzwischen sind Hoffmanns Zeichnungen selbst zur historischen Quelle geworden. Wie Klöster und Wälle tatsächlich einmal ausgesehen haben, weiß niemand. Die wissenschaftliche Erkundung des Heiligenbergs steht immer noch am Anfang.

Hansjoachim Räther

Henry Keazor (Hg.): Film Plakat Kunst. Dietrich Lehmann und der Heidelberger Filmclub der 50er Jahre. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg 27.10.2017–15.04.2018, arthistoricum.net, Heidelberg 2017, 138 S., Euro 28,90

„In einer Stadt wie Heidelberg, die heute nur noch eine Handvoll Kinos vorzuweisen hat, scheint es unvorstellbar, dass Mitte des letzten Jahrhunderts eine blühende Filmkultur gelebt wurde.“ (S. 29) – Grund genug, sich mit der „Kinohauptstadt der 50er Jahre“ über eine Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg und den hier zu besprechenden Katalog zu beschäftigen; Themen darin sind die Filmplakate Dietrich Lehmanns, die Geschichte des Heidelberger Filmclubs und der Institution ‚Filmclub‘ im Nachkriegsdeutschland insgesamt.

Der Herausgeber und Lehrstuhlinhaber Henry Keazor, vom Institut für Europäische Kunstgeschichte der Ruperto Carola, schreibt in seiner Einleitung, dass die Katalogtexte und Exponat-Beschreibungen von Studierenden stammen und diese „dabei auch eine Menge über Heidelberg, ein Stück Geschichte von dessen Universität, den Stellenwert des Mediums ‚Film‘ im

Nachkriegsdeutschland sowie über die Entwicklung der Kunstform ‚(Film-)Plakat‘ (S. 8) erfahren konnten. Die Publikation gliedert sich in Aufsatz- und Katalogteil.

Die sieben Aufsätze gehen die Thematik vom Allgemeinen zum Speziellen an, umfassen sechs bis zwölf Seiten und beinhalten je eine eigene Bibliographie. Zunächst bietet Maximilian Kraemer eine Einführung in die Geschichte von Film und Kino in Deutschland zwischen 1870 und 1960 (S. 13–20). Deutlich wird darin insbesondere ein „Nachholbedarf, was ausländische Filme betraf“ (S. 17), der mit den Verboten von Aufführungen ausländischer Filme in Deutschland ab 1939 zu erklären sei. Damit sei die Grundlage für die Institution ‚Filmclub‘ in Westdeutschland geschaffen gewesen, womit sich der Aufsatz von Moritz Schwörer befasst (S. 21–28). Der Beitrag von Lea Cloos stellt Heidelberg als „Kinohauptstadt der 50er Jahre“ vor (S. 29–38); Anzahl und der rege Besuch der Kinos würden die „zentrale Rolle“ der Lichtspielhäuser als „Über-Lebensmittel“ in Heidelberg belegen (S. 32). Alienea Guggenberger stellt sodann die „Höhen und Tiefen“ des Filmclubs dar (S. 39–50): Genese, personeller Hintergrund, Finanzierung, Programm, Höhepunkt und Niedergang sowie die Idee dieser studentischen Vereinigung werden beleuchtet. „Mit Mut zur politisch motivierten Diskussion grenzte sich der Heidelberger Filmclub von den auf ästhetisch-formale Fragen beschränkten Diskussionen anderer Clubs ab.“ (S. 44) Der Beitrag von Valerie Münch beschäftigt sich mit dem modernen Plakat und fragt danach, ob Filmplakate eine eigene Gattung darstellen und was diese ausmacht (S. 51–61). Die Entwicklung des Filmplakats vom Sach- und Werbeplakat hin zur Kunstform ist Thema des Aufsatzes Nadine Schwuchows (S. 62–71). Sina Grössl bietet abschließend einen kurzen biographischen Überblick zur Person Lehmanns (S. 72–77), der 1929 in Heidelberg zur Welt kam, Mediziner und Wissenschaftler wurde und im Studium die Plakate des Heidelberger Filmclubs gestaltete.

Der Katalogteil (S. 80–135) gliedert sich in fünf Sektionen, zeigt und erläutert im Schwerpunkt die als Exponate gezeigten Filmplakate Lehmanns, welche im Universitätsarchiv aufbewahrt werden. Sie illustrieren so wichtige und berühmte Filme wie Langs ‚Metropolis‘, Eisensteins ‚Panzerkreuzer Potemkin‘, Murnaus ‚Faust‘ und Milestones ‚Im Westen nichts Neues‘.

Der schön gestaltete Katalog lässt deutlich werden, dass Heidelberg „auch cineastisch internationale Aufmerksamkeit“ (S. 8) auf sich zog, was nach dem langen und umfassenden Kinosterben heute überraschend und nachdenklich stimmt. Zudem verschränkt der Katalog in seinen knappen Beiträgen verschiedene Stränge: Film- und Kinogeschichte, Stadt- und Universitäts- sowie Kunstgeschichte. Lob verdient schließlich der Herausgeber, weil er Studierenden die Möglichkeit einer (ersten) Publikation geboten hat.

Florian Schmidgall

Christmut Präger: Heidelberg einst & jetzt (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg 22), Sutton-Verlag, Erfurt 2017, 119 S., 20 Euro

In der Reihe Zeitsprünge des Erfurter Sutton-Verlags erschienen bereits für Worms, Speyer, Görlitz, Erfurt, Rheinsberg, Stettin, Danzig, Oranienburg Bücher mit dem „einst & jetzt“ Vergleich. Für Heidelberg ist die Idee natürlich nicht neu: Die Bürger für Heidelberg haben 2000 und 2003 Broschüren mit dem Titel „Heidelberg. Hauptstraße im Wandel“ veröffentlicht.

Das Buch schöpft aus dem riesigen Bilderfundus des Stadtarchivs. Circa sechzigtausend Heidelbergbilder sind heute dort archiviert: Fotografien und Postkarten aus einem Zeitraum von über 160 Jahren. Eines der ältesten Bilder ist das vom Mannheimer Tor (S. 19), das 1856 abgerissen wurde. Die erste Fotografie überhaupt stammt allerdings aus dem Jahr 1827, wie wir im Vorwort zu diesem Buch erfahren. Der Leiter des Stadtarchivs macht zurecht in seinem Vorwort auf die immense Arbeit und das große Fachwissen aufmerksam, die nötig sind, um einen solchen Fundus dauerhaft zu erhalten und nutzbar zu machen. Auch weist er darauf hin, dass jeder diesen Bilderfundus im Stadtarchiv, Max-Josef-Straße 71, nutzen kann.

Aus diesem Fundus haben die Mitarbeiter des Stadtarchivs zusammen mit dem Kunsthistoriker Christmut Präger 55 Fotografien für den Bildband herausgesucht. Allein, das ist schon eine gewaltige Leistung, eine Auswahl aus so einem riesigen Bestand zu treffen.

Jeder braunstichigen, dadurch nostalgisch anmutenden, historischen Fotografie ist sein aktuelles Pendant in Farbe gegenübergestellt. Der Autor, der auch der Fotograf der aktuellen Bilder ist, hat all die damaligen Standorte aufgesucht und möglichst aus dem gleichen Blickwinkel neu fotografiert. So ein Unternehmen birgt manche Schwierigkeit, da nur Gebäude oder Ansichten genommen werden können, die heute auch noch genauso zugänglich sind. Oft sind die ursprünglichen Perspektiven bzw. Standorte des Fotografen jedoch so nicht mehr möglich, weil sie zugebaut, von Bäumen und Sträuchern verdeckt sind, weil die Gebäude gerade eingerüstet sind oder der Verkehr vorbei fließt.

Dennoch sind wunderbare Bildpaare entstanden vom Fischmarkt und Kornmarkt, vom Bahnhofsvorplatz, der Theaterstraße, dem Römerkreis, von Rohrbach Markt, vom Universitäts- und Bismarckplatz, der Sophienstraße, dem ehemaligen Hotel und heutigen Verwaltungsgebäude Prinz Carl, der Seminarstraße, dem Neckarufer, an dem man einst noch zelten konnte.

Viele Bilder hat man selten bzw. überhaupt noch nie gesehen: So z.B. das Ensemble Kaiserlich-Deutsche Reichspost mit Hexenturm und dem Turm der Jesuitenkirche, anstelle des historischen Seminars. Im Bildvordergrund sieht man den Bauzaun, der im Bau befindlichen Universitätsbibliothek (S. 43); oder das Bild vom zugeparkten Universitätsplatz (S. 51), mit der heute nicht mehr existenten Häuserzeile an der Grabengasse, die in den 70er Jahren der Triplexmensa weichen musste; ebenso das Foto Hauptstraße bei Nacht (S. 53) oder das Bild vom Philosophenweg, von der Molkenkur aus aufgenommen (S. 115). Wie kleinparzelliert und kahl der Hang unterhalb des Philosophenwegs mit all seinen Weinbergen war, so kennen wir ihn heute höchstens im Winter. Hier wird deutlich, wie sehr sich die Stadt auch ohne Zerstörung im 2. Weltkrieg verändert hat.

Man kann anhand dieses Buches wunderbar den städtebaulichen Veränderungen in Heidelberg nachspüren: wo heute Platanen den Weg säumen, wie an der Neuenheimer Landstraße (S. 106) oder wie sich vielerorts die Dachlandschaft verändert hat, indem Gauben hinzugekommen sind oder die Dachneigung flacher oder steiler wurde oder wie aber auch neue Sichtachsen entstanden sind.

Zu jedem Bildpaar gibt es kurze, sehr aufschlussreiche Texte, die die bauliche Situation oder auch die Nutzung der Gebäude einst und heute beschreiben. Manches bereits oft gesehene Detail hat sich der Rezensentin durch die Beschreibung erstmals so richtig erschlossen.

Das Buch könnte auch heutigen Verkehrsplanern Anregung für die Zukunft geben: z.B. wie man die Innenstädte mit wenig Aufwand wieder autofrei machen könnte. So gab es bereits 1910 zu einer Zeit, als es noch keinen Autoverkehr gab, am Anfang der Hauptstraße ein Schild mit der Aufschrift „Durchfahrt für Lastfuhrwerke verboten“ (S. 12). Die Geschäfte wurden einfach mit Handkarren beliefert. Kann man das heutigen Lieferanten nicht mehr zumuten?

Ein sehr schönes Buch, das viel Freude beim Blättern, Vergleichen und Entdecken macht. Ein Muss für jeden Heidelbergliebhaber.

Claudia Rink

Der „Wieblinger Tisch“ (Hg.): Wieblinger Erinnerungen. Überliefertes, Erzähltes, Erlebtes. Aus Anlass der 1250-Jahr-Feier 2017, Walter Petschan: Redaktion, (City-Druck) Heidelberg 2017, 2. Aufl., 184 S., 10,00 Euro (nicht im Buchhandel erhältlich)

Das Büchlein will kein wissenschaftliches Werk sein, sondern Erinnerungen in Schriftform für die Nachwelt bewahren. Aber das erste Kapitel, das von Nazizeit und Nachkriegszeit handelt,

ist durchsetzt mit Auszügen aus der lokalhistorischen Literatur. Immerhin ist dies der erste schriftliche Bericht über jene Jahre in Wieblingen, vielleicht sogar – von Handschuhshheim abgesehen – überhaupt der erste über einen Heidelberger Stadtteil in jener Zeit. Er behandelt die Themen Vorkriegszeit, Schlossschule, Judenverfolgung („Wieblingen war der einzige Stadtteil Heidelbergs, in dem ... keine Juden wohnten“, S. 12), Kriegsbeginn, Kriegsgefangene und Fremdarbeiter („Die Wochenarbeitszeit betrug 72 Stunden“, S. 15), Bombenabwürfe, Schule im Krieg, die letzten Kriegstage, Besatzung, Beschlagnahmungen („In der Schloßkapelle lagerten die Amerikaner Öl- und Benzinfässer, entsprechend ruiniert war das Innere bei ihrem Auszug“, S. 31), Entnazifizierung („Ein in Wieblingen wohnender Mannheimer Konditormeister war sogar zeitweise Polizeichef von Heidelberg“, S. 37), Flüchtlinge und Heimatvertriebene, Widerstand, Schulen nach dem Krieg („Die Wieblingler Lehrerschaft war fast vollständig ausgewechselt; denn zahlreiche Lehrer waren Parteimitglieder gewesen“, S. 40), Schloßgärtnerei, Hunger, Spätheimkehrer („Der letzte Spätheimkehrer ... kam erst im Januar 1956 nach elfjähriger Gefangenschaft zurück“, S. 45), Neckarinsel und Hochwasser, Kinderspiele, Kerwe, Störche, evangelische Gemeinde.

Nach dem plötzlichen Tod des Initiators Jakob Bühler verfaßten alle Teilnehmer noch eigene Artikel zu Themen, mit denen sie sich besonders verbunden fühlen. Diese hat der Redakteur sprachlich überarbeitet („Wie ich den Hunger erlebte“, „Die frühere Wieblingler Landwirtschaft“, „Eine Bauernfamilie“, „Wie Wieblingen seinen landwirtschaftlichen Charakter verlor“, „Grenzsteine“, „Das alte katholische Pfarrhaus“, „Das Helbinghaus“, „Frühere Gasthäuser“, „Kreditinstitute seit 1898“, „Pfarrdiakon Scholz“, „Aus dem katholischen Gemeindeleben“).

Am Schluss des Buches finden wir eine Liste aussterbender Wörter des Ortsdialekts („Doigaff“ = Bäcker, „Orschl“ = ungeschicktes Mädchen), Veränderungen der Aussprache, Personen- und Ortsnamen. Die Uznamen der einheimischen Familien (S. 184) verschweigt der „Tisch“ aus Rücksicht auch die Namen der 1933–1945 politisch aktiven Wieblingler bleiben leider ungenannt. Die zahlreichen Fotos, farbig oder schwarz-weiß, stammen großenteils aus dem Archiv des Stadtteilvereins oder wurden von den Autoren der Einzelartikel zur Verfügung gestellt.

So kam einiges zusammen, was nicht in den Geschichtsbüchern steht. Wer sich für das Alltagsleben des letzten Jahrhunderts in einem Heidelberger Stadtteil interessiert, der nehme die „Wieblingler Erinnerungen“ zur Hand. Geschichte setzt sich aus vielen Einzelheiten zusammen. Die Summe, das große Ganze, ergibt sich dann. Und wir sind ein Teil davon.

Hansjoachim Räther

Ijoma Mangold: Das deutsche Krokodil. Meine Geschichte. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2017, 344 S., 19,95 Euro

Wenn ein Literaturkritiker, zumal ein prominenter, selbst zum Autor wird, kann man sicher sein, dass er viel Aufmerksamkeit findet. Ijoma Mangold, damals Literaturchef der „Zeit“, inzwischen ihr kulturpolitischer Korrespondent und auch bekannt aus verschiedenen Literatursendungen im Fernsehen, veröffentlichte im Herbst 2017 „Das deutsche Krokodil“, und in den Feuilletons der überregionalen Zeitungen erschienen ausführliche Rezensionen, die dem Autor bescheinigten, dass er ein großartiges Buch geschrieben habe. Ein hinreißend geschriebenes Buch sei es, tief und klug. (Einige Rezensionen kann man nachlesen unter www.perlentaucher.de.) In einem Interview wurde gar der Wunsch geäußert, die „Zeit“ möge ihn entlassen, damit er Zeit habe, um mehr solcher Bücher schreiben zu können.

„Meine Geschichte“ (so lautet der Untertitel) beginnt in Dossenheim. Der Junge (erst nach 60 Seiten wechselt der Erzähler in die Ich-Form) lebt dort mit seiner Mutter, einer Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin, aber ohne Vater. Der Junge vermisst ihn nicht, hat auch später nicht das Bedürfnis nach einer Vatersuche, aber seine dunkle Hautfarbe, sein krauses Haar und der Name Ijoma weisen natürlich auf ihn hin. Er weiß, von ihm nur, dass er aus Nigeria

stammte, in Heidelberg Medizin studierte und bald nach seiner Geburt im Einvernehmen mit seiner Mutter wieder in dieses Land zurückkehrte. Erst im Alter von 22 Jahren wird Ijoma Mangold seinen Vater auf dessen Initiative hin kennenlernen.

Die unkonventionelle Mutter „mit ihrem Hang immer alles anders zu machen als die anderen“ (S. 15), und der Junge leben in Dossenheim zwar in ungewöhnlichen Verhältnissen (ohne Vater, ohne Auto und ohne Fernseher), aber die „Wohlgeordnetheit“ des Ortes ist stärker und prägt auch seine Kindheit.

In den 80er Jahren besuchte Ijoma Mangold das Traditionsgymnasium Heidelbergs, das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, das auch den Ruf eines Elitelyceums besaß. Mangold betont, dass sein exotisches Aussehen dort keine Rolle spielte, nicht einmal wahrgenommen wurde. Zum Außenseiter wurde er dennoch, weil sich seine Lesegewohnheiten und sein Musikgeschmack zunehmend beträchtlich von denen seiner Altersgenossen unterschieden: Thomas Mann und Richard Wagner wurden seine Favoriten. Die Entdeckung anspruchsvoller Literatur und der klassischen Musik hängt auch mit seiner „Tennozeit“ zusammen. Ijoma gehörte zwei Jahre zum „Tenno-Orden“, einer Gruppierung von männlichen Jugendlichen um den Journalisten Tenno (Mangold nennt seinen bürgerlichen Namen nicht), halb Pfadfinderclique, halb Kreis eines Meisters mit seinen Jüngern, was an andere Meisterkreise denken lässt.

Benachteiligung, gar Diskriminierung erlebte Mangold in diesen Jahren nicht. Er war zwar dunkelhäutig, war aber kein Angehöriger einer schwarzen Minderheit, es fehlten ihm die negativen Erfahrungen einer solchen Zugehörigkeit. So konnte er sich auch nicht mit dem Begriff Afrodeutscher identifizieren, mit dem ihn ein Jugendlicher ähnlicher Herkunft eines Tages für einen Club werben wollte. Erst bei einem Aufenthalt in den USA machte er diese Erfahrung, lernte aber dann auch die Solidarität einer solchen Gruppe kennen. Im Schulalltag zählten andere Fragen, z.B. wie und durch welche Aktivitäten erreicht man einen bestimmten Rang innerhalb der Schülerhierarchie. Er brachte es bis zum „Hochadel“. Mit mildem Spott, aber nicht ganz unernst schreibt Mangold über diese schulinternen Rivalitäten, bei denen die soziale und gesellschaftliche Stellung der Eltern eine nicht zu übersehende Rolle spielte, kommt aber schließlich doch zum Schluss, „dass an meiner Schule Bildung mehr zählte als Geld“ (S. 150). Eine Ehrenrettung für das KFG!

Bei all diesen Schilderungen einer trotz äußerer Ungewöhnlichkeiten doch normalen Jugend in einer deutschen Provinzstadt der 80er Jahre bleibt für Mangold eine Frage, die er immer wieder stellt: „War ich überassimiliert, deutscher als jeder Deutsche?“ (S.173). Eine Antwort – wenn sie denn überhaupt notwendig ist – kann jeder Leser für sich finden, wenn er das Buch zu Ende gelesen hat.

In der zweiten Hälfte des Buches erzählt Mangold viel von seinem Vater, von dessen intensivem Wunsch, ihn als Erben für sein afrikanisches Krankenhaus einzusetzen und von der afrikanischen Familie des Vaters, die er besuchte und die ihn ganz selbstverständlich und herzlich, als einen der ihren aufnahm. Gewidmet aber ist das Buch seiner Mutter. Sie ist die Frau, die durch die liebevollen, manchmal auch leicht ironischen Schilderungen ihres Sohnes die ganze Sympathie der Leserin gewinnt, eine Frau, die man gerne kennenlernen würde. Im Jahr 2010 ist sie gestorben, für Ijoma Mangold „die größte Zäsur, die es in meinem Leben geben konnte“ (S. 265).

Die ganze Wahrheit über die Beziehung zwischen seiner Mutter und dem nigerianischen Häuptlingssohn erfährt Mangold erst nach dem Tod seiner Mutter und der Leser erst am Ende des Buches. Es bleibt der Eindruck, dass die besondere Geschichte, die Mangold erzählt, „seiner Geschichte“, auch die Geschichte einer starken Frau ist. Das Buch ist auch ein Mutterbuch.

Ingrid Moraw

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

Reise- und Kunstführer, Bildbände

- Pascal Baumgärtner (Hg.): Metropolink. Urbane Romantik 2015–2016, Heidelberg 2017
- Christl Bootsma: Heidelberg am Neckar, Lübeck 2017
- Evangelische Stiftung Pflege Schönau (Hg.): Protestantische Räume im Wandel der Zeit. 12 Kirchen in Baden, Heidelberg 2017
- Rita Henß: Odenwald, Heidelberg. Bergstraße – ein Hauch von Toskana. Darmstadt – Jugendstil auf der Mathildenhöhe. Schlemmeradressen – so schmeckt die Region (Dumont Bildatlas. Nr. 161), Ostfildern ²2017
- Tina und Horst Herzig. Volker Oesterreich: Reise durch Heidelberg, Würzburg ³2017
- HP Mayer: 111 Orte in Heidelberg, die man gesehen haben muss, Köln 2017
- Merian: Heidelberg. Jg. 69, 2016, H. 12, Hamburg 2016
- Christmut Präger: Heidelberg. Einst & Jetzt (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichung 22), Erfurt 2017

Selbständige Veröffentlichungen 2017

- Immo Appenzeller, Dirk Dubbers, Hans-Georg Siebig, Albrecht Winnacker (Hgg.): Heidelberger Physiker berichten. Rückblicke auf Forschung in der Physik und Astronomie. 3 Bde., Heidelberg 2017
- Klaus-Peter Baumer: Die Freiherren von Hundheim. Ortsherren von Ilvesheim im Dienste von Kurtrier, Speyer, Kurpfalz und Baden, Edingen-Neckarhausen 2017
- Alfred Bechtel, Michael Leitz (Hg.): Eine feste Burg ist unser Gott. Lebenserinnerungen der Katharina Leitz, geb. Schober. Briefe und Berichte der vier Söhne Heinrich, Jakob, Hermann und Karl Leitz als Kriegsteilnehmer im 1. Weltkrieg, Heidelberg 2017
- Alfred Bechtel (Hg.), Michael Leitz, Ludwig Haßlinger: Die Mühlen im Siebenmühlental in Handschuhsheim, Heidelberg 2017
- Mareike Böth: Erzählweisen des Selbst. Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722) (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Bd. 24), Köln u.a. 2015
- Angela Borgstedt, Sibylle Thelen, Reinhold Weber (Hgg.): Mut bewiesen. Widerstandsbiographien aus dem Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 46), Stuttgart 2017
- Magnus Brechtken: Albert Speer. Eine deutsche Karriere, München 2017
- Michael Buselmeier: Heidelberg – Stadt der Dichter? Warmbronn 2017
- Michael Buselmeier: Mittelalter contra Renaissance. Richard Benz und die Liebe zum Mittelalter (Edition Literaturhaus Heidelberg. Ausgabe 3), Heidelberg [2017]
- Folke Damminger, Uwe Gross, Roland Prien, Christian Witschel: Große Welten – Kleine Welten. Ladenburg und der Lobdengau zwischen Antike und Mittelalter (LARES II. Ladenburger Reihe zur Stadtgeschichte. Bd. 2), Edingen-Neckarhausen 2017
- Horst Eichler: Lernlandschaft Südliche Gaisbergscholle. Landschaftsökologischer Wegbegleiter und Führer durch eine alte Kulturlandschaft, Ubstadt-Weiher 2017
- Bärbel und Martin Fach, Thilo Winterberg: Gebrüder Ernst und Bernhard Fries. Leben – Einordnung – Werk. Ausstellungskatalog, Oberursel, Heidelberg 2017
- Francisca Feraudi-Gruénais, Renate Ludwig: Die Heidelberger Römersteine. Bildwerke, Architekturteile und Inschriften im Kurpfälzischen Museum Heidelberg, Heidelberg 2017
- Förderverein Collegium Academicum e.V., Franziska Meyer (Hgg.): Gemeinsam Leben und Lernen. Studentische Selbstverwaltung im Collegium Academicum 1945–2015, Heidelberg 2017

- Max Graff, Thomas Wilhelmi (Hgg.): "Es labt nur tapfre Zecher, das Heidelberg Faß". Heidelberger Trinkpoesie aus vier Jahrhunderten, Heidelberg 2017
- Horst Gundlach: Wilhelm Windelband und die Psychologie. Das Fach Philosophie und die Wissenschaft Psychologie im Deutschen Kaiserreich, Heidelberg 2017
- Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder, Christian Baldus (Hgg.): Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840). Bürger und Gelehrter (Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 15), Heidelberg 2017 (Hattenhauer)
- Heike Hawicks, Ingo Runde: 16. Mai 1816. Papst Pius VII. teilt der Universität Heidelberg den Abschluss der Rückgabe eines Teils der Bibliotheca Palatina mit (Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2017), [Heidelberg 2017]
- Martin Heidegger, Karl Löwith: Briefwechsel 1919–1973. Herausgegeben und kommentiert von Alfred Denker (Martin Heidegger Briefausgabe. Abt. II, Bd. 22), Freiburg, München 2017
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 22, 2018, Heidelberg 2017 (HJG Jg. 22, 2018)
- Behar Heinemann: Romani Rose. Ein Leben für die Menschenrechte, Ulm 2017
- Alexander Heinzmann: Der Heiligenberg bei Heidelberg in Bildern des Malers Heinrich Hoffmann. Hg. von der Schutzgemeinschaft Heiligenberg und der Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt, mit einem Beitrag von Hans Christoph Rieger, Heidelberg 2017
- Dietrich Heither: Ich wusste, was ich tat. Emil Julius Gumbel und der rechte Terror in der Weimarer Republik (Neue kleine Bibliothek 235), Köln 2016
- Initiative Stolpersteine Heidelberg (Hg.): Stolpersteine in Heidelberg 2010–2015, Heidelberg 2017
- Marcus Junkelmann: Maximilian I. von Bayern. Der eiserne Kurfürst (Kleine bayerische Biografien), Regensburg 2017
- Henry Keazor (Hg.): Film Plakat Kunst. Dietrich Lehmann und der Heidelberger Filmclub der 50er Jahre. Ausstellungskatalog Universitätsmuseum Heidelberg 27.10.2017–15.4.2018, Heidelberg 2017 (Keazor)
- Jens Klingner, Benjamin Müsegades (Hgg.): (Un)Gleiche Kurfürsten? Die Pfalzgrafen bei Rhein und die Herzöge von Sachsen im späten Mittelalter (1356–1547) (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Bd. 19), Heidelberg 2017 (Klingner)
- Svea Koischwitz: Der Bund Freiheit der Wissenschaft in den Jahren 1970–1976. Ein Interessenverband zwischen Studentenbewegung und Hochschulreform (Kölner Historische Abhandlungen. Bd. 52), Köln 2017
- Jörg Kreuzt, Berno Müller (Hgg.): Die Rhein-Neckar-Region in alten Landkarten. Historische Landkarten aus der Sammlung Herbert Kempf. Eine Ausstellung des Kreisarchivs Rhein-Neckar-Kreis. Ladenburg 20. Juni – 1. September 2017, Heidelberg 2017
- Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Baden 1933. Die nationalsozialistische Machtübernahme im Spannungsfeld von Landes- und Reichspolitik (Materialien. Lese- und Arbeitsheft 11-2017), Aalen 2017
- Heiner Lück: Der Sachsenspiegel. Das berühmteste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters, Darmstadt 2017
- Ijoma Mangold: Das deutsche Krokodil. Meine Geschichte, Reinbek 2017
- Carmen und Volker Oesterreich (Hgg.): 100 Heidelberger Meisterwerke, Heidelberg u.a. 2017
- Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. NS-Belastete in Nordbaden + Nordschwarzwald (Bd. 7), Gerstetten 2017 (Proske)
- Ingo Runde (Hg.): Die Universität Heidelberg und ihre Professoren während des Ersten Weltkrieges. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 6. und 7. November 2014 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 6), Heidelberg 2017 (Runde)
- Ruprecht e.V. (Hg.): 30 Jahre Ruprecht. Heidelberger Studentenzeitung, Heidelberg 2017
- Julia Schönthaler: Badische Mädchenbildung in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Inwiefern wirkten sich Zeitgeist und Ideologie auf die schulische Bildung von Mädchen in Baden aus? Berlin 2017

- Tobias Schreiber: Petrus Dathenus und der Heidelberger Katechismus. Eine traditionsge-
schichtliche Untersuchung zum konfessionellen Wandel in der Kurpfalz um 1563 (Refo 500
Academic Studies. Bd. 32), Göttingen 2017
- Klaus-Peter Schroeder: „Sie haben kaum Chancen, auf einen Lehrstuhl berufen zu werden.“
Die Heidelberger Juristische Fakultät und ihre Mitglieder jüdischer Herkunft (Heidelberger
Rechtswissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 16), Tübingen 2017
- Mary Shelley: Streifzüge durch Deutschland und Italien. In den Jahren 1840, 1842 und 1843.
Bd.1, Wiesbaden 2017
- Pirmin Spieß, Christian Hattenhauer, Michael Hettinger (Hgg.): Homo heidelbergensis. Fest-
schrift für Klaus-Peter Schroeder zum siebzigsten Geburtstag (Schriften zur Förderung der
pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 18), Neustadt a. d. W. 2017 (Spieß)
- Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH (Hg.): Wie Luthers Bewegung in den Südwest-
en kam (Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg. 2017, H. 3),
Stuttgart 2017 (Staatsanzeiger)
- Stadt Schwetzingen (Hg.): Schwetzingen – Geschichte(n) einer Stadt. Bd. 1 (Schwetzinger
Historische Schriften. Bd. 1), Heidelberg u.a. 2017 (Stadt Schwetzingen)
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2017, Heidelberg 2017 (Jb
Hhm 2017)
- Nils Steffen, Cord Arendes (Hgg.): Geflüchtet – Unerwünscht – Abgeschoben. Osteuropäische
Juden in der Republik Baden 1918–1923, Heidelberg 2017
- Christoph Strohm: Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit
(1550–1620). Zur Relevanz eines Forschungsvorhabens (Schriften der Philosophisch-Histo-
rischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. 57), Heidelberg 2017
- Universitätsarchiv Heidelberg, Heike Hawicks, Ingo Runde, Historischer Verein zur Förderung
der internationalen Calvinismusforschung e.V., Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidel-
berg (Hgg.): Päpste – Kurfürsten – Professoren – Reformatoren. Heidelberg und der Heili-
ge Stuhl von den Reformkonzilien des Mittelalters zur Reformation. Begleitband zur Aus-
stellung im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg 21. Mai bis 22. Oktober 2017,
Ubstadt-Weiher u.a. 2017
- Ulrich Wagner: Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Schrif-
tenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. H. 10), Heidelberg u.a. 2017
- Wieblinger Tisch (Hg.): Wieblinger Erinnerungen – Überliefertes, Erzähltes, Erlebtes aus unse-
rer Kinder- und Jugendzeit. Redaktion: Walter Petschan, Heidelberg 2017
- Alfried Wiczorek, Christoph Strohm, Stefan Weinfurter (Hgg.): Reformation! Der Südwesten
und Europa. Begleitband zur Ausstellung, Regensburg 2017
- Hubert Wolf, Hans-Georg Wehling, Reinhold Weber (Hgg.): Staat und Kirche seit der Reforma-
tion (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 47), Stuttgart 2017

Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)

Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

- Markus Ball: Römischer Gutshof (Villa rustica). Im Gewann Entensee in Handschuhsheim, in:
Jb Hhm 2017, S. 7–15
- Francisca Feraudi-Gruénais, Renate Ludwig: Die Heidelberger Römersteine. Bildwerke, Archi-
tekturteile und Inschriften im Kurpfälzischen Museum Heidelberg, Heidelberg 2017
- Andreas Hensen: Bevor die Römer kamen: „Suebi Nicrenses“ an Rhein und Neckar, in: Stadt
Schwetzingen, S. 173–178
- Matthias Klefenz, Achim Wendt: Tabula rasa im „Jesuitengarten“ – Stadtkernarchäologie in
Heidelberg, in: Landesamt für Denkmalpflege u.a. (Hgg.): Archäologische Ausgrabungen
in Baden-Württemberg 2016, Darmstadt 2017, S. 280–284

- Renate Ludwig: Erlebnisraum Gräberstraße. Die neue Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg, in: Archäologische Nachrichten aus Baden. H. 93, 2017, S. 40–44
- Renate Ludwig, Tobias Schöneweis: Erlebnisort Heiligenberg: Geschichte und Mythos, in: Archäologie in Deutschland. Jg. 2017, H. 3, S. 70f.
- Thomas F. Mertel: Zur bauarchäologischen Untersuchung während der Neugestaltung des Tiefburg-Vorplatzes, in: Jb Hhm 2017, S. 17–19

12. – 18. Jahrhundert

- Kurt Andermann: Unterwerfungsstrategien der Kurpfalz gegenüber dem Ritteradel um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, in: Klingner, S. 195–205
- Sabine Arend, Stephan E. Buckwalter u.a.: „ein bogen papyri und ein wenig dinten“. Eine neue Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften erschließt die Briefwechsel von südwestdeutschen Theologen (1550–1620), in: Staatsanzeiger, S. 27–31
- Regina Baar-Cantoni: Martin Luther in Heidelberg. Wie sein persönliches Auftreten 1518 die Reformation im südwestdeutschen Raum prägte, in: Staatsanzeiger, S. 4–8
- Mareike Böth: Erzählweisen des Selbst. Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722) (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Bd. 24), Köln u.a. 2015
- Andreas Büttner: Die ersten aus der zweiten Reihe: Die Kurfürsten von der Pfalz und Sachsen bei Wahl und Krönung (1376–1519/20), in: Spieß, S. 31–67
- Julia Burkhardt: Kollegialität vs. Fraktionsbildung. Kurfürstliches Handeln auf Reichsversammlungen des 15. Jahrhunderts, in: Klingner, S. 69–80
- Stefan Burkhardt: (Un)gleiche Ursprünge? Die Entwicklung der kurfürstlichen Stellung der Pfalzgrafen bei Rhein und der Herzöge von Sachsen, in: Klingner, S. 81–107
- Christian Burkhardt: „Swigger von Handschuhsheim“ (um 1150). Ist er der erste nach Heidelbergs nördlichsten Stadtteil zubenannte Ritter? Oder: Warum das Studium der Quellen durch nichts zu ersetzen ist, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 19–31
- Joachim Conrad: „Luther ist in der Stadt“. Die Heidelberger Disputation und ihre Bedeutung für den südwestdeutschen Raum, in: Bernhard H. Bonkhoff (Hg.): Die Anfänge der Reformation in der Pfalz. Beiträge zum 500. Jubiläum des Thesenanschlags (Schriftenreihe des Stadtmuseums Kaiserslautern. Bd. 31), St. Ingbert 2017, S. 23–60
- Stephan Flemmig: Die Pfalzgrafen bei Rhein und die Herzöge von Sachsen in ihrem Verhältnis zum Deutschen Orden in Preußen, in: Klingner, S. 241–261
- Klaus Garber: Eine Stimme aus dem deutschen Südwesten. Julius Wilhelm Zingref und der Aufbruch in Heidelberg um 1600, in: Klaus Garber: Literatur und Kultur im Deutschland der Frühen Neuzeit. Gesammelte Schriften, Paderborn 2017, S. 555–562
- Harald Gropp: Johannes und Sebastian Virdung am Hof des Heidelberger Kurfürsten, in: Rainer Gebhardt (Hg.): Rechenmeister und Mathematiker der Frühen Neuzeit (Schriften des Adam-Ries-Bundes Annaberg-Buchholz. Bd. 25), Annaberg-Buchholz 2017, S. 359–366
- Jasmin Hoven-Hacker: Geistliche Exponenten oder versorgte Esser? Töchter der Kurlinien der Pfalzgrafen bei Rhein und der Herzöge von Sachsen in Kloster und Stift (1356–1547), in: Klingner, S. 159–194
- Marcus Junkelmann: Maximilian I. von Bayern. Der eiserne Kurfürst (Kleine bayerische Biografien), Regensburg 2017
- Jens Klingner: der gulden Bullen zuwider. Die Positionen der pfälzischen Kurfürsten zur Wahl Ferdinands zum römischen König 1531, in: Klingner, S. 69–80
- Jens Klingner, Benjamin Müsegades (Hgg.): (Un)Gleiche Kurfürsten? Die Pfalzgrafen bei Rhein und die Herzöge von Sachsen im späten Mittelalter (1356–1547) (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Bd. 19), Heidelberg 2017
- Jörg Kreuz, Berno Müller (Hgg.): Die Rhein-Neckar-Region in alten Landkarten. Historische Landkarten aus der Sammlung Herbert Kempf. Eine Ausstellung des Kreisarchivs Rhein-Neckar-Kreis. Ladenburg 20. Juni – 1. September 2017, Heidelberg 2017

- Beate Kusche: Aktivität und Neutralität – Aspekte kirchenpolitischer Beziehungen zwischen den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz zu Beginn des 16. Jahrhunderts, in: Klingner, S. 221–240
- Volker Leppin: Die Heidelberger Disputation, in: Alfried Wiczorek, Christoph Strohm, Stefan Weinfurter (Hgg.): Reformation! Der Südwesten und Europa. Begleitband zur Ausstellung, Regensburg 2017, S. 31–39
- Heiner Lück: Der Sachsenspiegel. Das berühmteste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters, Darmstadt 2017
- Stefan Mörz: Der reichste ungekrönte Fürst des Reiches – Eine Einführung in die politische Geschichte der Kurpfalz, in: Stadt Schwetzingen, S. 13–25
- Benjamin Müsegades: Wohin mit den Kindern? Nachfolgeregelungen der Pfalzgrafen bei Rhein und der Herzöge von Sachsen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in: Klingner, S. 123–138
- Hans-Martin Mumm: Der selige Friedrich von Hirsau († 8. Mai 1070), in: HJG Jg. 22, 2018, S. 11–18
- Hans-Martin Mumm: Von Greetsiel (Ostfriesland) nach Heidelberg und zurück, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 157–173
- Marco Neumaier: Dynastische Politik und Inszenierung. Kurpfälzische und kursächsische Eheschließungen in der Reformationszeit, in: Klingner, S. 139–158
- Jochen Neureither: Paul Neureither. Ein Hendsemer Bergbauernbub, in: Jb Hhm 2017, S. 78f.
- Volker Oesterreich: „Der welsche Gast“. Universitätsbibliothek Heidelberg, in: Hierzuland. Jg. 32, 2017, H. 1, S. 86
- Michael Plumpe: Der Kurpfälzische Hofkanzler Jacob Tillmann von Hallberg, in: Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 33, 2017, S. 21–28
- Wilfried Schouwink: Heidelbergs Jesuiten des 18. Jahrhunderts in Selbstzeugnissen, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 55–76
- Tobias Schreiber: Petrus Dathenus und der Heidelberger Katechismus. Eine traditionsge-
schichtliche Untersuchung zum konfessionellen Wandel in der Kurpfalz um 1563 (Refo 500
Academic Studies. Bd. 32), Göttingen 2017
- Karl-Heinz Spieß: Rangdenken und Rangstreit. Kurfürsten und Fürsten im spätmittelalterlichen Reich, in: Klingner, S. 109–121
- Karl-Heinz Spieß, Benjamin Müsegades: Das älteste Urbar der Pfalzgrafschaft bei Rhein von 1337/1338. Analyse und Edition, in: ZGO. Bd. 165, 2017, S. 21–72
- Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH (Hg.): Wie Luthers Bewegung in den Südwesten kam (Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg. 2017, H. 3), Stuttgart 2017
- Christoph Strohm: Die Kurpfalz und der Westen, in: Alfried Wiczorek, Christoph Strohm, Stefan Weinfurter (Hgg.): Reformation! Der Südwesten und Europa. Begleitband zur Ausstellung, Regensburg 2017, S. 89–99
- Christoph Strohm: Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit (1550–1620). Zur Relevanz eines Forschungsvorhabens (Schriften der Philosophisch-Historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. 57), Heidelberg 2017
- Universitätsarchiv Heidelberg, Heike Hawicks, Ingo Runde, Historischer Verein zur Förderung der internationalen Calvinismusforschung e.V., Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg (Hgg.): Päpste – Kurfürsten – Professoren – Reformatoren. Heidelberg und der Heilige Stuhl von den Reformkonzilien des Mittelalters zur Reformation. Begleitband zur Ausstellung im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg 21. Mai bis 22. Oktober 2017, Ubstadt-Weiher u.a. 2017
- Ulrich Wagner: Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. H. 10), Heidelberg u.a. 2017
- Ulrich Wagner: Das Spital der Stadt Heidelberg im Mittelalter, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 33–53
- Axel E. Walter: Albert Szenci Molnár (1574–1634) in Heidelberg. Zu den personalen Netzwerken Molnárs in der oberrheinischen Gelehrtenrepublik, in: Klaus Garber, Axel E. Walter (Hgg.):

- Siebenbürgen. Eine frühneuzeitliche Kulturlandschaft in Mitteleuropa im Spiegel ihrer Literatur (Literarische Landschaften. Bd. 16), Berlin 2017, S. 73–103
- Alfried Wiczorek, Christoph Strohm, Stefan Weinfurter (Hgg.): Reformation! Der Südwesten und Europa. Begleitband zur Ausstellung, Regensburg 2017
- Hermann Wiegand: Eine Lobrede auf die Kurpfälzer von 1671 in lateinischer Sprache, in: Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 33, 2017, S. 15–20
- Klaus Winkler: Die Erziehung Friedrichs IV. und ein kleines Gesangbuch, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 149–156
- Klaus Winkler: 500 Jahre Jobst vom Brandt (1517–1570), in: HJG Jg. 22, 2018, S. 147f.

18. und 19. Jahrhundert

- Walter Berschin: Ein Denkmal vom Jahr 1756 zum Fest Kreuzerhöhung. Sockel mit Chronogramm an der Römerstraße erhalten, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 99–102
- Johann Braun: Die Haltung Thibauts zu Promotion, Habilitation und Professur jüdischer Rechtsgelehrter, in: Hattenhauer, S. 35–52
- Arno Ehrhard: Die Verbrechen des Schulmeisters Gord († 1794). Ein außergewöhnlicher Kriminalfall in Ziegelhausen, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 87–92
- Bärbel und Martin Fach, Thilo Winterberg: Gebrüder Ernst und Bernhard Fries. Leben – Einordnung – Werk. Ausstellungskatalog, Oberursel, Heidelberg 2017
- Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder, Christian Baldus (Hgg.): Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840). Bürger und Gelehrter (Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 15), Heidelberg 2017
- Heike Hawicks, Ingo Runde: Die Kaiser in Heidelberg am Wendepunkt von Waterloo und Friedrich Wilkens Ringen um die Rückgabe der Bibliotheca Palatina 1815–1816, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 175–183
- Heike Hawicks, Ingo Runde: 16. Mai 1816. Papst Pius VII. teilt der Universität Heidelberg den Abschluss der Rückgabe eines Teils der Bibliotheca Palatina mit (Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2017, [Heidelberg 2017])
- Alexander Heinzmann: Der Heiligenberg bei Heidelberg in Bildern des Malers Heinrich Hoffmann. Hg. von der Schutzgemeinschaft Heiligenberg und der Handschuhseimer Geschichtswerkstatt, mit einem Beitrag von Hans Christoph Rieger, Heidelberg 2017
- Dörte Kaufmann: Thibaut als Vertreter der Ruperto-Carola im Badischen Landtag, in: Hattenhauer, S. 53–58
- Bruno König: Hölzerlips und seine Spießgesellen, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 119f.
- Werner Kühlmann: Die Schifferin auf dem Neckar. 1849. Gottfried Keller in Heidelberg über Hoffnungen und Scheitern der badischen Revolution, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 133–136
- Stefan Mörz: Die höfische Welt des Kurfürsten Carl Theodor zwischen Absolutismus und Aufklärung, in: Stadt Schwetzingen, S. 274–281
- Bärbel Pelker: Das Musiktheater am Hof des Kurfürsten Carl Theodor in der Zeit von 1743 bis 1778, in: Stadt Schwetzingen, S. 284–291
- Ludwig Schmidt-Herb: Der Kindsmord am Rohrbacher Kreuz, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 185–192
- Klaus-Peter Schroeder: Anton Friedrich Justus Thibaut – Ein deutsches Gelehrtenleben im Umbruch der Epochen, in: Hattenhauer, S. 1–20
- Gerhard Schwinge: Die Vereinigung des reformierten und des katholischen Gymnasiums in Heidelberg 1808 und die anfänglichen Widerstände gegen die Vereinigung und gegen den Neuhumanismus im Bildungswesen, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte. Jg. 11, 2017, S. 101–122

- Mary Shelley: Streifzüge durch Deutschland und Italien. In den Jahren 1840, 1842 und 1843. Bd. 1, Wiesbaden 2017
- Michael Stolleis: Maulbeeräume in der Kurpfalz. Privilegien für den Seidenbau, in: Pfälzer Heimat. Jg. 68, 2017, H. 2, S. 60–67
- Jürgen Vordersternmann: Pietismus, Rationalismus und Empfindsamkeit. Die drei Heiraten des Johann Heinrich Jung-Stilling, in: Pfälzer Heimat. Jg. 68, 2017, H. 2, S. 68–78
- Peter Zimmer: Sie sammelte Lieder des Volkes. Leben und Wirken der Odenwälder Dichterin Auguste Pattberg, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 113–118

19. und 20. Jahrhundert

- Heinrich Apfel: Handschuhshcim – will ich Dich preisen? Meine Jugend während der NS-Zeit – ein Zeitzeugenbericht, in: Jb Hhm 2017, S. 59f.
- Christian Baldus: Eigenwillig und differenziert: Eine Lanze für Otto Gradenwitz, in: Spieß, S. 295–304
- Gereon Becht-Jördens: Ein unbekanntes Kondolenzschreiben Hans Carossas an Ida Dehmel zum Tode des im Schweizer Exil verstorbenen jüdisch-deutschen Dichters aus Heidelberg Alfred Mombert, in: Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 33, 2017, S. 41–46
- Alfred Bechtel, Michael Leitz: Ein feste Burg ist unser Gott. Lebenserinnerungen der Katharina Leitz geb. Schober †. Teil 3, in: Jb Hhm 2017, S. 50–58
- Alfred Bechtel, Michael Leitz (Hg.): Eine feste Burg ist unser Gott. Lebenserinnerungen der Katharina Leitz, geb. Schober. Briefe und Berichte der vier Söhne Heinrich, Jakob, Hermann und Karl Leitz als Kriegsteilnehmer im 1. Weltkrieg, Heidelberg 2017
- Frank-Uwe Betz: Dr. Dr. Julius Deussen: Für 21 Kinder bedeutete die ärztliche „Euthanasie-Forschung“ in Heidelberg den Tod, in: Proske, S. 54–72
- Frank-Uwe Betz: Dr. Dr. Julius Deussens Umgang mit seiner NS-Vergangenheit. „Wusste als Parteianghöriger von Euthanisierungen mehr als wir“, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 217–228
- Angela Borgstedt, Sibylle Thelen, Reinhold Weber (Hgg.): Mut bewiesen. Widerstandsbioographien aus dem Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 46), Stuttgart 2017
- Magnus Brechtken: Albert Speer. Eine deutsche Karriere, München 2017
- Michael Buselmeier: Mittelalter contra Renaissance. Richard Benz und die Liebe zum Mittelalter (Edition Literaturhaus Heidelberg. Ausgabe 3), Heidelberg [2017]
- Andreas Cser: Krieg aus der Perspektive des Friedens. Zum Briefwechsel und zur Publizistik Eberhard Gotheins zwischen 1914 und 1918, in: Runde, S. 185–213
- Andreas Cser: Vom Weltkrieg bis zum demokratischen Neubeginn. Zum Briefwechsel zwischen Eberhard und Marie Luise Gothein in den Jahren 1914 bis 1923, in: Spieß, S. 263–277
- Jacqueline Dotzer: Die Entwicklung des Heidelberger Fremdenverkehrs 1840 bis 1914. Aufschwung, Stagnation und Förderung im Eisenbahnzeitalter, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 77–88
- Dagmar Drüll: Biogramme ausgewählter Heidelberger Professoren zur Zeit des Ersten Weltkriegs, in: Runde, S. 345–374
- Wolfgang U. Eckart: Der Krieg, das ‚Ärztliche‘ und die Pathologische Physiologie – Ludwig von Krehl in seinen Briefen an die Gattin, 1914–1918, in: Runde, S. 259–278
- Jürgen Egyptien: „... eine solche Einheit zu erleben das ist schon einen Weltkrieg wert“. Friedrich Gundolf als Deuter des Ersten Weltkrieges, Goethe-Interpret und George-Jünger, in: Runde, S. 215–240
- Jürgen Egyptien: Der George Kreis vor dem Ersten Weltkrieg. Das Jahrbuch für die geistige Bewegung und sein Kontext, in: Christophe Fricker (Hg.): Krise und Gemeinschaft. Stefan Georges Der Stern des Bundes (Das Abendland. NF 41), Frankfurt a.M. 2017, S. 38–52
- Frank Engehausen: Friedrich Karl Müller-Trefzer: Politischer Exponent des Nationalsozialismus in der badischen Ministerialbürokratie oder Gegenspieler des Parteiapparats?, in: Proske, S. 220–234

- Frank Engehausen: „vom politischen Nerv erfaßt und von nationaler Farbe durchleuchtet“.
Hermann Onckens publizistisches Wirken im Ersten Weltkrieg, in: *Runde*, S. 169–183
- Viktor Fichtenau: Prof. Dr. Paul Schmitthenner: Die Universität als Stätte wehrpolitischer Erziehung, in: *Prospe*, S. 257–271
- Detlev Fischer: Zwischen Heidelberg und Karlsruhe: Eduard Dietz (1866–1940), badischer Jurist und Historiker, in: *Spieß*, S. 239–262
- Hartmut Gräber: Oberstabsarzt Dr. Anton Ernst (1864–1920). Reservelazarettdirektor in Heidelberg – ein Militärarzt im Kaiserreich, in: *HJG Jg. 22*, 2018, S. 193–214
- Friedrich Wilhelm Graf: „Nach der Mobilmachung“. Ernst Troeltschs Sinndeutung des Krieges für Stadt und Universität, in: *Runde*, S. 77–98
- Horst Gundlach: Wilhelm Windelband und die Psychologie. Das Fach Philosophie und die Wissenschaft Psychologie im Deutschen Kaiserreich, Heidelberg 2017
- Martin Heidegger, Karl Löwith: Briefwechsel 1919–1973. Herausgegeben und kommentiert von Alfred Denker (Martin Heidegger Briefausgabe. Abt. II, Bd. 22), Freiburg, München 2017
- Dietrich Heither: Ich wusste, was ich tat. Emil Julius Gumbel und der rechte Terror in der Weimarer Republik (Neue kleine Bibliothek 235), Köln 2016
- Vanessa Hilss: Prof. Dr. Ernst Kriek: „Einordnen [...] nach allen Seiten hin“. Der NS-Wegbereiter in der Erziehung, in: *Prospe*, S. 198–209
- Uta Hinz: Ein Krieg am Schreibtisch – Der Weltkrieg in Max Webers Briefen, in: *Runde*, S. 123–145
- Gerhard Hirschfeld: Deutsche Professoren im Ersten Weltkrieg, in: *Runde*, S. 59–76
- Eugen Holl: Der Architekt Franz Sales Kuhn. Sein Leben und Wirken in Heidelberg, in *Handschuhsheim und darüber hinaus*, in: *Jb Hhm 2017*, S. 36–40
- Eugen Holl: Aussichtstürme in den Heidelberger Wäldern, in: *Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018*, Heidelberg 2017, S. 197–202
- Sebastian Horn: „Die Juden müssen in Deutschland ausgerottet werden!“ Arnold Ruge und die Radikalisierung des Antisemitismus nach 1919, in: Nils Steffen, Cord Arendes (Hgg.): *Geflüchtet – Unerwünscht – Abgeschoben. Osteuropäische Juden in der Republik Baden 1918–1923*, Heidelberg 2017, S. 73–92
- Dominic Kaegi, Bernd Weidmann: „Meine Hoffnung war, Deutschland möge ihn gewinnen“. Karl Jaspers, der Erste Weltkrieg und die Philosophie, in: *Runde*, S. 99–121
- Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): *Baden 1933. Die nationalsozialistische Machtübernahme im Spannungsfeld von Landes- und Reichspolitik* (Materialien. Lese- und Arbeitsheft 11-2017), Aalen 2017
- Thomas F. Mertel: Die Ausgestaltung der St. Vitus-Kirche 1911–1916. Teil 1: Erneuerung und Modernisierung, in: *Jb Hhm 2017*, S. 29–35
- Bärbel Meurer: Marianne Weber (1870–1954) – Gastgeberin des Heidelberger Sonntagskreises, in: Angela Borgstedt, Sibylle Thelen, Reinhold Weber (Hgg.): *Mut bewiesen. Widerstandsbiographien aus dem Südwesten* (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 46), Stuttgart 2017, S. 411–416
- Jan Ohnemus: Prof. Dr. Eugen Ulmer: Hochschullehrer und Kriegsrichter, in: *Prospe*, S. 283–298
- Wolfgang Proske (Hg.): *Täter Helfer Trittbrettfahrer. NS-Belastete in Nordbaden + Nordschwarzwald* (Bd. 7), Gerstetten 2017
- Joey Rauschenberger: Herbert Kraft: „Mitarbeit am Werk unseres Führers“, in: *Prospe*, S. 170–197
- Folker Reichert: Max Webers Grab in Heidelberg, in: *ZGO. Jg. 165*, 2017, S. 383–401
- Folker Reichert: „Das Publizistische streifende Historiographie“: Karl Hampe und die belgische Frage, in: *Runde*, S. 147–167
- Reinhard Riese: Zwei Karrieren. Eine Studie zur Geschichte der Heidelberger Stadtverwaltung 1933–1953, in: *HJG Jg. 22*, 2018, S. 89–109
- Reinhard Riese: Dr. Carl Neinhaus: Ein Mann, „der mitgetan hat, ohne innerlich dabei zu sein“?, in: *Prospe*, S. 235–256
- Thomas Röske, Maïke Rotzoll: Karl Wilmanns (1873–1945) in der Zeit des Ersten Weltkrieges, in: *Runde*, S. 279–296

- Klaus Rothenhöfer: Die „Elektrische Bahn Heidelberg–Wiesloch“. Die kurze Geschichte einer privaten Überlandbahn, in: *Badische Heimat*. Jg. 97, 2017, H. 3, S. 405–409
- Ingo Runde: „Es giebt sehr viel zu tun, nur fehlen die älteren Praktikanten für die Doctorarbeiten“. Anmerkungen zu Theodor Curtius und der chemischen Forschung im Ersten Weltkrieg, in: *Runde*, S. 337–343
- Ingo Runde (Hg.): Die Universität Heidelberg und ihre Professoren während des Ersten Weltkrieges. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 6. und 7. November 2014 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 6), Heidelberg 2017
- Stefan Schlosshauer-Selbach: Alfred Mombert – Weltenseher in Heidelberg, in: *Spieß*, S. 279–294
- Franz Schnauder: Heinrich Reinle – Eine badische Justizkarriere im Dritten Reich, in: *Spieß*, S. 305–331
- Charlotte Schönbeck: Radikaler Wandel – Philipp Lenard (1862–1947) in der Zeit des Ersten Weltkrieges, in: *Runde*, S. 297–336
- Julia Schönthaler: Badische Mädchenbildung in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Inwiefern wirkten sich Zeitgeist und Ideologie auf die schulische Bildung von Mädchen in Baden aus? Berlin 2017
- Klaus-Peter Schroeder: „Sie haben kaum Chancen, auf einen Lehrstuhl berufen zu werden.“ Die Heidelberger Juristische Fakultät und ihre Mitglieder jüdischer Herkunft (Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 16), Tübingen 2017
- Klaus-Peter Schroeder: „Nationalismus und Demokratie gehören zusammen“. Gerhard Anschütz: Gedanken und Ansichten eines Heidelberg Staatsrechtslehrers im Ersten Weltkrieg, in: *Runde*, S. 241–258
- Nils Steffen, Cord Arendes (Hgg.): Geflüchtet – Unerwünscht – Abgeschoben. Osteuropäische Juden in der Republik Baden 1918–1923, Heidelberg 2017
- Wiebling Tisch (Hg.): Wiebling Erinnerungen – Überliefertes, Erzähltes, Erlebtes aus unserer Kinder- und Jugendzeit. Redaktion: Walter Petschan, Heidelberg 2017
- Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg zur Zeit des Ersten Weltkriegs, in: *Runde*, S. 17–57

20. und 21. Jahrhundert

- Immo Appenzeller, Dirk Dubbers, Hans-Georg Siebig, Albrecht Winnacker (Hgg.): Heidelberger Physiker berichten. Rückblicke auf Forschung in der Physik und Astronomie. 3 Bde., Heidelberg 2017
- Claudia Baer-Schneider: Die besten Ideen entstehen im Wassertank! Der Wasserturm in der Heidelberger Bahnstadt wird zum Architekturbüro, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg*. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 46, 2017, H. 2, S. 107–112
- Petra Bauer, Dieter Teufel: Masterplan Neuenheimer Feld – Teil 2, in: *Jb Hhm* 2017, S. 107–115
- Lea Cloos: Heidelberg – eine Kinohauptstadt der 50er Jahre, in: *Keazor*, S. 29–38
- Rudolf Conzelmann: Die Anfänge der evangelischen Jugendarbeit in Handschuhsheim nach dem Krieg 1945, in: *Jb Hhm* 2017, S. 61–64
- Förderverein Collegium Academicum e.V., Franziska Meyer (Hgg.): Gemeinsam Leben und Lernen. Studentische Selbstverwaltung im Collegium Academicum 1945–2015, Heidelberg 2017
- Daniela Gress: „Wir wollen Gerechtigkeit!“ Die Ursprünge der Bürgerrechtsbewegung deutscher Sinti und Roma in Heidelberg, in: *HJG* Jg. 22, 2018, S. 111–128
- Sina Grössl: Dietrich Lehmann: Kreativer Geist und erfolgreicher Wissenschaftler, in: *Keazor*, S. 72–77
- Aliena Guggenberger: Der Heidelberger Filmclub – die Höhen und Tiefen einer studentischen Vereinigung, in: *Keazor*, S. 39–50
- Wolfram Hahn: Studentische Initiative mit Tradition. 50 Jahre Heidelberg-Haus, deutsches Kulturinstitut in Montpellier – ein Blick in das Universitätsarchiv, in: *Spieß*, S. 379–384
- Marianne Hecker: Eine kurze Filmszene, in: *Unser Land*. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 265

- Behar Heinemann: Romani Rose. Ein Leben für die Menschenrechte, Ulm 2017
- Rainer Kaschau: „Der Berg ruft“. Der Heiligenberg und die Musik, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 307f.
- Henry Keazor (Hg.): Film Plakat Kunst. Dietrich Lehmann und der Heidelberger Filmclub der 50er Jahre. Ausstellungskatalog Universitätsmuseum Heidelberg 27.10.2017–15.4.2018, Heidelberg 2017
- Svea Koischwitz: Der Bund Freiheit der Wissenschaft in den Jahren 1970–1976. Ein Interessenverband zwischen Studentenbewegung und Hochschulreform (Kölner Historische Abhandlungen. Bd. 52), Köln 2017
- Ijoma Mangold: Das deutsche Krokodil. Meine Geschichte, Reinbek 2017
- Beverley Mühlbauer: Henry Schmitt. Lebenswege eines Handschuhheimers in den USA, in: Jb Hhm 2017, S. 65–68
- Wolfgang G. Nestler: Waggonfabrik wird Wohnquartier, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 133–146
- Anna Parrisius: „Wir haben uns die historischen Kostüme der 20er Jahre angezogen“. Eine Untersuchung der Israelkritik des Sozialistischen Palästina-Komitees Heidelberg, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 229–251
- Christmut Präger: Natur und Kunst in der Stadt. Das „Zeichen für Baum“ am Zollamt, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 129–131
- Maike Rotzoll: „Fundamentally changed duties“. The introduction of advanced training for nurses at the Psychiatric University Heidelberg as part of the Early Psychiatric Reform in West-Germany, in: Sylvelyn Hähner-Rombach, Karen Nolte (Hgg.): Patients and social practice of psychiatric nursing in the 19th and 20th century (Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Beiheft 66), Stuttgart 2017, S. 185–197
- Ingo Runde: Nachruf auf Prof. Dr. Werner Moritz (1947–2015), in: Archivar. Zeitschrift für Archivwesen. Jg. 69, 2016, H. 1, S. 94
- Ruprecht e.V. (Hg.): 30 Jahre Ruprecht. Heidelberger Studentenzeitung, Heidelberg 2017
- Ludwig Schmidt-Herb: Chronik eines Festjahres. 1250 Jahre Rohrbach, in: HJG Jg. 22, 2018, S. 252–256
- Franz Streng: Das Heidelberger Institut für Kriminologie von 1962 bis 1987, in: Matthias Rau (Hg.): 50 Jahre Südwestdeutsche und Schweizerische Kriminologische Kolloquien, Berlin, Freiburg i.Br. 2017, S. 27–36

Zu mehreren Zeitabschnitten

- Klaus-Peter Baumer: Die Freiherren von Hundheim. Ortsherren von Ilvesheim im Dienste von Kurtrier, Speyer, Kurpfalz und Baden, Edingen-Neckarhausen 2017
- Alfred Bechtel, Michael Leitz: Besitzer, Pächter, Beständer der 6. Mühle, Mühlalstraße 122, in: Jb Hhm 2017, S. 41–49
- Alfred Bechtel (Hg.), Michael Leitz, Ludwig Haßlinger: Die Mühlen im Siebenmühlental in Handschuhheim, Heidelberg 2017
- Bert Burger: 2016 auf dem Heiligenberg. Lebendiges Erbe der Benediktinermönche, in: Jb Hhm 2017, S. 21–23
- Michael Buselmeier: Heidelberg – Stadt der Dichter? Warmbronn 2017
- Folke Damminger, Uwe Gross, Roland Prien, Christian Witschel: Große Welten – Kleine Welten. Ladenburg und der Lobdengau zwischen Antike und Mittelalter (LARES II. Ladenburger Reihe zur Stadtgeschichte. Bd. 2), Edingen-Neckarhausen 2017
- Horst Eichler: Lernlandschaft Südliche Gaisbergscholle. Landschaftsökologischer Wegbegleiter und Führer durch eine alte Kulturlandschaft, Ubstadt-Weiher 2017
- Max Graff, Thomas Wilhelmi (Hgg.): „Es labt nur tapfre Zecher, das Heidelberg Faß“. Heidelberger Trinkpoesie aus vier Jahrhunderten, Heidelberg 2017
- Ludwig Haßlinger: Die Abwasserentsorgung in Handschuhheim vor dem Anschluss an die Kanalisation, in: JB Hhm 2017, S. 25–27

- Heike Hawicks, Ingo Runde: Kriegsbedingte Verluste von Kulturgütern und deren partielle Restitution am Beispiel zweier Papsturkunden der Jahre 1387 und 1816 aus dem Universitätsarchiv Heidelberg, in: Spieß, S. 333–354
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 22, 2018, Heidelberg 2017
- Initiative Stolpersteine Heidelberg (Hg.): Stolpersteine in Heidelberg 2010–2015, Heidelberg 2017
- Gerhard Kabierske: Vom mittelalterlichen Kleinhaus bis zur Tankstelle der 1950er-Jahre. Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2016, in: Badische Heimat. Jg. 97, 2017, H. 4, S. 569–586
- Werner Keller: „Haus des Lebens“ – „Haus der Ewigkeit“. Der neue jüdische Friedhof in Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2017, S. 83–88
- Grit Koltermann: Von der Anbetung zur musealen Präsentation. Die Heidelberger Kornmarktmadonna im Wandel ihrer Wahrnehmung, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 46, 2017, H. 3, S. 184–189
- Erich J. Lehn: Das Hofgut „uff der Glashütt“. Zur Geschichte von Peterstal, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2018, Heidelberg 2017, S. 81–86
- Carmen und Volker Oesterreich (Hgg.): 100 Heidelberger Meisterwerke, Heidelberg u.a. 2017
- Ingo Runde: Universitätsreformen in Heidelberg – Überlieferung und Erschließung, in: Martin Kintzinger, Wolfgang Eric Wagner, Julia Crispin (Hgg.): Universität – Reform. Ein Spannungsverhältnis langer Dauer (12.–21. Jahrhundert). Tagung der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 18.–20. September 2013 in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Basel 2017, S. 71–92
- Pirmin Spieß, Christian Hattenhauer, Michael Hettinger (Hgg.): Homo heidelbergensis. Festschrift für Klaus-Peter Schroeder zum siebzigsten Geburtstag (Schriften zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 18), Neustadt a. d. W. 2017
- Stadt Schwetzingen (Hg.): Schwetzingen – Geschichte(n) einer Stadt. Bd. 1 (Schwetzinger Historische Schriften. Bd. 1), Heidelberg u.a. 2017
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2017, Heidelberg 2017
- Johann Thali: Die Manessische Liederhandschrift – Minnesang, in: Jürgen Dendorfer (Hg.): Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein (Schlaglichter regionaler Geschichte. Bd. 4), Freiburg i.Br. 2017, S. 83–107, 183f.
- Jörg Widmaier: Nicht auf Glauben allein gebaut. Kulturdenkmale der Reformation in Baden-Württemberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 46, 2017, H. 1, S. 3–8
- Hubert Wolf, Hans-Georg Wehling, Reinhold Weber (Hgg.): Staat und Kirche seit der Reformation (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 47), Stuttgart 2017

Zusammenstellung: Reinhard Riese

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Jo-Hannes Bauer, M.A., geb. 1953, Journalist und Medienpädagoge. Bergheimer Straße 133, 69115 Heidelberg (p)
- Dr. Eva Bernhardt, Lehrerin für Geschichte, Französisch, Spanisch und Gemeinschaftskunde an der Elisabeth-von-Thadden-Schule, Mitglied des Vereins KZ-Gedenkstätte Neckarelz, Veröffentlichung im Auftrag der KZ-Gedenkstätte. bernhardt@thaddenschule.de (d)
- Prof. Michael Braum, geb. 1953, Städtebauer, geschäftsführender Direktor der Internationalen Bauausstellung Heidelberg. Emil-Maier-Straße 16, 69115 Heidelberg (d)
- Dr. Bernd Braun, stellv. Geschäftsführer der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in Heidelberg, Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Arbeiterbewegung und des Parlamentarismus im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Friedrich-Ebert-Haus, Untere Straße 27, 69117 Heidelberg, bernd.braun@ebert-gedenkstaette.de (d)
- Stefan Bröhl, M.A., geb. 1991, Studium der Geschichte in Bonn und Heidelberg, Doktorand am Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte (FPI) der Universität Heidelberg. stefan.broehl@onlinehome.de (p)
- Michael Buselmeier, geb. 1938, Schriftsteller. Kühler Grund 58, 69126 Heidelberg (p)
- Dietrich Dancker, geb. 1967. Bruchhäuser Weg 1, 69124 Heidelberg, D.Dancker@gmx.de (p)
- Jasmin Elsner-Huber, geb. 1990, Lehramtsstudium für Werkreal-, Haupt-, und Realschulen an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg (Geschichte, Deutsch und Ethik), Doktorandin im Fach Geschichte, Pädagogische Hochschule Heidelberg, Vorstandsmitglied der Heidelberger Lupe e.V. j.huber@heidelberger-lupe.de (d)
- Dr. Gabriele Geibig-Wagner, Studium der Germanistik und Musikwissenschaft, Forschungsschwerpunkt: Literatur und Musik des 19. Jahrhunderts, Universität Würzburg, Zentrum für innovatives Lehren und Studieren, Bereich Hochschuldidaktik. geibig-wagner@gmx.de (p)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent i.R. an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Dr. Carola Hoécker, M.A., geb. 1967, freiberufliche Historikerin. Römerstraße 49, 69115 Heidelberg, buch-museum@web.de (d)
- Prof. Dr. Christian Jansen, geb. 1956, lehrte in Bochum, Konstanz, Jerusalem, Berlin und Münster. Seit Oktober 2013 Lehrstuhl für Neuere Geschichte (Schwerpunkt 19. Jahrhundert) an der Universität Trier. Forschung u.a. zur Heidelberger Universitätsgeschichte, zur nachrevolutionären Epoche 1849-71, zur italienischen Geschichte und Gumbel-Biograph. jansen@uni-trier.de (d)
- Ewald Keßler, geb. 1940, Theologe, Archivar i.R., Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Alt-Katholizismus, Universitätsgeschichte. Grauenbrunnenweg 4, 69181 Leimen, ewald.kessler@arcor.de (p)
- Dr. Hans Oskar Koch, geb. 1945, Studium der Schulmusik in Mannheim, Geschichte, Musikwissenschaft und Pädagogik in Heidelberg. Abteilungsleiter Musik und Kultur beim SWF/SWR. Forschungsschwerpunkt: Südwestdeutsche Musikgeschichte. Theodor-Heuss-Straße 90, 67240 Bobenheim-Roxheim, dr.koch.ho@t-online.de (p)
- Dr. Enno Krüger, geb. 1959, Kunsthistoriker, Angestellter der Citypastoral der Katholischen Stadtkirche Heidelberg, Dozent in der Erwachsenenbildung, Organisator und Moderator des Erzählcafés Boxberg-Emmertersgrund. kruenn@web.de (p)
- Dr. Renate Marzloff, geb. 1938, Studium der Romanistik, Germanistik, Kunstgeschichte, bis 2001 Lehrerin für Deutsch, Französisch, Kunst. Jaspersstraße 33, 69126 Heidelberg (p)
- Verena Meier, geb. 1988, Studium der Geschichte, Anglistik, Europäischen Kunstgeschichte und Philosophie (Staatsexamen mit Gymnasiallehramt) in Heidelberg und Jerusalem, Doktorandin an der Forschungsstelle Antiziganismus, Gründungsmitglied und 1. Vorsitzende

- der Heidelberger Lupe e.V. Hermann-Löns Weg 18a, 69118 Heidelberg, v.meier@heidelberger-lupe.de (d)
- Ingrid Moraw, Lehrerin für Geschichte, Politik und Deutsch i.R. Robert-Stolz-Weg 8, 69181 Leimen, F.i.moraw.@t-online.de (p)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg, hansmartin.mumm@gmx.de (p)
- Felix Pawlowski, geb. 1988, Studium der Politikwissenschaften und Jüdischen Geschichte in Greifswald und Heidelberg, Referent für Online-Management und Social Media der Deutschen Stiftung für junge Erwachsene mit Krebs in Berlin, Gründungsmitglied und stellvertretender Vorsitzender der Heidelberger Lupe e.V. f.pawlowski@heidelberger-lupe.de (d)
- Walter Petschan, geb. 1949, Lehrer für Geschichte und Latein i.R. Schwabenheimer Weg 5c, 69123 Heidelberg (p)
- Debora Pape, M.A., geb. 1981, Studium der Geschichte und Klassischen Archäologie in Heidelberg, im Online Marketing tätig. Ist der Regionalgeschichte verbunden, schreibt u.a. über Landkarten. 69250 Schönau, debora.pape@web.de (p)
- Nadine Povoden, geb. 1985, Studium der Bildungswissenschaften in Hagen und Heidelberg, Akademische Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg im Projekt Transfer Together – Antiziganismusprävention, Mitglied der Heidelberger Lupe. Povoden@ph-heidelberg.de (d)
- Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, freiberuflicher Kunsthistoriker in Heidelberg. chris.praeger@web.de (p)
- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@t-online.de (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink, M.A., Studium der Kunstgeschichte und Germanistik, Verlegerin, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, morlock.rink@arcor.de (p)
- Dr. Ingo Runde, Direktor des Universitätsarchivs Heidelberg, Lehrbeauftragter für Historische Grundwissenschaften an der Universität Heidelberg, Vorstandsmitglied im Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg. runde@uniarchiv.uniheidelberg.de (d)
- Roland Schaeffer, geb. 1951, Dipl. Soz., nach Jahrzehnten in der Umwelt- und Finanzverwaltung von Stadt, Land und Bund nun freier Publizist. Schaeffer.Roland@web.de (p)
- Florian Schmidgall, B.A., geb. 1985, Historiker und Photo-Laborant. Dreikönigstraße 11/9, 69117 Heidelberg, florian.schmidgall@gmail.com (p)
- Dr. phil. Matthias Wermke, freier Lektor und Honorarlehrkraft, langjähriger Leiter der Duden-Redaktion, Vorsitzender des gemeinnützigen Vereins Freundeskreis Literaturhaus Heidelberg e.V. Albert-Ludwig-Grimm-Straße 16/1, 69469 Weinheim, post@dr-wermke.de (p)

Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen, Ausstellungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 35,00 €. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite www.haidelberg.de.

Vorstand:

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink

Dr. phil. Martin Krauß, Hansjoachim Räther, Prof. (apl.) Dr. med. Maike Rotzoll

Kontakte:

Vereinsadresse:

Heidelberger Geschichtsverein

c/o Hans-Martin Mumm

Kaiserstraße 10

69115 Heidelberg

E-Mail: hans-martin.mumm@gmx.de

Internet: www.haidelberg.de

Jahrbuch:

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Die Bände bis Jg. 20 kosten 18,00 Euro, ab Jg. 21 kosten sie 22,00 Euro.